Ungarische Volksmärchen.

Nach der

aus Georg Gaals Nachlaß herausgegebenen Urschrift

übersetzt von

J. Stier.

Mit dreiundzwanzig Holzschnitten.

Pesth
Verlag von Gustav Heckenast.

NW·UNIVERSITAIRE BIBLIOTHEKEN

Vorwort.

Zur richtigen Würdigung der Sammlung, welche hier in deutschem Gewande geboten wird, bedarf es einiger Worte über die ungarische Märchenliteratur überhaupt.

Noch ehe der erste Band der Grimmschen Märchen erschien, hatte Georg von Gaal (von Dugonitsch angeregt) angefangen, ungarische Volksmärchen zu sammeln. Geboren den 21. April 1783 in Preßburg, Beamter des Fürsten Eßterházy in Kismarton, seit 1808 Bibliothekar desselben in Wien, beschäftigte er sich viel mit deutscher Literatur sowie mit andern neuern Sprachen, und bemühte sich gleichzeitig, die Geisteserzeugnisse seines Vaterlandes durch Uebersetzungen weiter bekannt zu machen. Seine „Märchen der Magyaren" (siebzehn an Zahl) erschienen 1822 in Wien bei Wallishaußer. Theils sein Bildungsgang, theils der Einfluß des persönlichen Umgangs mit jenem Fürsten machen es erklärlich, daß er, trotz richtiger Schätzung der Grimmschen Arbeit, sich hinsichtlich der Darstellung mehr an Musäus anschloß. Wie dieser seinen zechlustigen Tambour, so hatte Gaal einen alten Husaren gefunden, dessen Erzählungen er aufzeichnete,

mit den früher anderwärts gesammelten Bruchstücken verglich und daraus seine Märchen für den Druck zusammenstellte. Die ungarischen Originale bewahrte er handschriftlich, suchte sie noch zu vermehren, und übergab sowol diese als eine anderweitige werthvolle Sagensammlung 1855, als er nach Bosnien reiste, seinem Freunde Professor Toldy in Pesth, welcher (wie verlautet) den gesammten Nachlaß in Gemeinschaft mit Gabriel Kazinczy herauszugeben beabsichtigt*). — Er starb in Wien 6. Nov. 1855.

Auf Gaal folgte Graf Johann Majláth (Magyarische Märchen und Sagen. Brünn 1825) und Alois Mednyánßky (Ungarische Volksmärchen. Pesth 1828); in beiden Sammlungen jedoch sind Sagen und Märchen nicht gehörig gesondert, auch mangelt noch immer der rechte Erzählerton.

Reichere Quellen flossen seit dem Jahre 1846, wo Johann Erdélyi im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft die Herausgabe der Népdalok és Mondák (Volkslieder und Märchen) begann, deren dritter Band 1848 erschien. Gleichzeitig gab Unterzeichneter die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Märchen in deutscher Uebersetzung heraus (Berlin, bei A. Dümmler**) der Druck verzögerte sich bis 1850); die Uebersetzung der an Zahl doppelt überlegenen des dritten Bandes harrt seit lange eines geneigten Verlegers. Diese Erdélyischen Mondák nun sind es, welche den

*) Zu eben ist der erste Band, 240 Seiten stark, bei Ferd. Pfeifer in Pesth erschienen, er enthält 45 Märchen, darunter drei hier von Erdélyi bereits herausgegebene. Die ganze Sammlung zählt achtzig Märchen.

**) „Ungarische Sagen und Märchen. Aus der Erdélyischen Sammlung übersetzt von W. Z."

auch an Frische der Darstellung nicht hinter den deutschen zurück stehenden Grundstock ungarischer Märchen bilden.

Ueber die Arbeiten des Franz und der Therese Pulßky (London 1851, und Berlin 1852) vermag ich nicht zu urtheilen. Wißenschaftlicher auf jeden Fall, und ein nicht unwürdiges Seitenstück zur Grimmschen Arbeit ist Arnold Ipolyis durchaus auf deutscher Gründlichkeit beruhende Magyar Mythologia (Pesth, Heckenast, 1854), deren Uebersetzung gegenwärtig vorbereitet wird. Theils schon in diesem Buche theils in der von August Greguss und Johann Hunfalvy herausgegebenen Zeitschrift Családi könyve (Familienbuch) finden sich noch Märchen zerstreut.

Aber Grimm hatte ganz Recht, wenn er S. XLVI der Kinder- und Hausmärchen 6. Aufl. die Vermuthung aussprach, daß wahrscheinlich erst ein geringer Theil des Ungarischen Märchenschatzes veröffentlicht sei; von der Herausgabe des eben genannten Gaalschen Nachlaßes darf gewiss noch viel erwartet werden, namentlich wird sie, geschickt durchgeführt, zu manchem von Gaal vermeintlich verschönerten Märchen das vermißte volksmäßige Original nachliefern. Diese unsre Vermuthung wird gerechtfertigt durch die bereits vorhandene Probe. Einen kleinen Theil jenes Nachlaßes nämlich hat J. Erdélyi (wie es heißt halb gegen des Besitzers Willen) 1857 in seinen mit Holzschnitten ausgestatteten Nepmesek (Volksmärchen) herausgegeben, und diese sind's, von denen wir hier den deutschen Lesern eine möglichst getreue Uebertragung bieten. Eine möglichst getreue — denn nur an drei Stellen haben wir (um die Märchen so herzustellen, daß sie jedem Kinde unbedenklich in die Hand gegeben werden

können) die gar zu natürliche Darstellung der Urschrift, ohne irgend einen Zug zu tilgen, etwas zusammengezogen, und außerdem hie und da andre (wie wir glauben passendere) Namen und Ueberschriften gewählt.

Ausführlichere Anmerkungen — so gern wir sie beifügten — hätte der vergönnte Raum kaum gefaßt; doch können wirs uns nicht versagen, wenigstens einige Andeutungen zu geben — größtentheils auf Grund der in Nr. 82 des Magyar Sajto von 1855 enthaltenen Beurtheilung des Buches durch Arn. Ipolyi.

Zu Nr. 1 (Nepm. 2 „a hajnalkötözö kiralyfi) sind noch zwei mehr oder weniger abweichende Darstellungen vorhanden: die eine sehr einfache handschriftlich in Ipolyis Besitz nach Engessys Mittheilung, die andre ausgeführtere in Majláths zweiter Sammlung. Auf letztere hat bereits Grimm (Mythol. 706) aufmerksam gemacht.

Nr. 2 (Nepm. 1) erinnert dem Stoffe nach großentheils an das walachische Märchen Gillije, von Majláth nicht ohne „Verschönerung" ungarisch mitgetheilt in der Zeitschrift Honderü, Jahrg. 1841 Nr. 19. Einzelnes gemahnt an Dornröschen und die Brunhildsage — eine Seltenheit in ungarischen Märchen.

Nr. 3 (Nepm. 8) gleicht manchem deutschen, schon in Gaals „gläserner Hacke" S. 53 ist einzelnes daraus verarbeitet.

Nr. 4 (Nepm. 17) schließt sich an deutsche Märchen (s. vor allem Grimm 3. Band Nr. 14) noch enger an, als das von Ipolyi in Wolfs Zeitschrift (1854, 5. Heft) bekannt gemachte — andere sind ungedruckt.

Nr. 5 (Nepm. 3). Einzelnes kehrt wieder in Gaals gläser

ner Hacke S. 56. Zu dem Zwerge Bakaraszny (Beckspannen lang) vergleicht Ipolyi Myth. S. 575 die Zwergnamen Mohnkopf, Bohnenauge, Pfefferkern.

Nr. 6 (Népm. 4) vergl. Majl. 53 und anderes; die beiden Theile gehören wol ursprünglich nicht zusammen.

Nr. 7 (Népm. 5: a mosolygó alma). Die Ausbrütung goldner Eier findet sich — von der Veda abgesehn — fast ebenso in esthnischen Märchen, s. Ipolyi Myth. S. 311.

Nr. 8 (Népm. 6). Weißnitle lautet ungarisch Nemtudomka und Nemtudka.

Nr. 9 (Népm. az aranyhaju ikrek) ist im Wesentlichen „der rothe Hund" bei Gaal, und vermuthlich gradezu dessen ungarische Grundlage. Schon Grimm erkannte mit seinem Tacte die Bearbeitung durch Gaals Hand, welche wahrscheinlich den besagten Hund erst eingeführt hat.

Nr. 11 (Népm. 12) bietet allbekannte Züge, besonders lebhaft dargestellt.

Nr. 12 (Népm. 11: a bölés királyfi) ist Bruchstück jener uralten indisch-arabischen Geschichte, welche im Mittelalter den Weg in griechische und lateinische Volksbücher fand, und sich bei den Ungarn an Kaiser Pontianus, bei den Deutschen an Diocletian oder den König von Frankreich knüpfte. Vgl. A. Kellers Ausgabe des Hans von Bühel (1841).

Nr. 14 (Népm. a barom vadorló) ist bemerkenswerth wegen der sowol in andern ungedruckten ungarischen als in den serbischen Märchen des Vuk Karadschitsch vorkommenden Blendung eines einäugigen Riesen; wozu zunächst nicht Polyphemos

zu vergleichen ist, sondern der Cyclop der tatarischen Oghuzen Vgl. von Diez „der neuentdeckte oghuzische Cyklop. Halle 1815."

Nr. 15 (Nepm. 13: a leghüsegesebb királykisasszony) glaubt Ipolyi aus der Reihe der eigentlich ungarischen Märchen streichen zu müßen.

Nr. 16 (Nepm. 15: Tamas kocsis) scheint in ähnlicher Weise wie oben 9 das ungarische Original zu dem Gaalschen „Kutschermärchen" zu sein, s. S. 129.

Zu dem Sonnengott (napisten) in Nr. 17 (Nepm. 16: Jézus mondásának teljesedni kell) vergleicht Ipolyi Vorb. 291 ein ähnliches in Rimanßki's slowakischen Märchen vgl. auch Gaal im Schlangenprinzen S. 376.

Nr. 20 (Nepm. 19 II.) endlich erkennt jeder als ein in und außer Deutschland allbekanntes Spaßliedchen, zu dem wir noch das wenig verschiedene neugriechische bei Sanders (Volksleben S. 56) vergleichen.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß gegenwärtiges Büchlein seinen mehrfachen Zweck einigermaßen erfüllen möge: zu unterhalten, der ungarischen Märchenliteratur Theilnahme zu erwerben, und das Verständnis unserer vaterländischen zu fördern

Wittenberg, im Juni 1857.

W. S.

1. Die sechs Drachen

Wo war's — wo war's nicht? Weit über dem Operenzmeere war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter. Der König war sehr alt und stund schon mit einem Fuße im Grabe. Wie er nun nahe am Sterben war, ließ er seine Söhne rufen und sagte zu ihnen „Hört, meine Söhne! Eure Schwestern müßt ihr dem Ersten geben, der um sie anhält. Wenn ihr im Walde jagt, hütet euch vor dem großen Pappelbaume, und wenn ihr euch in der Nacht einmal dort verspätet, so geht nie und legt euch drunter schlafen." Nicht lange drauf starb der alte König und das Königreich kam an seinen jüngsten Sohn. Einmal des Abends, wie sie alle zusammen beim Abendessen saßen, sagte Jemand am Fenster „gebt mir doch eure älteste Schwester!" Die Söhne wollten dem Befehle ihres Vaters gehorsam sein und gaben sie ihm gleich durch's Fenster. Tags darauf um dieselbe Zeit forderte Jemand die mittelste Tochter, die gaben sie dem auch. Am dritten Abende forderte wieder eine Stimme die jüngste, auch die steckten sie ihm zum Fenster hinaus. So waren nun die drei Königssöhne ganz allein.

Einmal giengen sie in dem Walde jagen, und wie es Abend wurde, waren sie zufällig grade unter dem Baume, den ihnen ihr

Vater verboten hatte. Seine Warnung fiel ihnen wohl ein, aber sie wollten doch auch gern wissen, warum er's ihnen verboten hätte. Sie legten sich also drunter schlafen, weil sie so müde waren, und der älteste Königssohn hielt Wache. Ein großes Feuer brannte, und er legte tüchtig nach; auf einmal merkt er, daß etwas an dem Feuer frißt und es nach und nach verzehrt. Wie er näher zusieht, sieht er, daß es ein großer Drache mit drei Köpfen ist. Gleich geht er mit dem Säbel auf ihn los, sie kämpfen eine Weile, am Ende aber besiegt er den Drachen, gräbt ihm eine Grube unter dem Baume und begräbt ihn darin. Wie es wieder Tag wurde, stunden die beiden jüngern Brüder auf, aber von der Nachtgeschichte wußten sie nichts, und ihr großer Bruder sagte ihnen auch kein Wort davon.

Nach einiger Zeit giengen sie wieder in den Wald jagen, und legten sich für die Nacht auch wieder unter den Baum. Diesmal wachte der mittelste Sohn, weil die andern schliefen. Auf einmal, wie er so mit gezogenem Säbel unter dem Baume auf und ab geht, merkt er, daß etwas am Feuer frißt und es verzehrt; wie er näher hinsieht, sieht er, daß es ein sechsköpfiger Drache ist. Gleich haut er mit dem Säbel nach ihm, lange kämpfen die beiden, aber am Ende tötete der Königssohn auch den Drachen und begrub ihn unter dem Baume. Am Morgen stunden die andern Brüder auf, aber von dem, was in der Nacht geschehen war, wußten sie nichts.

Wieder übernachteten sie einmal unter dem Baume, da blieb der Jüngste Wache stehen. Weil er so mit blankem Säbel auf und ab geht, sieht er auf einmal, daß etwas am Feuer frißt und es verzehrt; diesmal merkt er's aber erst, wie schon alles verzehrt war. Wie er genauer zusieht, sieht er, daß es ein neunköpfiger Drache ist. Wieder haut er gleich mit dem Säbel nach ihm, und

ſie kämpfen lange miteinander; zuletzt wird auch der Drache vom Königsſohne beſiegt und wie die vorigen unter dem Baume begraben.

Nun dachte der Königsſohn aber gleich daran, wo er ein bischen Feuer herkriegen könnte, und gieng in den Wald ſuchen, wo er ein bischen fände. Auf einmal ſieht er ein kleines Licht flimmern; er geht alſo drauf zu, da ſieht er, wie die Nacht ſich mit der Morgenröthe balgt. Da fragt er, warum ſie ſich balgten. „Darum“ ſagt die Morgenröthe, „weil ich ſchon aufgehen möchte, die Nacht will's aber nicht haben.“ Da ſchnitt der Königsſohn ſeine Hoſenbundſchnur auseinander und band ſie jede an einen Baum. Nun gieng er und nahm das kleine Licht, aber bis er dahin gekommen war, wo ſeine Brüder ſchliefen, war's wieder ausgegangen. Nun mußt' er ſich noch einmal Licht ſuchen. So wandert er ohne Raſt und Ruh durch den Wald: auf einmal ſieht er einen Fleck, da flackert ein gewaltiges Feuer himmelhoch. Wie er hinkommt, ſieht er drei Rieſen um das Feuer liegen und ſchlafen. Zwiſchen denen geht er grade durch und faßt einen tüchtigen Feuerbrand; wie er aber umkehrt, da fällt dem einen Rieſen ein brennendes Stück auf den Rücken. Der packt gleich den Königsſohn und ſagt zu dem zweiten Rieſen „Du guck mal her, da hab' ich 'ne Mücke gefangen!“ Sagt der Andre „thu ihr nichts, das iſt ja der kleine Königsſohn; was ſollen wir mit dem machen?“ Sagt der Dritte „braten wollen wir ihn, braten und auffreſſen!“ Nun bat ſie der Königsſohn, ſie möchten ihm doch nichts thun. „Na!“ ſagt einer von den Rieſen, „wir wollen Dir nichts thun, wenn Du thuſt, was wir von Dir verlangen.“ Der Königsſohn verſprach ihnen Geld und Gut, wenn ſie ihn nur losließen. Sagt der größte Rieſe zu ihm „na hör' einmal, der und der König hat drei Töchter; wir haben ſie uns ſchon

holen wollen, aber das gieng nicht, denn da war ein Hähnchen und ein Hündchen, die wittern gleich alles Fremde und melden es; wenn Du uns nun die drei Königstöchter holst oder das Hähnchen und das Hündchen totschlägst, dann kannst Du gehen wo Du hin willst." Sagt der Königssohn „gut, das will ich thun; gebt mir nur einen Knaul Bindfaden, das Ende laß ich hier, das muß einer von Euch in die Hand nehmen; wenn ich dann den Faden anziehe, so kommt mir zu Hülfe."

Nun gieng der Königssohn fort ohn' Rast und Ruh und war schon nahe an der Burg, da kam er an ein Wasser und wußte gar nicht, wie er drüber kommen sollte. Gleich zog er den Bindfaden an und gleich war auch einer von den Riesen da, der warf eine Eiche über's Wasser, da konnte der Königssohn hinüber. Nun gieng er ins Schloß; Hähnchen und Hündchen spürten nichts von ihm, weil der Wind grade entgegen wehte. Zuerst gieng er in die Schlafkammer der ältesten Königstochter; da sah er sie auf einem kupfernen Bette liegen. Gleich zog er ihr den

goldnen Ring vom Finger und steckte ihn an seinen. Weiter gieng er in die nächste Kammer, da sah er die mittelste Königstochter auf einem silbernen Sofa liegen. Auch der nahm er den goldnen Ring und steckte ihn an seinen Finger. Nun gieng er in

die dritte Kammer, da sah er die jüngste und schönste Königstochter auf einem goldnen Sofa liegen. Auch der zog er den goldnen Ring vom Finger, aber er gewann sie auch zugleich sehr lieb, weil sie so schön war, und dachte gleich daran, wie er die Riesen umbringen könnte. Er zog also den Bindfaden an, und gleich war auch ein Riese da und trat in das Haus. Nun war die Thür für seine Größe viel zu niedrig, so daß er sich bücken und den Kopf verbiegen mußte. Den schlug ihm nun der Königssohn auf der Stelle so ab, als hätt' er nie einen gehabt; seinen Leib aber schleppte er in einen Winkel. Nun zog er wieder den Bindfaden, da kam der zweite Riese, der bückte den Kopf ebenso, gleich schlug der Königssohn ihm den ab, ihn selber schleppt' er in den Winkel neben den ersten. Zum dritten Mal zog er den Bindfaden, da kam der dritte Riese; auch mit dem macht' ers so wie mit den andern.

Was sollt' er aber jetzt machen? Auf einmal fiel ihm ein, daß er Morgenröthe und Nacht nebeneinander an einen Baum gebunden hatte; auf der Stelle lief er hin und band sie los, gleich wurd' es auch Tag: dann gieng er wieder unter den großen Baum, wo seine Brüder schliefen, und weckte sie. Da sagte der älteste Bruder „potztausend, Brüderchen, war das eine lange Nacht!" „Ja" sagte der kleine Königssohn, „gehörig lange, lieber Bruder!" Nun machten sie sich zusammen auf und gingen ohne Rast und Ruh, bis sie daheim waren.

Einmal sagte der kleine Königssohn zu den beiden ältern Brüdern „kommt, wir wollen uns Frauen suchen; ich weiß wo drei schöne Königstöchter." Nun wanderten die drei ohne Rast und Ruh durch sieben und aber sieben Länder, noch über's Oxenzmeer. Da fanden sie eine Stadt, in der wohnten die drei Königstöchter. Sagt der kleinste Sohn zu seinen beiden Brüdern

„bleibt hier, ich will hinein und um die drei Königstöchter werben.“ Seine Brüder blieben auch da, und er gieng hinein; er war schon bis zum Schloßthore gekommen, wo der König wohnte: da stand auf einmal ein Mann vor ihm und fragte ihn wo er hin wollte. Er sagte „zum Könige; ich will für uns drei um seine drei Töchter werben.“ „„Das ist nicht eher erlaubt““ sagte jener, „„als bis er auf die Pauke hier geschlagen hat; und wenn er auf das wonach sie fragt nicht Antwort geben kann, so muß er sterben, wenn er auch tausend Seelen hat.““ Da schlug er drauf, sie fragte ihn allerlei über die Riesen, die er getötet hatte, und da antwortete er Wort für Wort auf die Fragen, und bekannte auch, daß er sie erlegt hätte.

Da sagte der König zu ihm „wähle unter meinen Töchtern.“ Gleich rief er die andern Brüder dazu und so nahmen die Dreie die drei Königstöchter, natürlich kam auf ihn die jüngste; und da hielten sie eine so große Hochzeit, daß die braune Bratenbrühe von Lützelburg bis Michelburg floß. Der Vater der Mädchen hatte keinen Sohn, und darum übergab er das Königreich seinem jüngsten Eidam; aber er bat sich aus, daß sie zusammen wohnen möchten. Nun wollte der kleine Königssohn einmal in das Königreich, das ihm sein Vater hinterlassen hatte, aber seine Gemahlin wollt' er auch mitnehmen. Der alte König sagte „nimm sie nicht mit, mein Sohn, denn Du behältst sie nur so lange, bis Du an die Grenze kommst, da rauben sie Dir sie den Augenblick.“ Aber seine Gemahlin hatte doch auch große Lust und so reiste sie doch mit ihm, und es begleiteten ihn wohl vierzig reisige Krieger. Auf einmal, wie sie über die Grenze gingen, rissen sie ihm die Königin so plötzlich aus der Kutsche, daß er gar nicht wußte wie ihm geschah. Da gieng der jüngste Königssohn wieder vollends heim, und sagte zu ihrem Vater

„denk' Dir, Väterchen, sie haben mir meine Königin geraubt, grade wie mir mein königlicher Vater vorausgesagt hatte; aber ich werde nicht wieder ruhig, bis ich sie aufgesucht habe." So bat er denn den alten König, er möchte ihm sagen, in was für ein Land sie seine Tochter wohl gebracht haben könnten. Der sagte aber „frage nur nach dem weißen Lande; wenn Du sie da nicht findest, dann siehst Du sie gewiß nicht wieder."

So machte er sich denn auf den Weg und wanderte durch sieben und aber sieben Länder; auf einmal kommt er an ein Schloß; er geht hinein, da findet er seine älteste Schwester, die fragt er „wohnst Du denn hier?" „„Ja freilich"" sagte die; „„mein Mann ist ein vierköpfiger Drache, mit dem leb' ich wie's halt geht."" Auf einmal kommt der Drache zu ihnen herein und sagt „grüß Dich Gott, Schwager; wo willst Du denn hin?" „„Ja ich suche das Weißland auf; kann mir der Herr Schwager nicht sagen, wie weit's dahin ist?" „Ich wahrhaftig nicht" sagte der Drache; „es müßte denn unter meinen Thieren eines davon was wissen." Da rief er alle seine Thiere zusammen, aber keins hatte von Weißland auch nur gehört.

Da macht sich der Königssohn wieder auf den Weg und wandert ohne Rast und Ruh durch sieben und aber sieben Länder; auf einmal kommt er an ein Schloß, er geht hinein, da trifft er seine zweite Schwester, deren Mann war ein achtköpfiger Drache. Fragt ihn der Schwager, wo er hin wolle. „Ja Schwager" sagte der Königssohn, „ich möchte gerne nach Weißland, wenn ich's nur finden könnte; weißt Du nichts davon?" „„Ich wahrhaftig nicht"" sagte der Drache; „„es müßte denn unter meinen Thieren eins davon was wissen."" Gleich ruft er seine Thiere zusammen und fragt sie, ob sie Weißland nicht

ennten, wie weit's bis dahin wäre. Aber die sagten alle, sie hätten nicht einmal den Namen gehört.

Da macht sich der Königssohn sehr betrübt wieder auf den Weg und wandert weiter durch sieben und aber sieben Länder. Auf einmal kommt er wieder an ein Schloß; er geht hinein, da sieht er seine jüngste Schwester sitzen, die noch jünger war wie er selber. Sie weinte und las in einem Buche; ihr Gatte war ein zwölfköpfiger Drache. Der fragte ihn auch „wo willst Du hin?“

„„Ja, Schwager““ antwortete der Königssohn, „„ich will nach Weißland; hast Du nichts davon gehört? weißt Du gar nichts davon wie weit's ist?““ „Ich wahrhaftig nicht“ sagte der, „es müßte denn von meinen Thieren eines was davon wissen.“ Er rief also seine Thiere zusammen und fragte sie, ob sie nie etwas von Weißland gehört hätten; aber alle sagten, sie hätten nie was davon gehört. Auf einmal, wie die andern Thiere schon wieder weggelaufen waren, hinkte ein lahmer Wolf heran. Den fragte der Drache auch „hast Du nichts von Weißland gehört?“ „„J freilich““ sagte der Wolf, „„ich habe mir ja dort das Bein gebrochen, wie ich ein Schaf holen wollte.““ „Na gut“ sagte der Drache zu ihm, „denn führe den Königssohn hier hin, Du sollst auch ein paar Schafe dafür kriegen.“ „„Nein, da geh' ich nicht wieder hinein““ sagte der Wolf, „„nicht um drei ganze Schafherden, höchstens bis an die Grenze begleit' ich ihn.“ Da kriegte der Wolf gleich ein Schaf zum Voraus, auch der Königssohn aß sich erst satt, dann wanderten sie ohne Rast und Ruh durch sieben und aber sieben Länder. Endlich führte der Wolf den Königssohn auf eine Bergspitze und sagte zu ihm „sieh, dort liegt Weißland; geh' jetzt Deinen Weg, ich kehre aber nun wieder um.“

So wanderte der Königssohn fürbaß ohne Rast und Ruh; endlich kommt er an eine kleine Quelle vor einer großen Stadt; da setzt' er sich ein wenig hin. Das Wasser aus der Quelle aber machte jeden der draus trank auf der Stelle wieder ganz frisch. Auf einmal, wie er so dasitzt, sieht er seine Gemahlin mit einem kleinen goldnen Kruge zu der Quelle kommen. Sie erkannten sich auf der Stelle wieder, umarmten sich und küßten sich. „Sieh, liebe Frau“ sagte der Königssohn, „ich bin nur um Deinetwegen gekommen, um Dich zu befreien.“ „„Ja, aber wie das

geben ſoll, weiß ich wahrhaftig nicht“ ſagte die Königin, „„denn der weiße Ritter, der mich Dir geraubt hat und bei dem ich jetzt noch bin, hat ein Pferd, das läuft ſo geſchwind wie der Gedanke; und wenn ich mit Dir fliehen wollte, ſo würde er uns ganz gewiß einholen, und dann gieng's uns allen Beiden an den Kopf. Aber das kann ich Dir jetzt ſagen: geh nur dahin, da iſt eine alte Frau, die hat drei Stuten, das ſind ihre eignen Töchter; verdinge Dich bei ihr als Rutſcher, aber fordre keinen andern Lohn, als erſtens ein kleines Fohlen, dann einen alten Sattel, der liegt auf dem Oberboden und iſt ganz voll Hühnermiſt, und drittens einen Baum; wenn das Fohlen ausgewachſen iſt, dann kannſt Du mich erretten, ſonſt nicht; denn meines weißen Ritters Pferd iſt ebendaher, darum kann's ſo geſchwind laufen.“

So gieng der Königsſohn denn fort und wandert' ohne Raſt und Ruh bis dahin wo die alte Frau wohnte. Da findet er auf einmal unterwegs einen kleinen Fiſch auf dem Trocknen. „Thu mich wieder in den Teich, lieber Königsſohn“ bat das Fiſchchen, „ich will Dir's auch vergelten.“ Und ſo warf er das Fiſchchen wieder in den Teich; da gab es ihm dafür eine kleine Pfeife und ſagte dazu „na, wenn Du einmal in Noth biſt, dann blaſe nur auf der kleinen Pfeife, dann komm' ich Dir zu Hülfe.“ Der Königsſohn that das Pfeifchen in ſeinen Sack und wanderte fort ohne Raſt und Ruh. Auf einmal findet er eine Ameiſe, die kämpfte mit einer Fliege. „Schütze mich, lieber Königsſohn“ ſagte die Ameiſe zu ihm, „ich will Dir's auch vergelten.“ Da rettete er die Ameiſe und ſie gab ihm auch eine kleine Pfeife; wenn er in Noth käme, ſollte er nur darauf pfeifen, dann wollte ſie ihm zu Hülfe kommen. Auch die that er in ſeinen Sack. Weiter reiſte der Königsſohn ohne Raſt und Ruh, da fand er

einen lahmen Fuchs. „Ach, lieber Königssohn“ sagte der Fuchs, „thu ein wenig Pfeilkraut auf meinen Fuß und verbind' ihn, ich will Dir's auch vergelten.“ Der Königssohn legte von dem Kraute auf und verband den Fuß; da gab ihm der auch eine kleine Pfeife, auf der sollt' er blasen, wenn er in Noth käme, da wollt' er ihm zu Hülfe kommen.

Auch die that der Königssohn in seinen Sack und wanderte fort ohne Rast und Ruh, da traf er endlich die alte Frau, zu der ihn seine Gemahlin geschickt hatte, daß er ihr dienen sollte. Er gieng nun zu ihr hinein und grüßte sie „guten Abend, alte Mutter!“ „„Grüß Gott, mein Sohn!““ sagte das alte Weib; „„was willst Du hier?““ „Ja ich suche einen Dienst, und da hab' ich gehört, die alte Mutter brauchte einen Kutscher.“ „„Freilich brauch' ich den““ sagte die alte Frau; „„verstehst Du denn aber auch den Dienst? denn da draußen auf den Pfählen stecken schon neun und neunzig Menschenköpfe; Du wärst der hundertste, wenn Du nicht bestündest.““ So verdingte sich der Königssohn auf ein Jahr als Kutscher, da galt aber ein Jahr bloß drei Tage. Am Abend setzte ihm die alte Frau eine gute Traumsuppe vor, und dann schickte sie ihn mit den Pferden hinaus. Der Königssohn war nun sehr müde, darum legt' er sich hin und schlief fest ein. Auf einmal wacht er auf und sieht, daß es schon Tag geworden ist, aber die Stuten sind nirgends zu sehen. Was sollt' er nun machen? Da fiel ihm die kleine Pfeife ein, die ihm der Fisch gegeben hatte; er blies darauf, sogleich erschien das Fischchen. „Nun, was fehlt Dir?“ fragte es. „„Ach, meine Pferde sind ja fort!““ „Na, sei nicht so traurig und komm mit mir.“ So giengen sie ohne Rast und Ruh, da führte der Fisch den Königssohn an einen Teich; am Rande des Teiches schwammen drei Goldfische. „Siehst Du“ sagte das Fischchen zu

ihm, „das ſind Deine Pferde; wirf ihnen nur den Zaum über und dann ſetze Dich auf.“ Da ſchlug er ſie mit dem Zaume, ſetzte ſich auf und eilte heim. „I biſt Du hier?“ ſagte die alte Frau zu ihm. „„Ja wohl bin ich hier, alte Mutter.““ Da gieng die Frau in den Stall, nahm die Heugabel und warf ihre Stuten aus einer Ecke in die andre; „ihr abſcheulichen Beeſter“ ſagte ſie zu ihnen „ihr ſeid wohl gar verliebt in euern Kutſcher?“ „Ach, Mutter“ ſagten die Stuten, „der kann mehr als Brot eſſen!“ —

Am andern Abend ſchickte ſie wieder den Jüngling mit den Stuten aus, und diesmal legte er ihnen noch Fußfeſſeln an, ehe er einſchlief. Morgens wacht' er auf, aber die Pferde waren fort. Er ſucht ſie überall, kann ſie aber nicht finden; auf einmal fällt ihm das Pfeifchen ein, das ihm die Ameiſe gegeben hatte. Er zieht es aus dem Sacke und bläſt drauf; gleich iſt auch die kleine Ameiſe da und fragt „na, was fehlt Dir?“ „„Ach, ich habe in der Nacht wieder meine Pferde verloren und kann ſie nirgend finden.““ „Na bleib nur ruhig, wir wollen hier auf den Hügelabhang gehen, da finden wir einen Ameiſenhaufen, aus dem werden drei rothe Ameiſen herauskriechen, denen wirf nur den Zaum über den Kopf — das ſind Deine Stuten.“ Sie giengen hin, da fanden ſie den Ameiſenhügel, aus dem kamen drei rothe Ameiſen heraus; gleich warf er ihnen den Zaum an, da wurden ſie wieder zu Pferden und er ritt auf ihnen heim. Die Alte ſagte wieder „i biſt Du hier?“ „„Ja freilich bin ich hier, alte Mutter““ ſagte er. Da gieng ſie wieder in den Stall und warf die Stuten tüchtig hin und her, weil ſie ſich ſo ſchlecht hätten verſtecken können. „Ach, Mutter“ ſagten die, „der kann mehr als Ihr!“ —

Am dritten Abend gab ſie dem Königsſohne wieder eine

tüchtige Traumſuppe zu eſſen, dann ſchickte ſie die Stuten mit ihm fort, aber vorher ſagte ſie ihnen, ſie ſollten gleich wieder heimkommen; heute wollte ſie ſie ſelber verſtecken. Der Jüngling führte die Stuten wieder fort, legte ſich hin und ſchlief ein. Am Morgen wacht er auf und die Pferde ſind wieder weg. Ueberall ſucht er nach ihnen, kann ſie aber nirgend finden; da denkt er an ſein Pfeifchen, das ihm der Fuchs gegeben hatte, bläſt darauf und gleich iſt auch der Fuchs da. „Was fehlt Dir, mein lieber Königsſohn?“ „„Ach““ ſagt der, „„denk Dir, ich kann meine Pferde nirgend finden.““ Da ſagt der Fuchs „ja, jetzt ſind ſie an einem ſehr ſchwierigen Orte; alle drei ſind in Eier verwandelt, die Alte ſitzt und ſpinnt auf einem Stuhle, unter dem Stuhle ſteht ein Korb, und da liegen ſie drin. Nun hat aber die Alte einen goldnen Hahn und eine goldne Henne im Hühnerhauſe; an die will ich mich machen und ihnen den Kopf abbeißen; wenn die Alte nun vom Stuhle aufſpringt, dann geh Du gleich in die Stube und wirf die Eier mit dem Zaume, dann werden ſie gleich wieder zu Pferden.“ So giengen ſie ohne Raſt und Ruh, auf einmal kamen ſie an das Haus der Alten; der Fuchs ſchlich ſich auf den Oberboden und würgte die Henne und den Hahn. Gleich ſprang die Alte auf den Boden, „buſch buſch, Fuchs; die Hunde kommen und wollen Dein Blut!“ Unterdeſſen aber ſprang der Königsſohn ins Haus hinein und warf den Zaum über die Eier, gleich wurden ſie wieder zu Pferden und er führte ſie in ſeinen Stall. Nun kam die alte Frau

wieder und wollte nach den Eiern ſehen, aber da fand ſie nur das leere Neſt und ſchüttelte gewaltig den Kopf. Andern Tags rief ſie den Jüngling und ſagte zu ihm „na mein Sohn, Du haſt das Jahr ehrenvoll ausgehalten, was willſt Du nun für einen Lohn haben?“ „„Ich bitte um nichts weiter““ antwortete der, „„als um das magere Fohlen, das die eine Stute geſtern geworfen hat; dann den alten Sattel voll Hühnermiſt, der oben auf dem Boden liegt, und endlich einen Zaum.““ „I was willſt Du mit dem Zeuge machen? lieber geb' ich Dir ſo viel Geld als Du haben willſt.“ „„Nein““ ſagte der Jüngling, „„ich kann nichts anderes brauchen als das Dreies.““ Da mußt' es ihm zuletzt auch die alte Frau geben. So nahm der Königsſohn denn das Fohlen auf den Rücken, denn es konnte noch nicht recht laufen; ebenſo den Sattel und den Zaum; dann wandert' er fort ohne Raſt und Ruh immer zu. Wie er aber einmal Abendraſt hielt, ſagte das Fohlen zu ihm „laß mich beim trinken, lieber Herr! morgen früh bin ich wieder da.“ Da ließ er das Fohlen trinken gehen und legte ſich ſchlafen; am Morgen war das Fohlen wieder da, ſtieß ihn an den Fuß und ſagte „nun wollen wir weiter, lieber Herr!“ So giengen ſie weiter ohne Raſt und Ruh; auf einmal, wie er wieder Nachtquartier halten wollte, ſagte das kleine Fohlen „lieber Herr, laß mich beim trinken, morgen bin ich wieder da.“ Da ließ er das Fohlen nach Hauſe und legte ſich ſchlafen. Den andern Morgen ſtieß ihn das Fohlen wieder an ſeinen Fuß und ſagte „jetzt wollen wir weiter.“ Da wollte der Königsſohn das kleine Fohlen wieder auf den Rücken nehmen, aber das ſagte auf einmal „mein lieber Herr, bis jetzt haſt Du mich getragen, aber jetzt trag' ich Dich.“ Da ſattelte es der Königsſohn, ſetzte ſich drauf, und fort gieng's wie der Wind, bis ſie an die Quelle kamen, an welcher der Königsſohn ſeine Gemahlin

zuerſt getroffen hatte. Da ließ er ſein Pferdchen trinken und trank auch ſelber, und da kam auch ſeine Gemahlin wieder dazu mit dem goldnen Kruge, um Waſſer zu holen. Nun ſagte er „liebe Frau, das iſt das Pferd, um das ich gedient habe; nun ſetze Dich drauf, ich ſetze mich auch drauf, und dann ſoll's fort gehen.“ Wie ſie oben ſaßen, fragte das Pferd „wie ſoll ich nun laufen? wie der Wind oder wie der Gedanke?“ „„Wie Du willſt““ ſagte der Königsſohn. So flogen ſie dahin. Auf einmal fieng das Pferd des weißen Ritters dort an zu ſtampfen und zu ſtoßen. Der weiße Ritter kam dazu und fragte „was fehlt Dir? ſo ſollen Rüden und Hunde Dein Blut lecken!“ „„Sie haben die ſchöne Frau geraubt““ antwortete das, „„auf einem Fohlen führen ſie ſie weg.““ So wie der weiße Ritter das hörte, ſprang er auf ſein Roß, und hinflogen ſie wie der Gedanke. Schon waren ſie dem Königsſohn ſeinem beinahe nach, da ſagte der weiße Ritter zu ſeinem Pferde „wiehere doch dem andern Pferde zu, daß es auf Dich warten möchte.“ Da wieherte ſein Pferd, aber das Fohlen wieherte zurück „ich warte erſt, wenn Du zu mir gekommen biſt.“ Da warf das Pferd ſein Hintertheil in die Höhe und rannte daher, daß der weiße Ritter gleich abgeworfen wurde und ihm alle Gedärme platzten; das kleine Fohlen aber wartete nun. Da ſetzte ſich der Königsſohn auf dem weißen Ritter ſein Pferd, und ſeine Gemahlin blieb auf dem Fohlen ſitzen, und ſo kamen ſie heim. Da gab der Königsſohn ein großes Gaſtmahl, vor Freuden darüber, daß er ſeine Gemahlin wiedergefunden und heimgebracht hatte. Nun ſtarb um die Zeit auch der alte König, da blieb er mit ſeiner Gemahlin in dem Königreiche, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie noch.

2. Das Lilienmädchen.

Es war einmal irgendwo in der Welt ein sehr guter König, den alle Leute im Lande — hohe und niedre — so lieb hatten, daß sie gern ihr Leben für ihn gegeben hätten. Eine Frau hatte er noch nicht, und seine Unterthanen baten ihn, er möchte doch heirathen, damit er ihnen wieder einen so guten König hinterlassen könnte wie er selber wäre. Das machte ihn nun sehr unruhig, und er dachte viel bei sich nach, was er machen sollte, damit er eine Frau fände, die so recht für ihn paßte.

Nun hatte er einen alten Freund, den fragte er gewöhnlich um Rath und hatte ihn sehr gern. Der alte Mann war Jäger im Forste des Königs; er hätte noch ganz anders leben können, denn der König hätte ihn gewiß fürstlich gehalten; aber er hatte nichts nöthig, darum fristete er so kümmerlich sein Leben im Walde in einer kleinen Hütte wie arme Leute thun. Wie nun der König hörte, was seine Unterthanen wünschten, gieng er zu dem alten Jäger und fragte ihn um Rath. Der gab ihm einen Rosmarinstengel und sagte „das Mädchen, vor dem der Stengel sich verneigt, die nimm; die ist für Dich bestimmt." Gleich ließ der König eine Menge Mädchen auf sein Schloß rufen, soviel nur beieinkommen, und neben jede stellte er einen Soldaten, der mußte aus den Perlen, die vor ihnen auf dem Tische lagen, des Mädchens Namen zusammensetzen. Die Perlen sollten dann der gehören, vor der sich der Rosmarin verneigte; wenn er sich aber vor keiner verneigte, sollte jedes Mädchen die mitnehmen, woraus ihr Name zusammengesetzt war. Wie sie nun alle in einer Reihe saßen, kam der König und hatte den Rosmarinstengel in der Hand. So gieng er an allen Mädchen vorbei,

von der ersten bis zur letzten, aber der verneigte sich vor keiner einzigen. Am andern Tage wurden wieder andere Mädchen zusammengebelt, eine immer schöner wie die andre; aber auch diesmal verneigte sich der Rosmarin vor keiner. Am dritten Tage war's grade ebenso: auch da verneigte sich der Rosmarinstengel nicht. „Was soll ich nun machen?" dacht' er bei sich selber, und wo sollt' er sich seine Lebensgefährtin herholen?

Wie er in der Nacht so bei sich nachsann, da merkte er, wie etwas in's Fenster hereinhuschte und sich gleich auf den Rosmarin setzte und ganz fein anfieng, mit diesem zu sprechen. „Ich bin dem Könige vielen Dank schuldig" sagte das Goldvögelchen, das zum Fenster hereingehuscht war, „weil er mich schon zweimal aus den Krallen des Falken befreit hat; nun möcht' ich meine Schuld gern abtragen. Ich könnt' ihn wol zu dem Mädchen bringen, vor der du dich verneigst. Die ist im Zaubergarten; sieh', darum bin ich gekommen, dir zu sagen, daß du dich morgen vor Tag auf den Weg machst und ihn führst. Ich werde über euch fliegen, gib nur immer auf mich Achtung und komm mir nach."

Der König hörte das alles recht gut, denn die große Sorge ließ ihn ganz und gar nicht schlafen. Kaum konnt' er den Morgen erwarten, dann macht' er sich gleich auf den Weg. Der Rosmarin wanderte vor ihm her, das Vögelchen aber flog über ihnen.

So wanderten die Drei drauf zu, ohne Rast und Ruh; da fanden sie auf ihrem Wege ein lahmes Zauberpferd, das gewaltig ächzte. „Was fehlt dir?" fragte der König, „daß du so gewaltig ächzest?" „„Ach"" antwortete das Zauberpferd, „„in meiner linken Seite steckt ein Pfeil; schon ein ganzes Jahr muß ich ihn tragen, und bis jetzt hab' ich noch keinen Menschen gefunden, der soviel Mitleid gehabt und mir ihn herausgezogen hätte; eine alte Hexe hat mir ihn hereingeschossen, weil sie meinen Herrn

verderben wollte.““ „Ich will dir ihn herausziehen“ ſagte der König, faßte den Silberpfeil an und zog ihn dem Pferde aus ſeiner linken Schulter. Da bäumte es ſich gewaltig in die Höhe und wurde ein ſo ſchöner Hengſt wie er noch nie einen geſehn hatte. Nun dankte er dem Könige, daß er ſo gütig geweſen wäre, dann ſagte er zu ihm „ich weiß wol, was du verlaſt. Die du ſuchſt iſt noch weit von hier, aber ſetze dich nur auf meinen Rücken, ich bringe dich bis dahin, wo du deine ſchöne Braut finden ſollſt.“ Da ſtieg der König auf den Rücken des Zauberpferdes und flog mit ihm durch die Luft dahin wie der Blitz. Der Rosmarin wanderte immer voraus, Goldvögelchen aber flog über ihnen.

Wie ſie ſo flogen über Berg und Thal, fanden ſie ein gläſernes Schloß; aus dem ſcholl ihnen ein ſchreckliches Geheul entgegen. „Den müſſen wir befreien, mag's ſein, wer da will!“ ſagte der König, und ſchlug den Weg nach dem Schloſſe ein. Und was ſah er da? Einen großen Mann von Glas ſah er, und eine Brummfliege in ſeinem Magen fortwährend hin und her ſchwirren, um ihn zu zerbrechen. „Wer biſt du? was biſt du?“ fragte den König der gläſerne Mann. „„Ich bin ein fremder König, ich will ins Zauberſchloß und mir eine Frau holen; wer biſt Du

aber?““ „Ich bin der König von diesem Schlosse.“ „„Was fehlt dir denn, daß du so heulst?““ fragte der fremde König. „Ach die Fliege will durch meinen Magen durchbrechen!“ „„Kann man dich denn aber gar nicht davon befreien?““ „Nein, so lange ihre alte Mutter lebt, die Spinne mit den beiden Säbeln, so geht's nicht; die lebt aber ewig; denn keinerlei Waffe kann ihr was anhaben. Ich hatte freilich einmal ein Zauberpferd, das konnte ihr viel schaden, aber das hat sie auch schon todtgeschossen,“ antwortete der Glaskönig. „„Könnt' ich die mächtige Spinne nicht einmal zu sehen kriegen?““ fragte der fremde König. „Das geht gleich; sieh nur dorthin auf das Glaskanapee. Da sitzt meine arme Frau, ganz in Rosenkleider gekleidet; die Spinne kommt alle Stunden zu ihr und überzieht sie mit ihrem Spinngewebe; wenn sie fortgeht, kommt ein kleiner Dorndreher und zerzupft das gesponnene Gewebe wieder. In einer Minute wird die Spinne hier sein.“

Auf einmal hörte man ein furchtbares Geräusch; der fremde König sah an die Saaldecke; da ließ sich eine gräßliche Spinne von oben herunter. Doch faßte er sich bald, zog seinen Säbel und wollte die Spinne zerhauen; aber er konnte ihr nichts anhaben, denn mit ihren beiden Vorderfüßen wehrte sie alle Hiebe ab. Beinahe hätte die Spinne den König schon damit getödtet, da kam auf einmal das Zauberpferd in den gläsernen Saal hereingesprungen, so daß die Glasstufen nur so zusammenbrachen unter ihm, und sprang auf die schreckliche Spinne los. Wie die Bremse sah, daß ihre Mutter in so großer Gefahr war, wollte sie, wenn's nur irgend gieng, aus dem Glaskönige herausfliegen und ihr zu Hülfe kommen. Aber das Zauberpferd merkte die Absicht der Brummfliege, und schrie dem Könige zu, er sollte den Mund ja fest zuhalten und die Fliege nicht herauslassen. Aber der

konnt' es nicht durchsehen und mußte sie herauslassen; da kämpfte es gewaltig mit den Vorderfüßen und zerquetschte die Bremse neben der Spinne: da waren sie beide auf einmal todt.

Wie nun die beiden Thiere dalagen, verwandelte sich der Glaskönig auf der Stelle in einen so stattlichen Mann, daß seines Gleichen auf der ganzen Welt nicht zu finden war; seine Gemahlin aber in eine wunderschöne Frau, und auf ihren Kleidern blühten die prächtigsten Rosen. Auch der kleine Dornvogel wurde wieder ein schönes Mädchen, die gläserne Burg aber zu einem prächtigen Waldschlosse. Jetzt dankte der König, der von Glas gewesen war, dem fremden Könige für seinen Beistand und erzählte ihm kurz seine ganze Geschichte.

„Das Schloß hier" sagte er „hat jetzt immer mir gehört, und grade so, wie du's jetzt vor dir siehst. Unten am Schloßberge war eine kleine Hütte, in der wohnte eine alte Hexe. Die Hexe hatte eine Tochter, die sie mir gar zu gern zur Frau gegeben hätte, aber ich konnte sie nicht brauchen. Ich nahm mir eine aus dem Zauberschlosse, da ist meine Frau her, und die gäb' ich nicht um die ganze Welt. Darüber ärgerte sich die Hexe gewaltig und verwandelte mich in einen gläsernen Mann, und ihre Tochter in eine Bremse, die mich immer in meinem Magen nagen und plagen sollte. Nur noch eine Woche hatte es gedauert, dann wäre es durch gewesen. Sie selber wurde eine große Spinne, damit sie die Rosenkleider meiner Frau mit ihren Geifernetzen begeifern könnte, das Stubenmädchen aber verwandelte sie in einen kleinen Dornvogel, der die Spinnenweben allemal zerreißt, damit sie sie wieder neu überziehen kann. Aber erst mußte sie mein Zauberpferd bezwingen. Du hast ihm den Pfeil herausgezogen und uns alle von unsern Qualen erlöst; sag mir jetzt nur: was soll ich du für deine Wohlthaten thun?" „Nichts" antwortete der

fremde König; „sag mir nur das: ist das Zauberschloß weit von hier? Ich will dorthin und mir eine Frau holen.“ „Nein“ sagte der andere König, „das ist gar nicht weit; mein Zauberpferd wird dich gleich hinbringen.“

Da stieg der fremde König auf den Rücken des Zauberpferdes, und in einer halben Stunde war er dort. Der Rosmarin wanderte vor ihm her, Goldvögelein flog über ihnen. Wie sie ankamen, war die ganze Zauberburg in Trauer gehüllt. „Warum habt ihr Trauer?“ fragte der König. Die Feen antworteten ihm „weil das schönste Mädchen, die Schwester der Feenkönigin, aus Kummer über die Glaskönigin zu einer weißen

Lilie geworden iſt." — Da bat der fremde König die Feen, ſie möchten ihn doch einmal zu der weißen Lilie hinführen. Die thaten's auch. Der Rosmarin gieng wieder vor ihm her — ja er rannte ordentlich; und wie er zur weißen Lilie kam, blieb er plötzlich ſtehen und verneigte ſich bis auf den Boden, Goldvögelein aber ſetzte ſich auf die Blätter. Da rüttelte ſich die weiße Lilie und wurde auf einmal ein ſo liebliches Mädchen, wie man in ſieben und aber ſieben Ländern kein zweites fände.

Der König ging auf ſie zu und bat ſie um ihre Hand: bis zum Tode wollten ſie einander gehören. Am andern Tage machten ſie ſich auf den Heimweg, und unterwegs beſuchten ſie auch das befreite Schloß, wo der Königin ihre Schweſter wohnte. Hier wurden ſie ſehr gut aufgenommen, dann aber hielten ſie ſich nicht auf bis zu Hauſe: da empfing man ſie mit großer Pracht; ſie hielten eine große Hochzeit, und wenn ſie nicht geſtorben ſind ſo leben ſie heute noch.

3. Sieben Eide gelten mehr als einer.

Weit, weit über dem Operenzmeere lebte einmal ein armer Mann mit ſeiner Frau, und die war ſehr ſchön von Geſtalt. Wie ihr Sohn ſchon groß war, kam einmal der böſe Geiſt (das war eigentlich der Vater des Knaben) und nahm ihr ihn weg, mit in ſein Haus.

Der Geiſt hatte zu Hauſe eine Tochter, den Sohn aber taufte er Dionys: ſeine Tochter verſtand nun ſchon die Geiſterkünſte, der Sohn aber noch nicht. Einmal ruft des alten Geiſtes Frau den alten Geiſt, und ſagt zu ihm „Hör mal, alter Hund! Lehre jetzt dem Jungen etwas: er wird von Tage zu Tage älter

und kann noch immer nichts." Da rief der Geist noch denselben Abend den Dionys und befahl ihm, er sollte den Hof pflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte. Da wurde der Knabe sehr traurig. Helene rief ihn zum Abendbrote, aber er kam nicht; da fragte ihn Helene „was fehlt dir? warum bist du so traurig?" „„Was soll ich nicht traurig sein, wenn mir dein abscheulicher alter Vater befohlen hat, ich sollte den Hof hier umpflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte?"" Da sagte das Mädchen zu ihm „sei nicht traurig: ich gebe dir ein Pfeifchen; wenn du darauf pfeifst, so kommen ein paar Männer auf dich zu; fürchte dich nicht vor ihnen, die werden zu dir sagen „„was befiehlst du?"" Da sag nur: sie sollten den Hof hier umpflügen und mit Hirse besäen, daß man am Morgen ernten könnte." Gleich kommen auch die Männer und fragen „was befiehlst du?" Da sagt er zu ihnen „pflügt den Hof hier um, und besäet ihn mit Hirse, daß man am Morgen ernten kann."

Wie nun der alte Geist am andern Morgen kommt, sieht er, daß alles gethan ist, was er dem Jungen befohlen hatte.

Am andern Tage ruft er den Dionys wieder. Da war ein Wald, und er sagte zu ihm: den sollte er ausreuten und mit Waizen besäen, daß man bis zum andern Mittag da ernten könnte. Da wurde der Knabe wieder traurig, so traurig, daß er kein Abendbrot mochte. Das Mädchen fragte ihn, was er so traurig wäre. „Soll ich nicht traurig sein" antwortete der Knabe, „wenn dein abscheulicher alter Vater befohlen hat, ich soll den Wald ausreuten und ihn mit Waizen besäen, daß man bis morgen Mittag da ernten könnte?" „„Ach, sei nicht traurig"" sagte Helene, da ist eine kleine Pfeife; auf der pfeife nur, dann kommen eine Menge Männer und fragen was du befiehlst. Dann

ſage nur zu ihnen: ſie ſollten den Wald ausreuten und mit Waizen beſäen, daß man bis morgen Mittag ernten könnte.“ Gleich kommen auch die vielen Leute, und fragen Dionys „was befiehlſt du?“ Der ſagte zu ihnen: ſie ſollten den Wald ausreuten und mit Waizen beſäen, daß man bis morgen Mittag ernten könnte. Anderntags zu Mittag ſieht der alte Geiſt nach, und alles iſt in Ordnung.

Am dritten Tage ruft er den Dionys wieder und ſagt zu ihm „nun bauſt du mir ein Schloß von Wachs hier im Hofe, daß ich morgen Mittag darin ſpeiſen kann; ſonſt, wenn du auch tauſend Seelen haſt, mußt du ſterben. Da wurde der Knabe wieder traurig, ſo traurig, daß er gar kein Abendbrot mochte. Kommt Helene und fragt den Dionys „was biſt du ſo traurig?“ „Wie ſollte ich nicht traurig ſein, wenn dein abſcheulicher alter Vater mir befohlen hat, ich ſollte hier im Hofe ein Schloß von Wachs bauen, daß er morgen Mittag drin ſpeiſen könnte — ſonſt, wenn ich auch tauſend Seelen habe, muß ich ſterben.“ Sagt Helene zu ihm „ſei nicht traurig, mein Herzenslieb! hier iſt eine Pfeife; wenn du auf der pfeifſt, ſo kommen von allen Seiten eine Menge Bienen, und was du denen etwa befiehlſt, das thun ſie auf der Stelle.“ Gleich bläſt Dionys auf der Pfeife, da kommen von allen Seiten eine Menge Bienen und fragen „was befiehlſt du?“ Dionys ſagte nun zu ihnen: ſie ſollten auf dem Hofe ein Wachsſchloß bauen, daß man morgen Mittag darin ſpeiſen könnte. Und wie nun der alte Geiſt dazukommt, ſieht er gleich, daß das gethan iſt, was er befohlen hatte.

Da ſagt des alten Geiſtes Frau zu dem alten Geiſte „geh, du Hund, thu doch mal die Augen auf: deine Tochter thut ja alles, was du deinem Jungen aufträgſt.“ Nun trennte der alte Geiſt die beiden von einander, ſperrte das Mädchen in ein Käm-

merden und befahl am Abend dem Knaben: er ſollte den andern Morgen den zweiten Hof, der ganz voll Steine lag, umpflügen und beſäen, denn ſonſt (wenn er auch tauſend Seelen hätte) müßte er ſterben. Da ward der Knabe traurig und heulte und weinte, denn nun hatte das Mädchen keine Pfeife mehr und ſie waren auch von einander geſperrt. Da gieng er nun an das Schlüſſelloch vor des Mädchens Kämmerchen, und ſagte zu ihr „nun ſollen deines alten Vaters Blut Rüden und Hunde lecken: der hat geſagt, ich ſollte den ſteinigen Hof hinten umpflügen und mit Waizen beſäen, daß man morgen Mittag drauf ernten könnte; ſonſt, wenn ich auch tauſend Seelen habe, muß ich ſterben.“ Da ſagte das Mädchen zu ihm „ſei nicht traurig, mein Herzensliebſter! wir wollen fort, und die abſcheulichen Alten hier laſſen; jetzt ſpuck' ich dreimal mitten in's Haus: wenn ſie mich dann rufen, ſo ſpricht das erſte „ich zieh' mich jetzt an,“ das zweite „ich waſche mich grade,“ das dritte „ich komme gleich.““

So macht' es das Mädchen denn auch: sie kam zum Schlüsselloche heraus zu dem Knaben, setzte sich auf eine Feuerschaufel, der Knabe hinter sie, und so flogen sie schnell wie der Gedanke über sieben und aber sieben Länder weg. Am Morgen riefen sie das Mädchen: da sprach's das erste Mal ganz mit ihrer Stimme „ich zieh' mich jetzt an." Nach einer Stunde riefen sie ihr wieder, da sprach's das zweite Mal „ich wasche mich grade;" wieder nach einer Stunde riefen sie dem Mädchen, da sprach das dritte „ich komme gleich." Nun warteten sie wieder eine Weile auf das Mädchen, aber die kam nicht. Da sagte des alten Geistes Frau zu dem alten Geiste „höre, alter Hund: wenn sie nun davongelaufen sind!" Da ging der alte Geist ins Haus hinein und fand niemanden, nur die drei Speichelflecken. Gleich sagte die alte Geistin zu ihrem Manne „ich hab's ja gesagt: daß die Rüden und Hunde dein Blut leckten! jetzt mache ihnen nur nach, und paß auf; sonst, wenn du auch tausend Seelen hast, mußt du sterben."

Da setzte sich der alte Geist auf eine Feueraschenschaufel und flog ihnen nach, und beinahe hatte er sie schon erreicht, da sagte das Mädchen zu dem Knaben „Dionys, lieb Herz! sieh dich mal um, es brennt so auf meine linke Backe." Dionys sah sich um, dann sagte er zu dem Mädchen „ich sehe weiter nichts als nur eine große schwarze Wolke." Da sagte das Mädchen „nein, das ist unser Vater; ja was sollen wir jetzt machen? Ich will hier eine Kapelle werden; du aber ein alter Priester drin. Der abscheuliche Alte wird sich hier herablassen und dich fragen, ob du nicht ein paar junge Leute so und so gesehen hast; dann sag ihm nur: nein, ich habe wahrhaftig keine gesehen, und bin doch hier alt geworden."

So war es denn auch: der alte Geist ließ sich herunter zu

der Kapelle, und fragte den Priester, ob er hier nicht junge Leute so und so gesehen hätte. Dionys aber sagte „ich bin doch hier alt geworden und habe nie was Lebendiges gesehen als die Vögel des Himmels.“ Da kehrte der alte Geist um und gieng heim. Seine Frau fragte ihn da, ob er sie nicht gesehen hätte. Spricht der alte Geist zu ihr „ich habe nichts andres gesehen als eine Kapelle und einen alten Priester drin. Ich habe ihn gefragt, ob er nicht ein paar junge Leute so und so gesehen hätte; der sagte aber „ich bin hier alt geworden und habe nie was gesehen als die Vögel des Himmels.““ Da sagte seine Frau „ei bist du ein Narr! hättest du nur von der Kapelle einen Span mitgebracht, da wären sie gleich nach Hause gekommen.“

Indeß aber war Helene mit ihrem Dionys, sobald der Vater weg war, wieder aufgebrochen und über sieben und aber sieben Länder gezogen. Da setzten sie sich, um auszuruhen, und schwuren sich sieben Eide, daß sie niemals von einander lassen wollten.

Indessen stieß und trieb den alten Geist seine Frau, er sollte gehen und Sohn und Tochter suchen; da ward der alte Geist noch zorniger, setzte sich auf eine Feuerschaufel und flog ihnen nach über sieben und aber sieben Länder. Auf einmal sagte das Mädchen wieder zu dem Knaben „Dionys, mein Herzlieb, sieh dich mal um; meine linke Wange brennt mich so — siehst du was?“ „„Ich sehe nichts““ sagte Dionys, „„nur eine große rothe Wolke.““ Da sagte das Mädchen zu dem Knaben „na, bis jetzt sind wir der Gefahr entronnen, aber jetzt seh' ich, daß wir bald werden umkehren müssen, doch wollen wir noch eins probiren: ich will hier ein Teich werden, werde du eine große goldne Ente darauf; der alte Geist wird dich jagen, aber da gib nur acht, daß du ja kein Federchen verlierst, sonst müssen wir mit ihm umkehren.“ Nun wurde das Mädchen zum Teiche, wie

sie gesagt hatte, Dionys aber eine goldne Gute drauf. Auf einmal senkte sich der alte Geist auf den Teich herab, jagte die Gute von einem Ende zum andern und hatte sie schon beinahe matt gejagt — da gab er's auf und gieng heim; vorher aber verwünschte er den Knaben und das Mädchen, daß sie sieben Jahre lang nicht mit einander sprechen sollten.

So wie der alte Geist weg war, trennte sich Dionys von Helenen, so daß sie einander nicht einmal lebewohl sagten. Helene ging in eine Stadt zur Rechten, da verdang sie sich als Stubenmädchen; Dionys aber ging in eine Stadt zur Linken, wo ein König wohnte: bei dem trat er als Ofenheizer in Dienst. Der König hatte eine sehr schöne Tochter; alle möglichen Königssöhne warben um sie, aber sie wollte keinen nehmen. Nun ließ sie aber eine große Säule am Thore aufrichten, daran befestigte sie einen Kranz, und sagte: den wollte sie nehmen, der ihn herunterreißen könnte. Viele versuchten's, aber keiner vermochte ihn herabzureißen. Da dachte auf einmal Dionys daran, er müßte es auch probiren, ob er wohl so glücklich wäre. Gleich gieng er in den Garten, da hatte er einen Nußbaum; den schüttelt' er, da fiel eine Nuß herunter, die macht' er auf — gleich sprang ein schönes Roß heraus, und dann war auch eine schöne Ritterkleidung darin. Gleich zog er sich stattlich an und setzte sich auf das Roß, dann sprengte er an der Säule vorbei und hieb den Kranz so herunter, als wenn er gar nie dagewesen wäre. Da kam die Königstochter grade zu ihrem Vater, und wie sie das sah, wurde sie gleich bis über die Ohren verliebt in ihn. Da wechselten sie vor all den Rittern die Ringe und feierten die Verlobung. Dann beurlaubte sich Dionys bei der Königstochter: in vierzehn Tagen wollt' er wiederkommen, dann sollte die Hochzeit sein. Dionys gieng nun in den Garten, legte die Ritterkleider ab und zog den

Ofenheizerkittel wieder an. Die Königstochter wartete lange auf ihren Verlobten, und wie er schon wiederkommen sollte, und doch gar nicht kam, wurde sie sehr krank. Sie klagte eine Zeitlang um den Diewys, dann klagte sie wenigstens noch um den Ring. Diewys dachte auch schon daran, daß er der Königstochter den Ring zurückgeben müßte. Einmal also geht er Mittags in die Küche, da sieht er, daß der Koch eine kleine Schüssel für die Königstochter besonders anrichtet; gleich warf er heimlich den Ring hinein. Der Koch trägt der Königstochter die Schüssel auf; wie die drin umrührt, merkt sie den Ring unten; sie sieht nach — da ist's ihrer. Gleich riefen sie die Köchin, und fragten sie, wer wol den Ring in die Schüssel könnte geworfen haben. „Ich weiß wahrhaftig nicht" antwortete die; „in der Küche ist niemand gewesen als der Ofenheizer, der trieb sich drin herum." Da riefen sie den Ofenheizer und fragten ihn, wo er den Ring her hätte. Zuerst leugnete er, zuletzt aber gestand er's doch; gleich ließ da der König einen Priester holen, Diewys aber gieng in den Garten und schüttelte den Nußbaum, der wurde zu einem Rosse, auch kleidete er sich stattlich: da war er sieben mal schöner als vorher. Nun wurden sie getraut, und sieben Tage und sieben Nächte dauerte die Hochzeit. In der ersten Nacht, wie sie zusammenschliefen, Diewys und die Königstochter, kommt Helene in Gestalt einer Taube an's Fenster geflogen (denn nun waren die sieben Jahre grade um) und sagt zu Diewys:

„Diewys, mein Herzensschatz,
wache auf! ich bin ja hier,
sieben Eide schwurst du mir
drüben auf dem grünen Gras."

Diewys wachte nicht auf, aber das Stubenmädchen hörte es

In der nächsten Nacht kam Helene wieder als Taube und sang wieder:

„Dionys, mein Herzenslieb" u. s. w.

Auch da wachte Dionys nicht auf. Da sagte Helene „nun komm ich noch Einmal; wenn du da nicht wach bist, siehst du mich nimmermehr." Das Stubenmädchen aber hörte das alles.

Am andern Tage sagte das Stubenmädchen zu Dionys „ich möchte dem Königssohne wol etwas sagen, wenn er mir's nicht übel nimmt." „„Was denn? sprich nur."" „Hier ist schon zwei Nächte hinter einander jemand in Taubengestalt am Fenster gewesen und hat gesagt „wach auf Dionys" u. s. f. und nun hat sie gesagt, sie käme nur noch einmal; wenn du aber dann nicht aufwachtest, so sähest du sie nie wieder." Dionys merkte gleich, daß es Helene war; darum lag er die ganze Nacht wach. Auf einmal hört' er, wie jemand sagte „Dionys, mein Herzenslieb" u. s. w. Da stund er auf, ließ die Taube herein, die verwandelte sich in ein Mädchen, das war wol siebenmal so schön als die Königstochter. Gleich liebte sie auch Dionys siebenmal mehr und sagte zu seiner Frau „meine liebe Frau, Dir habe ich bloß Einen Eid geschworen, dieser aber sieben; da gehöre ich ihr doch mit mehr Recht an als Dir." Da machte sich Dionys auf und zog in eine andere Stadt, da ließ er sich mit Helenen trauen; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

4. Der Arme und der Tod.

Wo war's — wo war's nicht? 's war einmal ein armer Mann, der hatte soviel Kinder als ein Sieb Löcher hat, ach wol noch mehr. Wie ihm nun das letzte geboren wurde, konnt' er

keinen Pathen mehr finden, denn die ganze Welt waren schon seine Gevattern. Da gieng er denn fort und wanderte durch sieben und aber sieben Länder, ob er vielleicht noch irgendwo einen Pathen finden könnte. Wie er so geht ohn' Rast und Ruh, begeguet ihm auf einmal der Herr Jesus, der fragt ihn „wo willst du hin, armer Mann?" „„Ich suche einen Pathen für mein Kind"" antwortete der, „„ob ich noch einen finden kann."" „Höre" sagte der Herr Jesus zu ihm, „da suche nicht lange nach andern herum, ich will gleich bei deinem Kindchen Gevatter stehn." Da sagte der Arme „wer bist du denn?" „„Ich bin Jesus."" „Ach!" sagte der Arme wieder, „dich kann ich nicht brauchen, du hast ja nur die Guten lieb."

Nun gieng er wieder weiter ohne Rast und Ruh, da begegnet' ihm der Tod. Spricht der Tod zu ihm „wo willst du hin, armer Mann?" „„Ich suche einen Pathen für meinen Jungen"" antwortet der, „„ob ich noch einen finden kann."" Da sagt der Tod zu ihm „Höre, suche nicht lange nach andern, ich will gleich bei deinem Jungen Gevatter stehn." Da sagte der Arme „„wer bist du denn?"" „Ich bin der Tod." — „„Na gut,"" sagte der arme Mann wieder; „„ich will dich zu Gevatter nehmen, denn du hast die Bösen ebenso lieb wie die Guten."" Da sagte der Tod zu ihm: „komm noch ein Bischen mit zu mir, ich will mein Sonntagskleid anziehen, sonst kennen mich die Leute gleich." Der arme Mann gieng auch mit dem Tode in sein Haus; da erschrak er aber sehr, denn in dem Hause brannten entsetzlich viel große und kleine Lichte, und fragte den Tod „was sind das für viele Lichte? Der Tod aber sagte „das ist das Lebenslicht: hier hat jeder Mensch seins, und er kann nur so lange leben als sein Licht hier brennt." Da sagt der Arme zum Tode „sei so gut und zeig mir auch meins." Der Tod zeigte ihm eins, das konnte nur

noch ein ganz klein Weilchen brennen. Da sagte der arme Mann zum Tod „höre, Gevatter! setz doch noch ein kleines Stümpfchen auf mein Licht, sonst geht's wahrhaftig gleich aus.“ Aber der Tod sagte „das geht nicht, lieber Gevatter! ich darf kein Licht länger machen, sonst wird mir die Auferstehung böse, die findet sonst keinen aufzuwecken.“ Aber der Arme bat und bettelte doch so lange, bis der Tod noch ein Endchen auf sein Licht draufsetzte. Nun kam der Tod mit in das Haus des armen Mannes; der gab einen ungeheuer großen Kindtaufsschmaus, so daß der Tod ein Bischen betrunken wurde; und wie er so lustig war, gab er wahrhaftig dem armen Manne so große Gewalt, daß er jeden Kranken gesund machen könnte, auch der in den letzten Zügen läge, wenn er nur sein Bett anrührte oder sich vor ihn an's

Bett ſtellte; wenn er aber das Unſervater oder Amen ſagte, ſollte er gleich ſterben. Der arme Mann wurde nun bald ſo berühmt, weil er ſo große Gewalt hatte; überallhin holten ſie ihn um geſund zu machen, zu vornehmen Herren und Königen, und er wurde ſehr reich. —

Wie der Tod von ihm Abſchied genommen hatte, hatte er zu ihm geſagt, er ſollte ihn recht oft beſuchen. Aber nun war es ſchon ein paar Jahre her und er hatte den Tod noch gar nicht beſucht. Nun dachte er aber doch einmal dran, daß er den Tod beſuchen müßte; gleich ließ er ſeine ſchönen Silberſchimmel vor die Glaskutſche ſpannen (denn nun war er ſchon ſehr reich geworden), und fuhr im Galopp zum Tod. Wie er ſchon nahe an ſeinem Hauſe war, fand er auf der Straße ein Kind weinen; das nahm er gleich zu ſich in die Kutſche und fragte es aus, warum es ſo weinte. „Ach“ ſagte das kleine Kind, „drum wein' ich ſo, weil mich mein lieber Vater geſchlagen hat, weil ich beim Gebete ein Wort nicht wußte.“ Fragt ihn der Mann „welches war denn das Wort? Unſer Vater?“ „„Nein das war's nicht““ ſagte das Kind. Der Mann ſagte die ganzen Worte des Unſervaters bis zu Ende — aber es war's immer nicht. Zuletzt ſagte er „war's etwa Amen?“ „„Ja, das war's““ ſagte der Tod, denn der war's eigentlich in Geſtalt eines weinenden Kindes; „„amen für Dich, Gevatter, amen!““ Da ſtarb der Mann auf der Stelle; ſeine Söhne aber theilten ſich den großen Reichthum, und leben noch, wenn ſie nicht geſtorben ſind.

5. Die ſchwarze Jungfrau.

We war's? we war's nicht? irgendwo in der Welt war einmal ein König, der hatte zwölf Söhne, die giengen oft jagen, und jeden Tag trafen ſie auf einen alten grauen Mann, der ſchickte ſie die Welt ſehen, und ſagte, er wäre zu ihnen geſchickt, damit ſie auf Reiſen giengen und ſich die Welt beſähen. Da ſagten ſie zum Könige ihrem Vater, ſie wollten auf Reiſen gehen; aber der König erlaubte es nicht.

Wieder trafen ſie auf der Jagd mit dem alten grauen Manne zuſammen, der ſagte ihnen, ſie ſollten gehen ſich die Welt beſehen, ſonſt wäre es ſchlecht von ihnen, wenn ſie nicht giengen, weil er an ſie geſchickt wäre. Da machten ſich die zwölf Königsſöhne zurecht und auf den Weg. Wie es Abend wurde, waren ſie grade in einem Walde! Da fanden ſie ein Schloß, da giengen ſie hinein zum Nachtquartier, und da waren zwölf Zimmer und eine Tafel mit zwölf Gedecken, auch für zwölf Pferde Stallung. Da banden ſie ihre Roſſe an und giengen ins Schloß hinein, dann aßen ſie Abendbrot und nachher legte ſich jeder in ſeinem Schlafzimmer in ein Bett, das war eben erſt gemacht. Auch die Pferde fanden reichlich Heu und Haber zu freſſen und zu ſaufen. In der Nacht hörte der älteſte Königsſohn auf einmal vor dem Schloſſe ſeinen Namen rufen: er möchte doch herauskommen. Da gieng er denn hinaus, da war die ſchwarze Jungfrau vor dem Schloſſe und ſagte zu ihm „wir ſind zwölf Schweſtern und ſind verwünſcht; wir können nicht eher wieder frei werden, als bis zwölf Königsſöhne hier im Schloſſe ſieben Jahre, ſieben Monate, ſieben Wochen, ſieben Tage und ſieben

Stunden geblieben sind; so lange dürfen sie zu keinem Vergnügen gehen, nicht heirathen — überhaupt nicht aus dem Schlosse gehen; Essen und Trinken für sich und ihre Pferde finden sie hier wie es sich für Fürsten schickt."

Da verschwand die Jungfrau. Der älteste Königssohn gieng nun hinein und sagte seinen andern Brüdern, was die schwarze Jungfrau zu ihm gesagt hatte. Am Morgen standen sie auf, die elf Brüder giengen heraus aus dem Schlosse, weil sie nicht da bleiben wollten und keine Lust hatten so lange Einsiedler zu bleiben, nur der Aelteste blieb drin. Aber sie waren noch nicht aus dem Walde heraus, da kamen ihnen elf Wölfe entgegen, ließen sie nicht weiter und sie mußten wieder ins Schloß umkehren. Nun hatten sie aber für sich keine Lebensmittel und für ihre Rosse auch nicht, weil sie das Gebot übertreten hatten; da gab der Aelteste den Andern von seinem Essen. Am andern Morgen machten sie sich wieder auf, das Schloß im Stich zu lassen; sowie sie aber vor dem Schlosse sich zu Pferde gesetzt hatten, wurden sie zu Stein, die elf Ställe aber stürzten ein. So blieb der Aelteste allein dort und fand jeden Tag für sich und sein Pferd, was er brauchte. Die schwarze Jungfrau kam nun jeden Tag und besuchte ihn.

Wie nun die bestimmte Zeit schon nahe war, kam einmal die schwarze Jungfrau zu ihm. „Nun Johann" sagte sie zu ihm, „diese Nacht werden die Geister zu dir kommen in Gestalt deiner elf Brüder; sie werden mit dir schwatzen und spielen und dich einladen mit ihnen heimzukommen, um dich da wegzukriegen: da sprich du kein Wort. Hilft das nichts, so werden sie dich stoßen und schlagen und quälen: sprich du aber nichts." Auf einmal kamen die Geister, trieben Possen und lachten, er aber lachte nicht, sie stießen und schlugen ihn; er sprach kein Wort. Am

Morgen kam die ſchwarze Jungfrau. „Nun, Johann“ ſagte ſie „wie geht's?“ Dann beſtrich ſie ihn mit einer Salbe, da wurde der Königsſohn ſiebenmal ſchöner als er vorher war.

Am andern Abend kam die ſchwarze Jungfrau wieder zu ihm, und ſagte ihm „die Geiſter werden kommen in Geſtalt deiner Eltern, ſie werden mit dir ſchwatzen — ſprich du aber nicht; dann werden ſie dich wieder quälen und gar aufhängen — ſprich aber auch da nicht.“ So geſchah's denn: Abends kamen die Geiſter und ſprachen mit Johann, der ſagte aber nichts; ſie ſtießen und ſchlugen ihn, ſchleppten ihn vor's Schloß und hängten ihn auf. Am Morgen holte ihn die ſchwarze Jungfrau vom Galgen herunter und beſtrich ihn mit der Salbe, da wurde er wieder ſiebenmal ſchöner. — Du haſt dich wacker gehalten“ ſagte die ſchwarze Jungfrau, „nun ſind wir alle zwölf ſchon zur Hälfte weiß. Noch eine Nacht iſt übrig; wenn du die auch überſtehſt, dann werden wir ganz weiß, dann erlöſeſt du uns alle. In der nächſten Nacht kommen die Geiſter wieder in den Geſtalten deiner Eltern, Brüder und aller andern Verwandten; ſtoßen, ſchlagen und quälen dich — ſprich du aber nichts; ſie thun dich in einen feurigen Sarg, brennen dich zu Pulver — ſprich du auch da nichts.“ In der Nacht kamen nun die Geiſter, quälten und folterten ihn hin und her, konnten aber kein Wort aus ihm herausbringen, dann thaten ſie ihn in einen feurigen Sarg, machten unter ihm Feuer an und ſtachen ihn mit Nadeln — aber er ſprach nicht; dann brannten ſie ihn zu Pulver, trugen's hinaus vor's Schloß und traten es in den Koth. Am Morgen kam die ſchwarze Jungfrau, ſuchte das Pulver zuſammen und beſtrich ihn wieder mit Salbe; da wurde der Königsſohn ſiebenmal ſo ſchön wie vorher, und ſie ſagte zu ihm:

„Nun ſind wir ſchon ganz weiß, Johann, du haſt uns er-

löſt. Nun wollen wir gleichwin meine Stadt gehen, in die ſchwarze Stadt, aber erſt muß ich noch allerlei ordnen; du kannſt vorangehen, ich werde dir gleich nachkommen. Jetzt wenn du unterwegs biſt, ſo wird dich ein ſehr hübſches Mädchen anreden, mit dir ſcherzen und lachen; ſprich aber nichts zu ihr, wende dich lieber von ihr weg. Dann triffſt du einen ſehr reich beſetzten Tiſch: ſtrecke die Hand nicht nach ihm aus und ſieh ihn auch nicht an." Johannes gieng, und wie er in einen Wald kam, redete ihn ein allerliebſtes hübſches Mädchen an „wo gehſt du hin? wo biſt du geweſen? ſteig doch ab und komm hier zu mir herein in mein Häuschen." So lockte ſie ihn mit tauſend und abertauſend ſüßen Worten, wie ſie ſie nur ſich ausdenken konnte; aber Johannes gieng vorbei. Hernach kam er an den reichgedeckten Tiſch mitten auf dem Wege; wie er den aber betrachtete, konnte er ſich nicht halten und ſteckte ein Schnipschen von dem Waizenbrot, das darauf lag, in den Mund: gleich ſtürzte er vom Pferde und ſchlief mitten auf dem Wege ein. Eine kleine Weile nachher kommt die ſchwarze Jungfrau in der Glaskutſche, ſieht den Johannes auf dem Boden liegen und kann ihn nicht wach kriegen. Da ſchreibt ſie auf ſeinen Säbel „wenn du aufwachſt, ſo geh wieder nach Hauſe und ſuche in den elf eingefallenen Ställen die Eiſenzwecke, die ſchneide mit deinem Säbel durch, dann komm mir nach. Bald findeſt du am rothen Meere einen ungeheuer großen Mann, der muß dich durchs Meer tragen. Wenn du drüber biſt, ſo ſag ihm, dein Goldring wäre ins Meer gefallen, er möcht' ihn herausholen; und wenn er ihn dann ſucht, ſo ſtoß ihn mit dem Geſicht ins Meer. Hernach findeſt du den dreiſpitzigen Glasberg, da wird dich ein bockſpannenlanger Mann anreden, ſag aber nichts zu ihm, und dann packt er dich und ſchleudert dich mitſamt deinem Pferde über die Glasberge

weg, daß du auf den dritten herunterfällſt, da iſt aber grade die ſchwarze Burg, da wirſt du mich finden."

Am Abend wie Johannes aufwacht ſieht er gleich was auf ſeinen Säbel geſchrieben iſt. Er ſteigt zu Pferde und reitet zu den eingefallnen Ställen. Da ſuchte er die Eiſenzwecke, zerbieb ſie mit ſeinem Säbel und machte ſich auf den Weg. Wie er an's rothe Meer kam, ſetzte ihn ein ungeheuer großer Mann über. Wie ſie drüben waren, ſagte Johannes zu ihm „mein Ring iſt mir ins Meer gefallen, hol' ihn mir doch heraus." Wie er ſich bückt und ſucht, ſtößt er ihn mit dem Geſicht ins Meer. Da

sagte der ungeheuer große Mann „das hast du gut gemacht, du Hund; sonst hättest du sterben müssen, wenn du auch tausend Seelen hast.“ Nun gieng er in eine kleine Hütte am Meeresstrande, da wohnte eine sehr alte Frau drin. „Guten Tag, alt Mütterchen!“ „„Willkommen, du Hund!““ antwortete die alte Frau, das hast du gut gemacht, daß du mich deine Mutter genannt hast; sonst hättest du sterben müssen, wenn du auch tausend Seelen hast: denn du hast meine Tochter getötet““ nämlich wie er die Eisenzwecke in der verfallenen Mauer zerhieb. Wiederum machte sich Johannes auf den Weg und kam an den Glasberg mit den drei Spitzen; da war ein bockspannenlanger Mann, der sprang und tanzte und sang und rief Johannen an. Der achtete aber gar nicht auf ihn. Da wurde er schrecklich giftig, packte ihn und schleuderte ihn mitsamt seinem Pferde über die Glasberge grade in die schwarze Burg. Da suchte er gleich nach der schwarzen Jungfrau und fand sie mit ihren elf Schwestern, die waren nun ganz weiß und nicht mehr schwarz. Da riefen sie alles zusammen, Priester und Rothmantel und Schwarzmantel, und es war eine große Hochzeit: sie leben noch, wenn sie nicht gestorben sind.

6. Die verwünschte Königstochter auf dem Glasberge.

Es war einmal eine verwittwete Königin, die hatte Befehl gegeben: wenn einer aus ihrem Heere zehn Schritte verliefe oder soviel hinter ihm zurückbliebe, sollte er auf der Stelle erschossen werden. Nun konnte sich einmal ein grüner Dragoner vor Müdigkeit nicht mehr weiter schleppen und mußte zurückbleiben; freilich ließ er's dabei auf die Strafe ankommen. Er stieg also ab

und blieb da seine sieben und siebzig Jahre sitzen. Unterdessen stieß die Königinwitwe mit ihrem Heere auf den Feind und wurde so vollständig geschlagen, daß sie auch aus ihrer Hauptstadt vertrieben wurde. Nun hatte die Königin eine sehr schöne Tochter, da verwünschte sie die mitsamt ihrem königlichen Schlosse, daß niemand zu ihr kommen könnte, der nicht erst drei schwere Proben bestanden hätte. —

Der arme Dragoner also kam erst nach sieben und siebzig Jahren wieder zu sich und wanderte auf die Hauptstadt der Königin los, die verwünscht war; da gieng er in eine Schenke und forderte ein Mäßel Wein für sich. Nun wollt' er bezahlen, und er hatte auch Geld, aber kein andres als die Löhnung die er bekommen hatte wie sie in den Krieg zogen; darum galt das jetzt nicht mehr. Da sagte der Kretschmer „das Geld gilt nicht mehr hier zu Lande; das ist ja Geld von der Königin die vor sieben und siebzig Jahren ihr Land verloren hat." Nun erzählt' ihm der Wirt weiter, wie die Prinzessin wäre verwünscht worden mitsamt ihrer Residenz, und sagte zu dem Dragoner: er wäre ein erfahrner tüchtiger Kerl (denn der hatte ihm gesagt, wie's ihm gegangen war), darum sollte er sein Glück probiren und sie befreien. Der Dragoner ließ sich auch drauf ein und gieng in's Schloß; und wie er so aus einer Stube in die andere gieng, kam ihm auf einmal die verwünschte Jungfrau entgegen in einem schwarzen Bärenpelze, und redete ihn an: was er denn suchte; ob er nicht wüßte, daß die härteste Strafe darauf stünde hinter dem Heere zurückzubleiben. Der Dragoner antwortete: er hätte sich verirrt. „Nun dann bleib nur hier" sagte die Prinzessin drauf, „und wenn du drei Nächte aushalten willst, so befreist du mich und bekommst mein Reich und meine Hand." Das nahm der Dragoner an, und die Prinzessin verschwand. Alsbald erschienen

dort allerlei Speisen auf dem Tische, ohne daß er in der Küche Feuer gefunden oder gesehen hätte, wer sie brachte. Alles was er sich nur dachte, daß er's haben möchte, geschah gleich nach seinem Willen; und so gieng ihm der Tag herum. Nun kam die Abendzeit: auf einmal tritt die Prinzessin wieder herein, bringt ein Licht, ein Buch und ein schwarzes Tuch, legt's vor ihn hin und sagt „ich bitte dich nur erschrick vor nichts, fürchte dich vor gar nichts; zünde das Licht an, und hier hast du ein Buch, darin lies; sieh niemanden an, wer auch hereinkommt, und sprich nicht mit ihm.“ Nun gieng die Königstochter wieder weg, der Dragoner blieb allein, zündete das Licht an, nahm das Buch vor und fieng an zu lesen.

So kam elf Uhr heran: da kamen allerlei Leute herein, einer immer schöner angezogen als der andere, er aber sah gar nicht auf sie. Sie fragten ihn fortwährend was er hier wollte, aber er antwortete nicht. Da sagte einer „ach was redst du noch lange mit ihm? pack ihn und wirf ihn nur zu.“ Und so warfen sie ihn einer dem andern zu; auf einmal schlug's zwölf, da giengen alle weg und der Dragoner blieb allein, aber er konnte sich kaum noch rühren. Am Morgen kam die Königstochter in einem ganz rothen Kleide und bestrich ihn mit einer Salbe: da that ihm kein Finger mehr weh. Dann sagte die Königstochter zu ihm „nun hast du schon Eine Nacht glücklich ausgehalten, bestehe nun auch die beiden andern; fürchte dich nicht, sie mögen mit dir machen was sie wollen: ich will dich schon wieder gesund machen.“ Die Königstochter gieng nun fort; der Dragoner fand wieder Essen und Trinken, alles nach seinen Wünschen; er spazierte von einer Stube in die andre und brachte so den Tag herum. Wieder kam die zweite Nacht, die Prinzessin trat ein, brachte ihm Licht und Buch und ein rothes Tuch, legt' es vor den Dragoner hin und

sagte wie Tags zuvor: er möchte das Licht anzünden, in dem Buche lesen, und keinem antworten, möchte kommen und fragen wer da wollte, er möchte nur immerfort in dem Buche lesen. Da nahm sich der Dragoner fest vor, es möchte kommen was da wollte, er wollte die beiden Nächte auch noch aushalten.

Wie es elf schlug, kamen sie mit großem Gepolter ins Schloß herein, daß die Wände zitterten. Gleich zuerst, wie sie hereinkamen, sagten sie „i sehd mal! ist der Dragoner wieder da!“ Nun fragten sie ihn allerlei, was er hier wollte, er aber las immer fort; dann wollten sie ihn zum Sprechen zwingen, packten ihn und rissen ihn hinter dem Tische vor und schnitten ihm Riemen aus seinem Rücken. Wie sie den vierten Riemen anfiengen, hob die Glocke aus zwölf zu schlagen; da ließen sie ihn liegen. Der Dragoner konnte sich vor Schmerzen nicht mehr aufrichten und blieb bis an den Morgen auf dem Flecke liegen, wo sie ihn so gequält hatten. Da kam die Königstochter wieder in einem himmelblauen Kleide, umarmte den Dragoner, bestrich ihn mit der Salbe und machte ihn wieder gesund. Dann bat ihn die Königstochter, er möchte noch die eine Nacht aushalten, dann würde es ihm sein Leben lang gut gehen. Das versprach der Dragoner, da ließ ihn die Königstochter wieder allein, und er brachte den Tag mit Essen und Trinken und Wohlleben hin. Wieder wurde es Abend: da kam die Prinzessin, brachte Licht, Buch und ein blaues Tuch mit und bat ihn, er möchte es nur ebenso wieder machen, wie in den beiden ersten Nächten: das Licht anzünden und in dem Buche lesen und zu keinem ein Wort sprechen. Der Dragoner sagte, das würde er alles halten; dann gieng die Prinzessin wieder weg.

Wieder schlug's elf: dießmal kam's unter noch viel ärgerem Gepolter ins Schloß, aber der Dragoner kümmerte sich um nichts.

Nun kamen sie in die Stube wo er war, schwärmten drin herum und sagten er sollte sich aus dem Staube machen, was er denn hier zu suchen hätte! Der Dragoner hörte alles recht gut was sie sagten, aber er antwortete nichts; dann sagten sie „wir wollen ihn packen; er will hier gern den großen Herrn spielen.“ Da packten sie ihn, und schleppten ihn in die Küche, wo ein gewaltiges Feuer brannte und der Bratspieß bereitstund. Nun faßten sie ihn und steckten den ganzen Menschen an den Bratspieß, brieten und wendeten ihn am Spieße, bis es zwölf schlug — da verschwanden sie auf der Stelle. Gleich kam auch die Prinzessin, die nun von der Verwünschung erlöst war, nahm ihren Befreier vom Feuer und vom Spieße: aber der Dragoner war fast wie tot. Da bestrich ihn die Prinzessin wieder, da wurde er auch gleich besser, aber drei Tage lag er doch noch im Bette, erst da that ihm nichts mehr weh. Nun lebten sie zusammen als Eheleute, nur daß sie nicht ordentlich getraut worden waren; so vergieng ihnen eine Woche nach der andern, endlich sagte die Prinzessin: „lieber Mann! ich bin schon so lange nicht in der Kirche gewesen, wir wollen doch dort in die Stadt und in die Kirche gehen.“ Sagte der Dragoner „ich bin's zufrieden, liebe Frau.“ So giengen sie denn zur Kirche und kehrten dort in einem großen Gasthause ein; da war aber eine abscheuliche alte Wirtin, die beneidete den Dragoner um sein großes Glück, daß er nun wie ein König lebte, weil er die verwünschte Prinzessin befreit hatte. Darum sagte sie zu dem Dragoner seinem Diener „komm mal her, mein Sohn, und nimm hier das Goldstück, dafür will ich weiter nichts, als daß du die Nadel hier deinem Herrn ins Kleid steckst.“ Der Diener dachte, dadurch könnte man seinem Herrn auf keinerlei Weise schaden, und versprach's und that's auch. Am andern Tage wie's Zeit war zogen sich alle beide an, der König

der früher ein Dragoner war, und die Prinzessin; ehe sie aber noch fortgiengen, sagte die Prinzessin „hör lieb Herz, nun gib Acht, daß du nicht einschläfst; denn wenn du einschläfst, so mußt du ohne mich leben.“ Nun giengen sie in die Kirche, und wie sie hineingetreten waren, setzten sie sich neben einander. Da wurde aber der König, der früher ein Dragoner war, gleich ganz schläfrig, sowie der Gottesdienst anfieng; die Prinzessin stieß ihn fortwährend an und zupfte ihn, aber es half alles nichts. Wie der Gottesdienst zu Ende war und sie aus der Kirche heimgiengen, sagte die Prinzessin „ich hab' es dir gesagt, du möchtest nicht einschlafen, weil du sonst ohne mich bleiben würdest; nun wollen wir noch zweimal in die Kirche gehen, nimm dich in Acht, daß du nicht einschläfst, denn wenn du einschläfst, weißt du, so kann ich nicht mehr bei dir bleiben.“ Der König hätte gern den ganzen Tag und die ganze Nacht vorher geschlafen, damit er nur in der Kirche wach bliebe, aber nun kam ihm durchaus kein Schlaf.

Am nächsten Tage giengen sie wieder in die Kirche, und so wie sie sich in den Stuhl gesetzt hatten, nickte er ein; die Prinzessin stieß ihn wer weiß wie oft an, aber es half alles nichts. Wie der Gottesdienst aus war, giengen sie heim; da sagte die Prinzessin traurig „nun seh' ich, daß du nicht bei mir bleiben sollst, denn du kannst dich ja nicht vom Schlaf erhalten.“ Dem Könige gieng das sehr zu Herzen, und er weinte, daß er nach so vielen Leiden mit der Prinzessin doch nicht glücklich sein sollte. Sprach die Prinzessin „noch ein Tag ist übrig, das ist noch Eine Probe, darum gehen wir noch Ein mal in die Kirche; schläfst du aber auch da ein wie die beiden ersten Male, so wirst du mich nie mehr sehen.“ Da schluchzte der König sehr; er konnte gar nicht

begreifen, was ihm nur war, daß er allemal so schläfrig war, wenn er in der Kirche sein mußte.

Nun giengen die Beiden zum dritten Male hin; der König nahm sich recht zusammen, aber das war alles umsonst: so wie sie sich in den Stuhl setzten, schlief er so fest ein, daß sie ihn mit Mühe aufwecken konnte, als der Gottesdienst aus war. Nun kamen sie aus der Kirche, da fiel die Prinzessin dem Könige weinend um den Hals, dankte ihm für ihre Erlösung aus der Verzauberung, und weinte bitterlich: „nun kann ich nicht länger bei dir bleiben" sagte sie, und damit verschwand sie. Dem Könige liefen die Thränen über die Backen, wie er's nun deutlich vor Augen sah, daß er sein Lieb verloren, um das er so viel ausgestanden. Er gieng mit seinem Diener wieder nach Hause in den Kretscham und weinte auf seiner Stube sich aus. Dem Diener fiel das nicht ein, daß er mit seiner Nadel an allem Schuld wäre; die alte Hexe aber sprang deckenhoch vor Freude. Was sollte der König nun machen? Er gieng wieder heim, das heißt in die königliche Hauptstadt, und erzählte dort, wie die ganze Geschichte gekommen war. Da bedauerten ihn die Großen seines Landes sehr und suchten ihn zu trösten, aber alles umsonst; die meiste Zeit brachte er ganz einsam für sich zu, und nur wenn er spazieren gieng, nahm er jenen jungen Diener mit, der dem Könige die Stecknadel ins Kleid gesteckt hatte, und den der König am liebsten um sich hatte. So giengen sie einmal zur Tageszeit in den großen Wald vor der Stadt spazieren, und der König war immer traurig. Nun war in dem Walde ein großes Wirtshaus, weil die Landstraße da vorbei gieng: da kehrte der König ein. Nun saßen gerade drei fahrende Schüler da; die erkannten den König, und wie sie sahen daß er so traurig war, faßten sie sich ein Herz und redeten ihn an „Großmächtigster König, was

kann Eurer Majestät so großen Kummer bereiten?" Antwortete der König „wenn ich's euch auch sage, meine Jungen: ihr könnt mir doch nicht helfen." „Vielleicht können wir doch helfen, wenn's uns Eure Majestät nur erzählt." Da erzählte ihnen denn der König, wie er die verzauberte Prinzessin erlöst hätte, wie sie in die Kirche gegangen und er immer eingeschlafen wäre, und wie er gar nicht begreifen könnte, wie das immer kam. Die Prinzessin hätte ihn genug gewarnt, er sollte nicht einschlafen; weil er sie sonst verlieren würde. Da fieng der König wieder an zu weinen, die fahrenden Schüler aber sagten „In Eurer Majestät Kleide muß eine Schlafnadel stecken, diese ist die Ursache des Einschlafens gewesen," (mit dem gieng einer von den Schülern hin und zog die Nadel heraus und warf sie weg) „aber Eure Majestät kann sie nur von der alten Wirtin bekommen haben, in dem Wirtshause, wo Eure Majestät mit der Prinzessin abgestiegen war. Wenn aber Eure Majestät die Prinzessin bald wiederzufinden und zu Ihrer Gemahlin zu machen wünscht, so geben wir folgenden Rath: verschaffe sich Eure Majestät sobald als möglich weder's auch ist ein schwarzes Pferd an dem auch kein Fleckchen und kein Häserchen weiß ist, und gieße sich eine goldne Kugel: denn mit etwas anderem kann man die alte Frau nicht töten als mit einer goldnen Kugel, und so lange die alte Wirtin lebt, kann Eure Majestät nicht glücklich und unangefochten bleiben." Der König merkte sich ihren Rath ganz genau, jene aber fuhren fort „wenn der Rappe da ist, so verschaffe sich Eure Majestät schwarzes Sattelzeug, desgleichen eine ganz schwarze Rüstung für Eure Majestät, lade die Kugel in eine Pistole und gehe in jenes Wirtshaus zu der alten Wirtin; die wird jetzt sehr freundlich thun, Eure Majestät gehe aber nur einmal in die Stube hinein, ohne das Pferd draußen anzubinden, und wenn

Eure Majestät aus der Stube wieder herausgeht, wird die alte Frau hinterher gehen; sobald sie nun hinter Eurer Majestät hergeht, halte Eure Majestät das Pferd bereit, drehe sich um, schieße auf sie, springe dann zu Pferde und lasse es rennen bis es von selbst stehen bleibt, ohne sich einmal umzusehen." Das that nun der König auch. Er holte das Pferd und ritt zu der Wirtin; wie er in die Stube trat, drehte er sich gleich wieder um, die Wirtin hinter ihm drein; dann griff der König nach seiner Pistole, schoß auf sie, setzte sich dann aufs Pferd und ließ es laufen wohin es wollte. Das Pferd brachte ihn in einer halben Stunde wohlbehalten bis ans Meer, und blieb da vor einer Hütte stehen. Darin wohnte der Wächter der halben Welt. Den grüßte der König und sagte „guten Abend, alter Vater!" Antwortete der Alte „guten Abend, mein Sohn! steig ab und komm ein bischen herein!" Der König that, was der Alte gesagt hatte und trat in die Hütte: der Alte trug nun auf, was er hatte. Nun erst fragte er, wer er wäre und wohin er wollte. Da erzählte der König, wie es ihm gegangen war, wie er Dragoner war und wie er die Prinzessin erlöst hätte und wie er sie verloren hätte durch die Künste eines alten Weibes; zuletzt fragte er den Alten, ob er ihm etwas von ihr sagen könnte. „Mein Sohn" sagte der Alte, „ich weiß nichts von ihr, denn hier an der Grenze wo ich Wächter bin ist gar nichts zu erfahren, ich komme am Tage oft nur eine Viertelstunde herum; aber auf der andern Seite des Meeres ist mein Bruder Wächter für die andre Hälfte,

da wirst du sie sicher finden, denn da wohnt ein alter König, der hat keine Kinder, zu dem gehen gewöhnlich alle solche unglücklichen Personen und Männer; drum rath' ich dir: geh ans Meeresufer, da wirst du eine Menge Kähne finden — einen immer schöner wie den andern; setz dich aber in keinen von ihnen, denn wenn du's thätest, so wäre's zu deinem Tode; geh vielmehr so weit, bis du einen alten schlechten Kahn findest, der zur Hälfte voll Wasser steht; setz dich kühn hinein, der wird dich ohne allen Schaden übersetzen."

Da bedankte sich der König schön bei dem Alten für seinen guten Rath, und nahm Abschied von ihm. Er gieng an den Strand, da luden sie ihn von allen Seiten ein, in ihre schönen Kähne zu steigen, der König aber suchte dem Alten und gieng so lange bis er die halbverfaulte Gondel fand; in die setzte er sich ohne Bange und wurde so schnell ans andere Ufer gesetzt. Nicht weit vom Strande stund eine Hütte, in die gieng er, grüßte und sagte „guten Tag, alter Vater!" „Willkommen, mein Sohn" antwortete der; „ich weiß wol wo du hinwillst: du suchst deine Frau. Sie ist auch hier in meinem Gebiete, aber in dem Schlosse auf dem Glasberge. Der König, mein Sohn, hat sie schon verheirathen wollen, aber sie hat gesagt, man müsse sie erst durch drei Proben von ihrem Fluche erlösen; die drei Proben muß der ausführen, der mich heirathen will. Der König ließ sich das gefallen und die Prinzessin wohnt nun in dem Schlosse auf dem Glasberge; wer dahinan sprengt und die drei Geschenke, die sie bestimmt, durch die Proben erwirbt, den will sie zum Manne nehmen. Nun sind so viele gekommen, Könige und Fürsten aller Art, und haben's probiert, weil ihre Schönheit so außerordentlich ist, darum haben sie Alle in ihr Herz geschlossen, aber nun wissen sie nicht, wie man's machen soll, dahinauf zu

sprengen, die Geschenke zu gewinnen und die Princessin zu verdienen. Nun sag, mein Sohn, hast du Geld mit?"" „Ja das hab' ich freilich nicht, alter Vater!"" „Nun wenn du auch keins hast, ich habe doch genug; nimm dir nur eine ordentliche Hand voll Goldstücke und geh in die Stadt — jetzt ist grade Markt, da such dir einen Rappen aus, der keinen weißen Fleck hat, und laß dir eine ganz schwarze Rüstung machen und deinem Pferde schwarzes Zielzeug und beschlag es mit goldnen Hufeisen und Demantnägeln. Wenn das alles fertig ist, dann komm mal her und laß michs mal ansehen." Nun machte der König, daß er das alles recht schnell kriegte, und sowie ers hatte, gieng er hinaus zu des Alten seiner Hütte und sagte „nun, alter Vater, ist so alles recht?" „„Ganz recht und schön, mein Sohn; nun geh du nur unten an den Glasberg, dort bemühen sich schon eine ganze Menge vornehme Herren hinaufzusprengen; aber so geschent ist keiner, daß er sein Pferd mit einem goldnen Hufeisen und Demantnägeln beschlagen ließe. Bist du nun dort, so warte ruhig bis die Reihe an dich kommt; du kannst sicher sein, daß dein Pferd hinaufsprengt und du den ersten Preis gewinnst, das ist ein kostbares goldgesticktes Tuch; der zweite ist dann ein goldner Apfel, der dritte der Ring der Princessin."" Nun ritt der König hin, und sah wie viele sich dort abquälten und doch alles umsonst. Nun war die Reihe auch an ihm, da sprengte er so leicht hinauf, daß er mit hundert Sprüngen oben auf dem Berge war. Die Princessin erkannte ihn auf der Stelle und drückte ihn an ihr Herz. Er aber faßte das Tuch, sprengte wieder herunter, und mit Einem Satze weit über die Untenstehenden weg. Nun hatte aber der König ernstlich Befehl gegeben: wer einen Preis erlangt hatte, sollte selber vor ihn kommen; er aber gieng nicht erst zum Könige, sondern gleich zu dem Alten in seine Hütte.

Wie er hinkam, fragte ihn der Alte gleich „nun, mein Sohne iſt die Probe gut abgelaufen?“ „„Ja wol, alter Vater!““ antwortete der König. „Aber nun übermorgen darfſt du nicht in demſelben Kleide wieder hingehn, mein Sohn, denn ſonſt kennen ſie dich; geh du lieber erſt in die Stadt und kaufe dir ein ganz gelbes Kleid, ein gelbes Pferd und ganz gelbes Zielzeug fürs Pferd, daß alles von gleicher Farbe iſt.“ Der König kaufte ſich wieder was ihm der Alte gerathen hatte, und wie alles fertig war, gieng er und zeigt'es dem alten Wächter; der aber fand alles vortrefflich: „dießmal aber“ ſagt' er zu ihm, „wenn du hinkommſt, warte nicht erſt bis die Reihe an dich kommt; ſprenq nur drauf los, aber daß dein Pferd mit den goldnen Hufeiſen und den Demantnägeln beſchlagen iſt!“

Nun ritt der König hin; der andre König aber, der dort herſchte, hatte es ſehr übel genommen, daß der ſich nicht vor ihm geſcheut hatte der das goldgeſtickte Schnupftuch gewonnen hatte; darum war heute ſeine halbe Armee um das Schloß herum aufgeſtellt, um ihn zu greifen. Wie nun der König auf gelbem Pferde in gelber Rüſtung kam, wartete er nicht lange, ſprengte hinauf und gewann den goldnen Apfel; dann küßte er die Princeſſin, ſprengte mit ſeinem Roſſe mitten durch das Heer durch und trieb ſie auseinander. Vergebens ſchalt der alte König. Wie er zu dem alten Wächter kam, fragte er gleich, „nun, mein Sohn, haben ſie dich gekriegt?“ „„Beinah, alter Vater!““ „Aber jetzt müßen wirs wieder anders anfangen. Geh in die Stadt, nimm einen ganz weißen Hengſt, weißes Zielzeug und für dich weiße Rüſtung, das Pferd aber beſchlägſt du wieder mit goldnen Hufeiſen und Demantnägeln.“

Nun gieng er nicht eher aus der Stadt, bis alles fertig war. Wie er alles hatte, ſetzte er ſich zu Pferde, und zeigte ſich dem

Alten. Der betrachtete ihn und ſagte „ſchön, mein Sohn! gib nur acht, daß ſie dich nicht kriegen!“ Dann ritt der König hin, und wie er ankam, wartete er nicht erſt bis die Reih' an ihn kam, ſondern gab dem Pferde die Sporen und ſprengte hinauf, griff den goldnen Ring, küſſte die Princeſſin und ſprengte mit ſeinem

Pferde zurück, denn er dachte, es wären auch dießmal nur ebenſo viel Krieger um die Burg herum; aber dießmal hatte der König doppelt ſo viel aufgeſtellt, und ſo kam es, daß er mit dem Pferde mitten in die Soldaten hineinſprang. Als dieß der König ſah; ſuchte er freilich zu entkommen, aber wie er den Sprung wagte.

ſtach ihm ein Soldat ſeine Hellebarde grade in den Schenkel des Pferdes, und ſie merkten, daß es verwundet war, denn ſo weit das Pferd durch ſie gerannt war, ſah man die Blutstropfen.

So kam er zu dem Alten, der rief ihm entgegen „ei gekriegt haben ſie dich alſo nicht, aber verwundet?“ „„Ja, alter Vater.““ „Na komm her mein Sohn, ich will dich verbinden, ruh dich nur bei mir aus!“ Der alte König aber wurde ſchrecklich giftig, daß er nicht erfahren konnte, wer die Preiſe gewonnen hätte, und wem die Königstochter ſein würde. „Nun mein Sohn“ ſagte der alte Wächter, „weißt du jetzt was du machen ſollſt?“ „„Nein alter Vater, das weiß ich wirklich nicht.““ „Nun zieh mal dieß Bettlerkleid an, mein Sohn, denn jetzt iſt die Princeſſin nicht mehr in dem Schloß' auf dem Glasberge ſondern in der Stadt im königlichen Schloße. Dahin mußt du gehn in dieſen Kleidern und einen Dienſt ſuchen; ſie werden dich gleich als Küchenjungen annehmen. Dann verſteckſt du deine Wunde; ſobald du aber denkſt die Princeſſin ahnt ſchon daß du's biſt und will dich insgeheim ſehen, dann verbinde deine Wunde mit dem Tuche das du bei der erſten Probe gewonnen haſt; den Ring aber thu nur in die Taſſe in der du ihr den Kaffee bringſt; wenn ſie dann trinkt ſo muß ſie ihn am Munde ſpüren.“ Der König gieng hin, bat um einen Dienſt bei Hofe und wurde richtig als Küchenjunge angenommen. Nun dachte er nur darauf wie er Gelegenheit fände den Ring in den Kaffee zu thun. Gleich am andern Tage früh morgens traf ſichs zum Glücke, daß der Koch ein dringendes Geſchäft hatte wie er den Kaffee eingoß und nicht erſt den Diener rufen konnte um ihn der Princeſſin zu bringen, ſondern er befahl dem Küchenjungen er ſollt' ihn ihr bringen. Da benutzte er denn die Gelegenheit gleich, that den Ring in den Kaffee, und brachts ihn der Princeſſin. Wie die ihn umrührt, merkt ſie, daß

der Löffel an etwas klappert; sie sieht nach, was drin sein könnte, und entdeckt den Ring, den sie bei der dritten Probe dem Ritter gegeben hatte. Gleich ruft sie den Diener, es müsste irgend ein Fremder am Hofe sein. „Niemand anders" sagte der „als der Küchenjunge den wir gestern angenommen haben." „„Nun"" sagte die Princessin „„so laß ihn gleich herein kommen."" „Aber Durchlauchtige Princessin, er hat kein Kleid dazu; das in dem er gekommen ist, darin kann man ihn doch nicht hereinlaßen." „„Ach geh und sag's ihm nur, er soll kommen."" Da sagte's ihm der Diener, der Küchenjunge aber antwortete „sie hat ja ebenso weit hierher zu mir, wie ich zu ihr." Der Diener bestellte das wieder; und der König, der als Küchenjunge in der Küche blieb, merkte daß die Princessin in den Saal der als Küche diente kommen wollte. Gleich band er seine Wunde los und verband sie mit dem goldgestickten Tuche. Da erkannte ihn die Princessin auf der Stelle, daß es der war der sie vom Zauber erlöst und die drei Proben vollbracht hatte. Sie sagte nichts, gieng aber gleich zu dem alten Könige und erzählte ihm, der wäre es der sie vom Zauber erlöst und die drei Proben vollbracht hätte, darum verdiente er ihr Gemahl zu werden. Da ließ der König auf der Stelle den Hofkaplan holen, und den König rufen und mit ihr trauen.

So lebten sie schon ein Paar Monate zusammen, da sagte der alte König einmal beim Mittagseßen „jetzt nimm du die Regierung des Landes in deine Hand: ich bin schon alt und wünsche die Ruhe." Der König der früher Dragoner war antwortete „ich habe freilich schon mancherlei Thaten vollbracht, aber erst geh' ich doch noch auf ein Jahr, etwas auszurichten." Seine Gemahlin und der alte König suchten ihn aus allen Kräften zurückzuhalten, aber ihr Bitten war umsonst. Er nahm von beiden Abschied,

wanderte lange ohn' Rast und Ruh, und kehrte endlich in ein Wirtshaus ein, da verlangte er zu essen und zu trinken. Der Kretschmer rief auf der Stelle „Ignaz, bring Mittagbrot für den Herrn!" Der antwortete „gleich"; dann bracht' er das Essen; aber der König sah niemanden und fragte drum den Wirt, wer das wäre der das Essen brächte. Das wäre sein Diener, sagte der. Da fragte der König, wie theuer er ihn wol verkaufen wollte; der antwortete „für dreihundert Dukaten. Die zählte ihm der König gleich auf, dann stund er vom Essen auf und rief „komm Ignaz, wir wollen fort." Da gieng er mit ihm und sie schwatzten miteinander, und wie's Abend wurde fanden sie eine Schenke wo viele Fuhrleute einkehrten; da sagte der König zu ihnen „guten Abend!" Sie dankten ihm, und nun fragte er, ob sie ihm wol erlaubten mit ihnen zu übernachten. „Warum nicht?" sagten die; da befahl der König gleich „bring Holz, Ignaz, und mach Feuer an!" Die Krämer und Fuhrleute sahen aber niemand, der das Holz gebracht und Feuer angemacht hätte. Da sagte einer „Herr König, der Diener gefällt mir, wollen wir tauschen?" „Ich habe einen Ranzen" sagte der Handelsmann, aus dem kann ich soviele Soldaten herausmarschieren lassen wie ich will, bis ich sage „'sist genug." Gleich wurde die Probe gemacht, der machte seinen Ranzen auf und sagte „marsch heraus!" Da kamen viele Soldaten von allen Waffen heraus: Reiterei und Fußvolk — bis er sagte es wäre genug. Dann sagte er wieder „marsch hinein!" Da marschierten sie alle hinein. Das gefiel dem Könige sehr, und sie tauschten mit einander; aber wie sie von einander Abschied nahmen, sagte der Handelsmann nicht „Ignaz, bleib bei mir!" Wie nun der König mit seinem Ranzen heimgieng, wurde er unterwegs hungrig und sagte „Ignaz, wärst du noch bei mir, dann möcht' ich wol was essen, wenn du mir was brächtest?" Da sagte

Ignaz „„ich bin ja hier.““ „Aber warum bist du denn nicht mit dem Handelsmann fortgegangen?“ „„Ja der hat ja nicht gesagt, daß ich bei ihm bleiben sollte, darum bin ich mit dir gekommen.““

So kamen sie wieder an die Königsstadt, da machte er seinen Ranzen auf und sagte „marsch heraus!“ Da kamen sie mit klingendem Spiele herausgezogen: Reiterei so gut wie Fußvolk. Da sagte er zum Ignaz „geh jetzt zum Könige und sag ihm, er möchte mal herkommen und meine Soldaten ansehn.“ Ignaz gieng zum Könige, trat in die Stube und sagte „der junge König läßt Eure Majestät bitten, einmal herauszukommen und seine Soldaten anzusehen: sie stehn draußen vor dem Thore.“ Der König sah niemanden der das hätte sagen können, darum sagt' er: er würde nicht kommen. Antwortete Ignaz „wenn Eure Majestät nicht von selber kommen, so trag' ich Sie hin.“ Da nahm er den alten König und trug ihn vors Thor. Wie die dort sahen, daß er den alten König brachte, fiengen alle Musikchöre an zu spielen. Da sagte der alte König „höre mein Sohn, mein Reich ist nicht so gar groß; was wollen wir mit all dem Volke machen das wir da haben?“ „„O Majestät““ sagte jener, „„die brauchen nichts““; dann commandierte er „„marsch hinein!““ Da marschierten sie alle hinein. Da wunderte sich der alte König, dann aber giengen sie zusammen in die Stadt; der junge König übernahm die Regierung des Landes und lebte mit seiner Gemahlin in Ruh und Frieden.

7. Die vermandelten Kinder.

Es war einmal ein junger König, dem kam einmal an einem Abend ein so wunderlieblicher Apfelgeruch in die Nase, daß er gleich zu seinem Bedienten sagte „auf der Stelle holst du mir von dem

Apfel der so schön riecht, sonst laß' ich dich aufhängen ohne viel Federlesen." Der Bediente warf sich gleich aufs Pferd und zog durch sieben und aber sieben Länder, immer dem Apfelduste nach, bis er endlich in den Garten kam in dem der schöne Apfel gewachsen war; da band er sein Pferd an und sprang über den Zaun.

Aber kaum hatte er ein Paar Aepfel abgepflückt, da kam ein zottiger alter Mann, packte ihn und wollte ihn fesseln. Der Bediente sagte ihm, er wollte ja nur seinem Könige ein Paar bringen, sonst ließe ihn der hängen. Da sagte der alte Mann „komm mit herein zu mir zu meiner alten Frau, die will ich erst fragen was ich machen soll, ob ich dir ein Paar Aepfel geben soll oder nicht." Nun giengen sie hin, aber der Bediente blieb draußen auf der Diele und gieng nicht mit hinein, der Alte aber gieng hinein und erzählte seiner Frau die Geschichte; da fieng die schön an zu schimpfen. Nun hatte aber die Alte drei Töchter, von denen sagte die älteste „Papa, warum hast du ihm denn nicht ein Paar Aepfel gegeben? vielleicht nähme mich dann der König zur Frau; und wenn er das thäte, da wollt' ich ihm von einem Wecken Hanf ein Zelt weben, so groß, daß alle seine Soldaten drunter Platz hätten." Da sagte die mittelste „Und wenn er mich nähme, da wollt' ich ihm aus einem Weizenkern einen Kuchen backen, daß alle seine Soldaten satt davon wurden." Sagte die jüngste „Und wenn er mich nähme, da sollte er ein Paar allerliebste Zwillinge mit

goldigen Haaren bekommen, und der eine sollte einen Irrstern auf der Stirne haben, der andre eine Sonne, und einen goldnen Ring um den Arm alle beide." Alles das hörte der Bediente draußen im Hause und schrieb sich's genau auf. Dann kam der Alte wieder zu ihm heraus, gab ihm ein Paar Aepfel und schickte ihn damit fort: der Bediente setzte sich wieder zu Pferde und machte sich auf die Heimreise.

Wie er nach Hause kam, übergab er dem Könige die Aepfel, der aß sie aber nicht auf sondern biß nur hinein, da lachte er gleich laut auf; nun that er sie in seine Rocktaschen, jeden in eine, dann giengen sie auf die Jagd. Unterwegs konnte der König dem prächtigen Dufte wieder nicht widerstehen und biß hinein, aber er muste wieder laut lachen. Nun wartete auch der Bediente nicht länger und übergab dem Könige was er sich auf der Diele des armen Mannes aufgeschrieben hatte. Sowie er's übergab, las es der König, da ließ er Jagd und alles im Stiche, spannte an und fuhr zu dem armen Manne. Dort angekommen sagte er zu dem größten Mädchen „ist das wahr, daß du gesagt hast: wenn ich dich nähme, so wolltest du mir aus einem Wecken Hanf ein Zelt weben, so groß, daß alle meine Soldaten drunter Platz hätten?" „„Ja"" sagte das Mädchen, „„das ist wahr."" Dann sagte er zur Zweiten „hast du wirklich gesagt: du wolltest mir aus einem Weizenkorn einen Kuchen backen, so groß, daß alle meine Soldaten davon satt werden sollten?" „„Ja"" sagte das Mädchen, „„das hab' ich gesagt."" Da fragte er zuletzt die Dritte „hast du wirklich gesagt: wenn ich dich nähme, sollte ich ein Paar allerliebste Zwillinge bekommen mit goldigen Haaren, und der eine sollte einen Irrstern auf der Stirne haben, der andre eine Sonne, und einen goldnen Ring am Arm alle beide?" „„Ja"" sagte das Mädchen. Da umarmte und küsste sie der König, und nahm

ſie zur Frau und ſie ließen ſich trauen, dann zogen ſie zuſammen in ſein Schloß; die Hochzeit war aber noch nicht lange vorbei, da muſte der König in den Krieg ziehen, ſie nahmen Abſchied von einander und er zog fort.

An dem Königl ſeinem Hofe lebte eine alte Frau, die hatte auch eine Tochter und hätte ſie gar zu gern dem Könige zur Frau gegeben. Wie nun der Königin ihre Zeit kam, machte ihr die Alte weis, es wäre ſo Sitte, daß die Wochen auf dem Dachboden abgehalten würden. So trugen ſie denn die Königin auf den Dachboden und da genas ſie von zwei goldhaarigen Kinderchen. Die Alte war gleich bei der Hand, erſtickte die beiden Kinder und verſcharrte das eine unter die Thürpfoſte rechts, das andre links; der Königin aber ſchob ſie ein Paar junge Hunde unter, denn ein alter Jagdhund im Stalle hatte grade auch geworfen. Dann ſchrieb ſie dem Könige: ſeine Gemahlin hätte keine Kinder zur Welt gebracht, ſondern ein Paar junge Hunde. Da kam der König eilends heim und ſchimpfte und mißhandelte ſie, die Königin aber betete ſo lange bis er endlich ſchwieg. Nun gieng ſie eines Tages unter das Thor wo ihre beiden Söhnchen vergraben lagen, und wie ſie ſo laut aufſeufzte wurde ſie auf einmal zur Salzſeule; der König nahm die Tochter der Alten zur Frau und bekam von der auch zwei Kinder.

Einmal ſah der König zum Fenſter heraus, da ſah er in ſeinem Thore zwei goldne Birnbäume ſtehn; er wunderte ſich ſehr darüber, aber niemand konnte ihm ſagen wo ſie herkämen. Sowie aber die Alte die Bäume ſah, wuſte ſie gleich, daß ſie beide aus den goldhaarigen Kindern gewachſen waren. Die Bäume wuchſen aber bald ſo hoch, daß man ſie ſchon vom Nachbarlande aus ſehen konnte; und nun ruhte die Alte nicht und ſetzte ihren Kopf drauf, ſie wollte die beiden Bäume vom Könige umhauen laßen.

Darum brachte sie's ihrer Tochter bei, daß sie sich krank stellen und zum Könige sagen sollte: sie könnte nicht anders wieder gesund werden, als wenn sie in einem Bette schliefe das aus dem Holze der Birnbäume gezimmert wäre. Der König besucht seine Frau und findet sie sterbenskrank; er fragt sie was ihr fehlte, aber sie ist ganz von Sinnen; der König sieht sie so eine Weile an, auf einmal fährt sie stöhnend in die Höhe und sagt zum Könige „eben hab' ich geträumt: wenn du ließest die beiden goldnen Birnbäume abhauen und mir draus eine Bettstelle machen, daß ich drin schliefe — nur so könnt' ich vielleicht gesund werden." Aber der König antwortete „das verstehst du nicht, die beiden goldnen Birnbäume laß' ich um die ganze Welt nicht abhauen, so gern hab' ich sie." Andern Tags gieng der König auf die Jagd, aber so wie er aus dem Hofe heraus war, hieb die Alte den einen Birnbaum um, machte eine Bettstelle daraus und legte ihre Tochter hinein. Da wurde der König sehr traurig, in seiner Traurigkeit hieb er auch den andern ab und machte daraus eine Bettstelle für sich selber. Am Abend legten sie sich zur Ruhe und schliefen ruhig bis zum Morgengrauen. Auf einmal fängt die Bettstelle in der die Königin lag an zu sprechen und sagt zur andern „gehts dir gut, Brüderchen?" Da antwortete die andre „mir gehts ganz gut, grade so als wäre ich von neuem auf die Welt gekommen"; weil nämlich sein Vater in der Bettstelle schlief. Nun fragte die aber auch die erste „gehts dir gut?" Da antwortete die in der die Königin lag „ach mir gehts so schlecht, daß, wenn ich noch eine Stunde die Tochter meiner Mörderin leiden muß — dann muß ich sterben."

Die Alte schlief aber nicht und hörte alles mit an was sie sprachen. Sowie nun der König jagen gieng, hieb sie sie gleich klein und warf sie ins Feuer. Das Feuer prasselte gewaltig und

eine glühende Kohle sprang vor den Ofen auf den Hof, da fand sie eine alte Ziege und verschluckte sie. Nach einiger Zeit, wie sie grade in der Küche war, warf sie ein Paar Zicklein mit goldigen Haaren. Der König hatte sehr großen Gefallen an den Thierchen und that sie in eine besondere Stube neben seine. Aber die Alte hatte keine Ruhe; sobald der König jagen gieng, lief sie in die Stube und erstach die beiden Zicklein mit den goldigen Haaren tot. Nun waren zwei Mägde auf dem Hofe, die musten die Eingeweide der Thierchen in dem Bach der durch den Garten floß auswaschen, aber aus Unachtsamkeit ließen sie ein Stück dort liegen. Das sah eine alte Krähe und packte es mit dem Schnabel, dann flog sie damit auf die siebenundsiebzigste Insel im Weltmeere, da baute sie sich ein Nest und legte zwei goldne Eier hinein; wie die auskrochen, da machte sie große Augen, denn es waren zwei Kinder mit goldigen Haaren drin: das eine hatte einen Irrstern auf der Stirne, das andere eine Sonne, und am Arme beide einen goldnen Ring. Die alte Krähe schickte sie nun in die Schule, und da lernten sie sieben Jahre lang bei einem alten Einsiedler der schon lange auf der Meeresinsel war. Wie nun die sieben Jahre um waren, da sagte die Krähe zu den beiden Knaben „nun kann ich euch nicht länger erhalten, nun geht zu eurem Vater, der ist ein großer König; bei dem wird's euch beßer gehn." Sie unterrichtete sie noch ordentlich über alles, dann flog sie vor ihnen her und die beiden Söhnchen immer hinterdrein, bis sie ans Schloß ihres Vaters kamen; die Krähe sagte ihnen noch einmal wie sie sich benehmen sollten, dann kehrte sie um auf ihre Insel.

Die beiden Knaben giengen nun zum Könige, der fragte sie was sie bei ihm wollten, da sagten sie ihm alles was ihnen die Krähe gesagt hatte. Sie erzählten ihm, wie die Alte sie unter

den Thürpfosten vergraben hätte und die beiden Birnbäume draus gewachsen wären; dann giengen sie ins Thor, und sprachen mit der Salzseule, die gab dem Könige auf alles Antwort: da wurde er sehr ergrimmt und ließ die Alte an den Schwanz eines wilden Fohlens binden und so zu Tode schleifen, seine beiden Söhne aber erzog er mit großer Sorgfalt und sie leben heut noch glücklich und zufrieden, wenn sie nicht gestorben sind.

8. Weißnitte.

In Skythenland wo die Ungarn her sind war einmal ein König, dem hatte seine Gemahlin ein Söhnchen geboren, das hieß Dani: aber in derselben Nacht, derselben Stunde und derselben Minute hatte auch eine Stute im Stalle ein Fohlen geworfen, und das Fohlen schenkte der König darum seinem Dani. Wie nun der Knabe so weit war daß er in die Schule gieng, lernte und schrieb er sehr fleißig; aber die Gewohnheit behielt er an sich: ehe er in die Schule gieng oder wenn er heimkam, war seine erste Sorge allemal sein Pferdchen zu besuchen und zu streicheln.

Nun mußte der König einmal plötzlich in den Krieg ziehen, da übergab er seine Gemahlin und sein Kind einem Seneschall. Aber der Seneschall schloß heimlich einen Bund mit der Königin; und weil die Frau sich vor der Klugheit des Kindes fürchtete, so mußte der Seneschall immer sehr vorsichtig zu ihr kommen, durfte aber vor dem Kinde sich gar nichts davon merken laßen. Weil sie sich aber doch gar zu viel in Acht nehmen mußten, faßten sie den Entschluß das Kind ganz aus der Welt zu schaffen, und

war so: Der Teufelsball fragte die Königin „mein Herzenslieb, auf welche Art willst du denn dein Kind aus der Welt schaffen?“ Darauf gab sie zur Antwort „ich bin seine Mutter und weiß was er gern hat; nun steck' ich einen spitzen Dolch in sein Bett an die Seite; wenn er sich nun hinlegt, so liebkos' ich ihn und streichle ihn, das kann er aber nicht leiden, dann dreht er sich herum und sticht sich so selber tot.“

Nun gieng der kleine Prinz sein Pferdchen besuchen und fand es sehr traurig; da fieng er von selber an und fragt'es „was fehlt dir denn, mein armes Thierchen?“ Aber weil das Pferd vor ihrem Kutscher nicht sprechen mochte, so ließ es nur den Kopf hängen und dachte bei sich: nach der Schule kommt er ja doch wieder zu mir. Sowie die Schule aus war, sprang auch Dani gleich wieder in den Stall, da war kein Kutscher und auch sonst keiner drin; da streichelte er sein Pferd wieder und fieng von neuem an zu sprechen „nun mein liebes Thierchen! was mag dir nur fehlen?“ Da fieng das Pferdchen auf einmal an zu sprechen „mir fehlt ganz und gar nichts!“ Da überlief's den kleinen Königssohn ganz kalt: „was? du kannst auch sprechen?“ „„O ja freilich! Hör nur warum ich so traure. Deine Mutter hält's mit dem Teufelsball und die wollen dich aus der Welt haben““; und nun sagt' es ihm, wie er sich die Nacht halten sollte. Er gehorchte auch dem Pferdchen, zog sich gar nicht erst aus, legte sich nur aufs Kanapé und blieb so liegen bis an den Morgen. Ueber dieß Benehmen Danis erschraken seine Verderber sehr, aber sie hielten wieder neuen Rath und überlegten, daß Dani die Süßigkeiten so gern hätte; darum machte seine Mutter allerlei Zuckerplätzchen für ihn, und grade an die schönsten that sie ein wenig Gift.

Am andern Tage wie er in die Schule gehn wollte besuchte er wieder sein Pferdchen, das sprach wieder und sagte „nun mein

kleiner Königssohn, sie haben dir nichts thun können, aber nimm dich nur heute noch in Acht!“ und da sagte es ihm, er sollte keine Zuckerplätzchen eßen. Wie er aus der Schule kam, gieng er wieder wie er's gewohnt war zu seinem Pferde, und das warnte ihn noch einmal. Er that denn auch danach: wie sie bei Tische saßen, aß er bloß ein bischen Suppe und von dem nahrhaften Gemüse; wie sie ihm aber den Nachtisch vorsetzten, dankte er mit einem Handkusse, stand vom Tische auf und gieng fort. Da sagte der Seneschall zur Mutter „meine Herzenstraute! weißt du jetzt was wir thun müßen? Der König kommt dieser Tage heim, da stell dich krank, und sag ihm: du würdest nicht eher wieder gesund als bis du von Danis Fohlen seiner Leber gegeßen hättest. Das ist an allem schuld, nicht des Kindes Klugheit; folg du meinem Rathe, dann wird's uns noch gelingen.“

So beriethen sie sich, und wie sie damit fertig waren, gieng der Seneschall in seine Wohnung; unterdessen kam auch der König heim. Die Königin klagte ihrem Gemahle gleich: sie wäre nicht recht wohl, und es würde nicht eher beßer bis sie von des Fohlens Leber gegeßen. „Herzlich gern, meine Traute“ sagte der; „ich werd' es schlachten laßen und deinen Wunsch erfüllen; wart nur noch ein bischen, bis Dani aus der Schule kommt; da mag er sich sein Fohlen zum letzten Male ansehn.“ Der König schellte nun, und wie der Diener kam, kam grade auch Dani wieder. Da gab er dem Diener seinen Auftrag und sagte zu Dani „wir müßen das kleine Fohlen deiner Mutter zuliebe schlachten.“ „„Ja lieber Vater““ antwortete der Knabe; „„wart nur noch ein bischen, bis ich meine Reithosen angezogen habe.““ Nun war Dani so schlau und lief rasch hinunter zu seinem Pferde, das war auch sehr traurig und sagte zu ihm: er sollte seinen Vater um die Erlaubnis bitten, daß er noch zu guter Letzt dreimal rings um den Hof

reiten dürfte; dann sollte er sich einen Becher Wein ausbitten, den sollte er auf seines Vaters Gesundheit austrinken, und aus Freude darüber, daß sie ihre Bosheit nicht ausführen könnten, auch auf die Gesundheit seiner Mutter und des Seneschalls. Dani that ganz wie das Pferd gesagt hatte; sobald er seine Reithosen angezogen hatte, kniete er vor seinen Vater hin, der erlaubte ihm seinen Wunsch und das Pferdchen ward gesattelt. Nun ritt er dreimal herum, dann nahm er den Becher Wein und trank seines Vaters Willkomm: „das trink' ich auf meines lieben Vaters Gesundheit, desgleichen auf die Gesundheit meiner Mutter und des Seneschalls ders mit ihr hält, darum daß sie ihren Plan mich zu morden nicht haben ausführen können." So wie er das gesagt hatte, sprengte das Pferd mit sammt Dani über das Schloß weg und trug ihn über sieben mal sieben Länder weg.

Als der König diese Abscheulichkeit hörte, ließ er den Seneschall gleich packen und viertheilen, seine Gemahlin aber warf er in den tiefsten Kerker. Aber Dani kam darum freilich nicht wieder, deswegen verzieh er ihr, weil er sie doch noch lieb hatte, und ließ sie wieder aus dem Gefängnis heraus.

Unterdessen brachte das Pferd seinen Königssohn Dani wohlbehalten ins Land Britannia nach der Stadt London; da setzte es ihn ab auf einer Wiese und redete dergestalt zu ihm „lieber Herr, ich habe dich hier in dieß Land gebracht, auf daß du, wenn du meinem Rathe folgst, einmal hier König werden sollst." Das versprach er ihm. Da sagte das Pferdchen zu ihm „mögen sie dich fragen was sie wollen und wers auch ist — antworte du nie was anders als: weiß nicht." Hierauf gieng der Königssohn also hinein in die Stadt, da fragten ihn gleich ein Paar Leute „wer bist du?" „„Weiß nicht"" antwortete er. „Wo kommst du denn her?" „„Weiß nicht."" So macht' ers überall, und wie er

ein Paar Tage in der Stadt war, da wuſt'es auch schon der König, es wäre ein schmucker junger Bursche da, der sagte zu allem „weiß nicht." „„Schön" sagte der König, „holt ihn her, der soll in meiner Küche mit aufwarten." Wie sie ihn geholt hatten, gefiel er dem Könige gleich, und er fragte ihn „wie heißt du?" „„Weiß nicht"" war die Antwort. Da übergab er ihn dem Oberkoch mit dem Befehle, er sollte ihn nie schlagen, was er auch thäte. Nun hatten sie in der Küche die Gewohnheit: an wen Sonntags die Reihe kam, der muste daheim bleiben und das Feuer besorgen, die andern aber giengen in die Kirche. Nicht lange so traf die Reihe auch ihn, da trugen sie ihm auf, er sollte Feuer machen und das Fleisch zusetzen, bis es kochte. Das that er denn auch, aber er bestreute dabei das ganze Fleisch mit Asche. Wie die Andern heimkamen, sahen sie die Bescherung: was wollten sie machen? schlagen durften sie ihn nicht; ob sie ihn schimpften oder nicht, das war ihm all eins; da fragten sie ihn bloß „warum hast du das denn gethan?" „„Weiß nicht."" Da half's nichts: sie musten alles wegwerfen und frisches Fleisch holen und ganz von neuem zurichten; darum nannten sie ihn von nun an Weißnitle.

So verübte Weißnitle noch alle mögliche Streiche in der Küche, und der Oberkoch muste den König endlich bitten, den Menschen anderswo anzustellen. Nun hatte der Gärtner grade einen Gehülfen nöthig, der auf den Garten aufpaſste, wenn er selber wo anders zu thun hatte. So geschah es eines Sonntags, daß der Gärtner nach seiner Gewohnheit in die Messe gieng; es war überhaupt niemand zu Hause geblieben als eine von den Königstöchtern, welche das Reißen in den Gliedern hatte, und unser Weißnitle. Da besuchte ihn auf einmal sein Pferdchen und fragte ihn, ob er noch gesund wäre und was er machte.

Weißnitle erzählte ihm alles was ihm widerfahren war. Da brachte ihm das Pferd einen Zaum und ſagte „Wenn du mich brauchſt, ſo zieh nur an dem Zaume, dann komm' ich den Augenblick zu dir. Zieh mal jetzt am Zaume!“ Das that er, da erſchien auf einmal ein ſchönes fuchsfarbenes Roſs mit dazu gehöriger Erzrüſtung: die zog Dani an und durchflog den Garten hurtig in windſchnellem Galopp. Alles das ſah die Königstochter vom Fenſter aus mit an, aber ſie ſagte niemandem etwas davon. Wie der Ritt zu Ende war, ſchüttelte ſich das Pferdchen ein wenig, da wurde es wieder wie vorher und gieng fort, er aber verſteckte ſich vor Angſt unter einen Trog im Stalle, und verbarg auch den Zaum, daß ihn keiner finden konnte.

Nun aber kam der alte Gärtner aus der Meſſe heim, ſah die Verwüſtungen und ſchrie „ei du Schwerenoth! Weißnitle, wo ſteckſt du denn? wart ich will dich lehren den Garten hüten!“ Aber die Königstochter vom Fenſter rief ihm gleich zu: er ſollte ihn ja nicht ſchlagen. Da ſchrie er wenigſtens nach ihm; wie er aber ſeine Füße unter dem Troge verkucken ſah, ſagte er „komm nur her, Weißnitle! Warum haſt du nicht beßer aufgepaßt?“ „„Weiß nicht.““ „Verdirb du nur noch einmal die Blumen ſo, dann ſollſt du's kriegen!“ „„Weiß nicht““ antwortete der wieder. Mit Mühe und Noth brachten ſie es in einer ganzen Woche Arbeit dahin, daß alles wieder im Stande war wie vorher. Unterdeſſen hatt' es auch der König erfahren, was geſchehen war während er in der Kirche war: daß Weißnitle nicht aufgepaßt hatte und keiner weiter zu Hauſe geweſen war. „Na ſchon gut“ ſagte der König; „bringt nur alles wieder hübſch in Ordnung.“

Am Sonntage drauf giengen ſie wieder alle in die Meſſe, nur Weißnitle und die Königstochter nicht; die ſtellte ſich krank, weil ſie dachte ſie würde ihn wieder reiten ſehn. Richtig: ſie

waren kaum eine Viertelſtunde weg, da zog Weißnitle ſchon an ſeinem Zaume. Gleich erſchien ein allerliebſtes ſilberfarbnes Roſs: auf dem verwüſtete er den Garten noch einmal ſo arg wie das vorige Mal. Die Königstochter ſah wieder aus dem Fenſter, und ihr Herz that ihr weh um den ſchönen Jüngling auf dem herrlichen Roſſe. Wieder ſtieg Weißnitle vom Roſſe, das Roſs ſchüttelte ſich und verſchwand, und Weißnitle verſteckte ſich auf dem Hofe. Jetzt kam der alte Gärtner heim, aber beinahe hätte ihn der Schlag gerührt. Wie er Weißnitle ſah, brach er los „warte du Schurke! jetzt will ich dich hüten lehren.“ Der aber antwortete wie gewöhnlich „„Weiß nicht.““ „Aber ich weiß es; komm mir nur in die Quere.“ „„Weiß nicht.““ Wieder brachten ſie den Garten mit großer Mühe wieder in Ordnung; aber am dritten Sonntage, wie alle in die Kirche giengen, blieb Weißnitle wieder allein daheim, und auch die Königstochter ſtellte ſich wieder krank, weil ſie dachte: vielleicht kommt der ſchöne Jüngling wieder. Kaum waren die nun fort in die Meſſe, ſo ſchüttelte er ſeinen Zaum, da erſchien Weißnitles Pferdchen als goldfarbnes Roſs: er ſelber ſetzte ſich in einem ſchönen goldgeſtickten Kleide auf, und richtete den Garten ſo zu, daß auch nicht ein Fleckchen zu verwüſten übrig blieb. Dießmal aber ſah es die Königstochter nicht vom verſchloßnen Fenſter aus mit an, ſondern machte es auf, ſtützte den Kopf auf den Ellbogen und ſah dem ſtattlichen Jünglinge ſo zu. Weißnitle ſah das gleich, ſprang vom Pferde aus zu ihr in die Höhe und küſſte ihr die Hand, aber ohne ein Wort zu ſagen. Da ſagte die Königstochter zu ihm „ſprich doch nur ein Mal, ich ſehe du kannſt reden, aber du willſt nur nicht.“ Da ſprengte er aber fort, ſtieg am Stalle ab, das Pferd verſchwand, und er ſelber gieng im Hofe auf und ab. Die Königstochter merkte recht gut, daß er aus einem ausgezeichneten Geſchlechte

ſtammte, aber um etwas bekümmert war und darum keine Silbe davon ſprach; ſie ſelber aber hatte ſich erſt bloß krank geſtellt, nun aber that ihr das Herz wirklich weh. Indes kamen die andern aus der Kirche heim, ſahen die furchtbare Verwüſtung und fragten Weißnitle „wer hat das gethan?“ „„Weiß nicht.““ „Warum haſt du denn gar nicht aufgepaſſt?“ „„Weiß nicht.““ Da packten ſie ihn und wollten ihn durchprügeln; aber weil er zu allem nur ſagte „weiß nicht“: da dachten ſie, er wäre verrückt, und erließen ihm alle Strafe.

Einmal ſagte der König zu ſeinen Töchtern „wir wollen nun doch ſehen, daß ihr Männer bekommt, ſonſt könntet ihr alt werden.“ Da lud der König alle möglichen Königsſöhne der Nachbarländer und Jünglinge von vornehmer Geburt ein in ſein Schloß zu kommen, damit ſeine Töchter ſich den ausſuchen könnten den ſie am meiſten liebten, wers auch wäre, und er ihnen den zum Manne geben könnte. Es dauerte auch nicht lange ſo kamen ſie an, und die Mädchen wählten: die beiden ältern nahmen Königsſöhne; aber die dritte Schweſter fand keinen der ihr gefallen hätte, ſondern ſie ſagte „Weil mein lieber Vater uns einmal erlaubt hat zum Manne zu nehmen wen wir wollen, er mag arm ſein oder reich: ſo bitt' ich ihn einmal alle zuſammen zu rufen die nur an unſerem Hofe wohnen.“ Auf dieſen Befehl fanden ſich alle ein, ſie aber wählte keinen einzigen ſondern fragte wieder „iſt denn weiter keiner hier am Hofe?“ „„O ja““ war die Antwort, „aber einer in den du dich nicht verlieben kannſt: Weißnitle.““ „Laßt ihn nur kommen.“ Wie er kam und in den Saal trat, fragte ihn die Königstochter „wie heißt du, ſchöner Jüngling?“ „„Weiß nicht.““ Da küſſte ihn die Königstochter und ſagte „Nun bin ich dein auf immer, mein trautes Herzensliebe, und du biſt mein.“ Darüber wunderten ſich alle nicht wenig; aber was war

zu machen? Der Vater mochte sein Wort nicht zurücknehmen, und so wurden alle drei Paare getraut.

Derweile nun die Andern auf der Hochzeit lustig waren, sagte Weißnitle kein Wort und gieng auf seine Kammer; sowie sie merkten daß er fehlte, schickten sie ihm nach, er sollte doch kommen; aber er sagte nichts als „weiß nicht." Da hatte denn die Hochzeit ihren Gang, und sie riethen dem Könige: damit Weißnitle ihnen nicht so viel Schande machte, sollte er ihm ein Bretterhaus vor dem Palaste bauen laßen; da könnte er mit seiner Frau zusammen drin wohnen — und das that der König auch. Nun giengen die beiden Königssöhne, also Weißnitles Schwäger, einmal jagen, und luden ihn auch dazu ein. Er sagte aber bloß „weiß nicht." „„Na aber wir wissen's, du alter Narr"" sagten die Andern, und giengen. Aber Weißnitle zog auf der Stelle seinen Zaum, ohne daß es jemand sah; gleich kam sein Pferd kupferfarben mit der Erzrüstung, und so sprengte er ihnen voraus und entgegen, als käme er schon von der Jagd zurück. Wie sie ihn sahen, fragten sie sich „was kann das für ein Königssohn sein? doch wol ein Prinz aus einem fremden Lande; wahrhaftig auch seine Rüstung ist lauter Kupfer. Wo kommt Eure Beute her? wollt Ihr nicht mit jagen kommen?" „„Ich habe meine Jagd schon beendet"" sagte er, und zeigte ihnen eine goldne Wildente, die er bei sich hatte. Da sahen sich beide an und sagten untereinander „die möchten wir wol mitnehmen, wenn er sie uns nur gibt: mit der würden wir große Ehre einlegen!" Drauf fragten sie ihn „um wie viel könnten wir die Ente wol bekommen?" „„Nicht um Geld"" antwortete er, „„aber Ihr müßt mir Eure Trauringe dafür geben."" Die Beiden bedachten sich ein wenig, dann sagten sie „wir wollen sie ihm nur geben, der Goldschmid macht uns ja gleich ein Paar andre." Nun gaben sie sie ihm

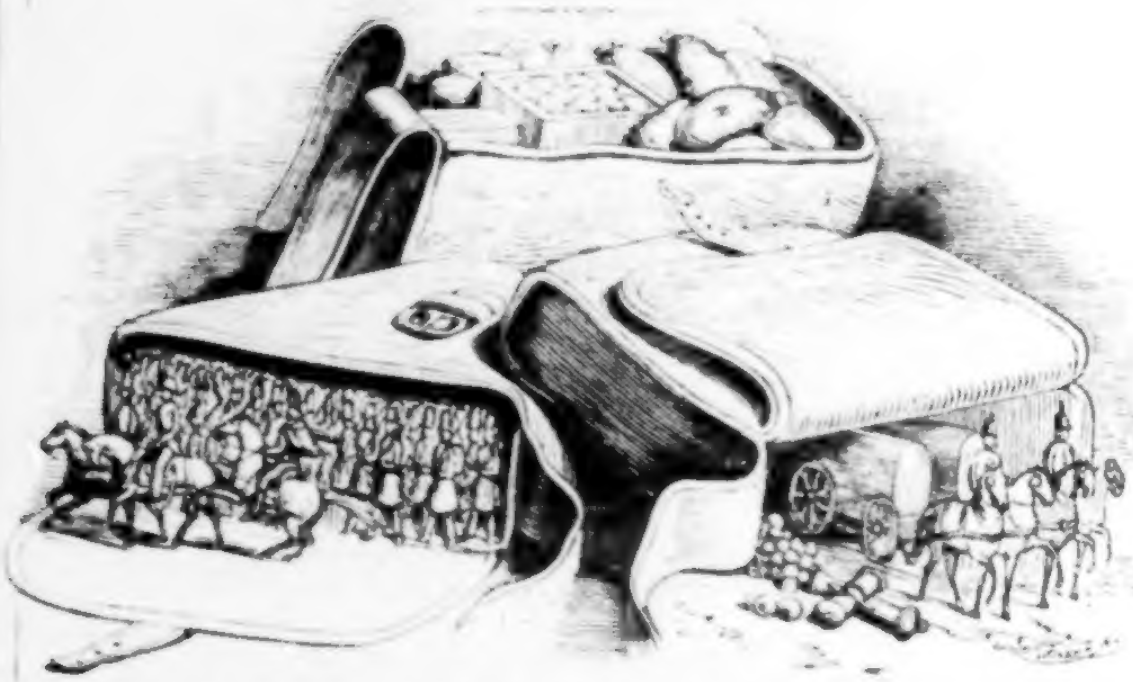
bin und fragten nur noch, wer er wäre. „Ich bin der Sohn des Königs von der Velenburg“ sagte er. Da nahmen sie Abschied von ihm und ritten voller Freude heim; Weißnitle aber kam ihnen doch zuvor, zog sich andre Kleider an und stellte sich vor die Thür. Gleich drauf kamen sie und sagten „Siehst du, Schwager Weißnitle, warum bist du nicht mitgekommen? schau mal was wir gejagt haben.“ „„Weiß nicht.““ „Ja aber wir wißen's, du Esel.“ Da freute sich der König ungeheuer, denn in seinem Lande hatte man bis dahin noch kein solches Wildpret gesehen.

Am andern Tage zogen sie wieder aus und riefen ihn an, „komm mit auf die Jagd, Schwager.“ „„Weiß nicht!““ Da sagte der andre „laß den Narren in Ruhe.“ „„Weiß nicht.““ Nun giengen sie weiter, Weißnitle aber kam ihnen wieder zuvor auf silberfarbenem Rosse, und sein Anzug war von derselben Farbe. Wie sie ihn gewahr wurden, sprach der eine „das ist der Königssohn von gestern;“ „„nein““ sagte der andre, „„der hatte ja einen Kupferanzug.““ Darauf grüßten sie ihn: er möchte doch mit jagen kommen. „O nein“ sagte er „„ich habe die meine schon beendet“ und zeigte ihnen einen Goldhirsch. Der gefiel ihnen wieder ganz ungemein, und sie fragten: für wieviel er ihn hergeben würde. „Nicht um einen Heller, meine Freunde“ war die Antwort, „außer wenn Ihr Euch diesen goldnen Ring auf die Stirn brennen laßt.“ Beide sahen sich an; „ach das schmerzt wol ein bischen“ sagte der eine, „aber unter den Haaren sieht das keiner.“ Nun ließen sie sich brandmarken, es drang freilich bis ins Mark, aber vor der Freude fühlten sie's doch nicht so und fragten wieder; mit wem sie die Ehre hätten. „Ich bin der Sohn des Königs von der Velenburg“ sagte er. Da nahmen sie Abschied und ritten heim; Weißnitle aber kam ihnen wieder zuvor und stellte sich in den Thorweg in seinen Alltagskleidern. Wie sie herankamen, höhnten sie ihn

„ſchau mal was wir geſagt haben!“ „„Weiß nicht.““ „Weil du zu dumm dazu biſt.“ „„Weiß nicht.““ Der König aber freute ſich über den Hirſch noch hundertmal mehr.

Auch wie ſie das dritte Mal jagen giengen, riefen ſie ihren Schwager an, der ſagte aber wieder nur ſein „weiß nicht,“ dann ritt er ihnen voraus auf goldnem Roſſe und in eben ſolchem Anzuge. Wie ſie ihn ſahen, fiengen ſie an „da iſt wieder der Sohn des Königs von der Volenburg.“ Wie ſie näher waren, erkannten ſie ihn deutlich und fragten ihn, wo er herkäme. „Von der Jagd“ ſagte er. „„Was habt Ihr denn geſchoßen?““ „O eine prächtige goldne Trappe.“ Wie ſie die aber ſahen, wurden ſie faſt närriſch vor Freude und wollten ſie gleich haben. „O ja“ ſagte der, „ich will ſie Euch wol geben, aber Ihr müßt Euch den Galgen auf den Rücken brennen laßen.“ Da dachten ſie: das thäte wol wehe, aber ſehn könnt' es ja keiner, und da ließen ſie ſich brandmarken wie er's haben wollte. Dann ritten ſie heim mit dem ſchönen Thiere, um das ſie ſoviel gelitten hatten; und traten prahlend vor den König, der ſich gewaltig drüber freute, mehr noch als über die frühere Beute. Weißnitle aber war, wie ſie ſich trennten, vom Pferde geſprungen, und das hatte ihm drei Ranzen gegeben: „denn“ ſagte es „dein Schwiegervater wird nun bald Krieg bekommen mit König Marcus Kukurutz, und wenn du merkſt, daß es ganz ſchlecht geht, ſo zieh nur den Zaum, dann komm' ich und wir eilen ihm unerkannt zu Hülfe.“ In dem erſten Ranzen ſteckten allerlei Soldaten, die kamen heraus, wenn man's nur haben wollte; der zweite lieferte allen Schießbedarf den man nur brauchte; der dritte aber Lebensmittel die Hülle und die Fülle.

Wie ihre Unterredung zu Ende war, zog er wieder ſeine Alltagskleider an und gieng heim; ſie hatten ihn unterdes ſchon überall geſucht, darum fragte ihn ſeine Frau und ſeine Schwäger



gleich wie er kam „wo biſt du geweſen, Weißnitle? ſchlechte Nachrichten: wir haben Krieg.“ „„Weiß nit.““ Am andern Tage wurde der Befehl ausgegeben, daß die Schlacht am Morgen anfangen ſollte. Soldergeſtalt muſte man ſich rüſten, und zur beſtimmten Stunde rückte auch der König mit ſeinen beiden Eidamen aus. Wie ſie aber kämpften, ſchlug Marcus Kukuruß das Volk des Königs ſo aufs Haupt, daß er ihn ſogar aus ſeinem Lande jagte. Wie er heim kam, war der ganze Hof in Trauer, beſonders Weißnitles Gemahlin, denn ſie dachte bei ſich: was ſoll man nur mit dem Unglücklichen anfangen? ſprechen kann er nicht und was anders kann er auch nicht. Da fragte ſie ihn „mein Trauter, was ſoll ich jetzt nur machen, wenn mein Vater ſein Land verliert? wovon ſollen wir leben?“ „„Weiß nicht““ ſagte Weißnitle und ſprang dabei immer vor Freuden; dann faßte er ſeine Frau bei der Hand und führte ſie auf ihres Vaters Schloß, wo ſie grade beim Abendbrot ſaßen. Sie verwunderten ſich dort

ſehr über ihr Kommen, denn ſie waren nie zum Mittageßen hingekommen und zum Abendeßen erſt recht nicht; aber Weißnitle zeigte mit den Händen, daß er mit ſeiner Frau gern bei ihnen eßen möchte; da nahmen ſie ihn denn voller Freude auf, denn ſie hatten ihn noch nie ſo luſtig geſehn. Während des Eßens ſagte einer von den beiden Schwägern „ich weiß gar nicht wie ſich Weißnitle ſo freuen kann; er ſollte doch viel eher traurig ſein.“ Bei dieſen Worten aber ſprang Weißnitle auf, packte ſeinen Stock und ſchrie in voller Luſtigkeit „weiß nicht“; dabei ſchwang er den Stock um ſich, hieb nach allen Seiten und verhöhnte ſie durch Zeichen, daß ſie ſich vor etwas fürchteten, dann ſchlug er auf ſeine Bruſt, zeigte gen Himmel und rief „weiß nicht.“ Endlich brach er mit ſeiner Gemahlin auf: ſie küſſte ihrem Vater die Hand und jeder gieng heim. Alle wunderten ſich über ſeinen frohen Tag.

Am andern Morgen früh ſtund auf den Straßen alles unter Waffen; die beiden Schwäger ſprengten vom Schloße her mittendurch auf Weißnitle los und riefen „komm Schwager und ſchlag mit los, geſtern haſt du ja auch gehörig um dich gehauen.“ Der aber ſtellte ſich traurig und ſagte „weiß nicht.“ Wie nun die Andern mit den Soldaten ſchon weit fort waren, da zog er ſeinen Zaum, da erſchien auf der Stelle ſein gutes Roſs. „Nun lieber Herr“ ſagte es, „jetzt biſt du frei; du haſt dein Wort gehalten, von jetzt ab kannſt du frei reden.“ Wie froh Weißnitle darüber war, kann ſich wol Jeder denken. Er führte ſein Pferd auf den Hof, ſtürzte zu ſeiner Frau hin und ſagte zu ihr „nun mein Engel, mein ſchönes Weibchen, fürchte dich nicht und ſei nicht traurig; alles wird noch gut enden.“ Seine Frau war ſehr froh über das, was er ſagte, aber er verbot ihr, es ihrem Vater zu ſagen, daß er ſprechen könnte und mit in den Krieg zöge. Dann that er

ein Panzerhemd an, setzte sich zu Pferde, küsste sie und gieng. Kaum war er zum Stadtthore heraus, so machte er den Ranzen auf, da kamen auf einmal soviel Soldaten heraus, daß es entsetzlich anzusehen war; mit denen zog er immer vorwärts, und grade da schlug Marcus Kukurutz seinen Schwiegervater aufs Haupt; wie der aber sah, daß auch vom Rücken her ein großes Heer auf ihn im Anzuge war, da erschrak er noch mehr. Aber Weißnitte schickte einen Boten mit weißer Fahne, daß er zu Hülfe käme. Der König floh noch immer vor ihm, weil er sich gar nicht denken konnte, wie er diese Ehre und große Freundschaft verdiente. Aber Weißnitte rief ihm zu „ich bin der Sohn des Königs von der Bolenburg; wir werden schon noch mehr mit einander reden", und da küssten sie sich.

Nun ließ Weißnitte die abgematteten Soldaten zurücktreten und führte seine vor; und als sie schon zwei Stunden miteinander gekämpft hatten, that er als wäre er verwundet. Er durchstach seinen Reiterstiefel an mehreren Stellen und goß Blut hinein, that aber als würde er's gar nicht gewahr. Dann ritt er zurück und sagte „nun mein lieber unbekannter König, bekümmert Euch nicht, der Sieg ist auf Seite der Unsern!" Auf einmal sagte da der König „Prinz von der Bolenburg, Ihr seid ja verwundet." „„We?"" fragte der. „Am Fuße: das Blut läuft ja nur so heraus." „„Wahrhaftig: na seid so gut und gebt mir die Hälfte Eures Halstuches, daß ich's verbinde."" „O wie gern; wenn Ihr mein Hemd haben wolltet, ich gäb'es gleich." Hierauf eilte er wieder auf die Walstatt und schlug den König Marcus Kukurutz vollständig zum Lande heraus, legte ihm auch eine tüchtige Abgabe auf, die er noch lange zahlen musste.

Nun war der Krieg vorbei, und sie luden den Prinzen von der Bolenburg sammt seinen Leuten ein, mit ihnen zu kommen,

damit sie ihm noch beßer für seinen Freundschaftsdienst danken könnten; aber er dankte für dießmal, er würde schon ein ander Mal kommen. Wie sie von einander Abschied nahmen, setzte er sich ein wenig hin, als wollte er seine Soldaten erst ordentlich ausruhen laßen; wie aber die andern recht weit waren, steckte er seine Soldaten wieder in den Ranzen, gieng ganz frisch und wolgemuth heim, schickte sein Pferd fort und erzählte seiner Frau: der Krieg wäre nun glücklich zu Ende. Dann bat er sie, sie möchte keinem etwas sagen, möchte zuerst mit ihren Schwägern verdientermaßen spötteln und scherzen, möchte lustig sein, aber niemand nichts sagen. Auch das schärfte er seiner Frau ein: sie möchte gelegentlich erwähnen, Weißnitle hätte nicht umsonst auf den Himmel gezeigt, hätte sich nicht umsonst gefreut, aber unsre Trauer wäre nun auch in Freude verkehrt; besonders aber sollte sie ihre Schwäger ausfragen, was sie für Heldenthaten ausgeführt hätten, und warum sie Weißnitle nicht mit in die Schlacht genommen hätten, da hätte er doch wenigstens sprechen lernen. Unterdes hörten sie die Musik draußen: Weißnitle gieng vor die Thür und sah sehr betrübt aus; da kamen die beiden Schwäger und riefen ihm zu „Nun du fauler Tagedieb, warum lebst du denn auf der Welt, wenn du immer nur hier bärenhäutern willst? sieh mal wie wir uns geschlagen und den Sieg durch unsre Tapferkeit errungen haben!“ „„Weiß nicht.““

Am Abend war ein großes Fest, dazu kamen alle möglichen großen und kleinen Herren am Hofe zusammen. Da waren sie alle unbändig lustig; Weißnitle aber entschlüpfte ihnen und gieng heim; hier stellte er seine Soldaten ums Haus herum auf, mit Kanonen, Wachen und allem Zubehör. Unterdes paßte seine Gemahlin die Gelegenheit ab, ihre Fragen zu thun: aber die beiden Schwäger lobten nur sich; und wie sie gefragt wurden,

warum ſie Weißnitle nicht mitgenommen hätten: da ſchlugen ſie eine gewaltige Lache auf und riefen „einen Narren mitnehmen, das iſt auch ein Vorſchlag!“ Weil er nun nicht im Saale war, ſo ſchickten ſie einen Generaladjutanten nach ihm; wie aber der Generaladjutant die vielen Bewaffneten ſtehn ſah, lief er zurück und meldete: das wäre keine leichte Sache, eine Botſchaft an den ausrichten; wer weiß was da los wäre. Zugleich nahm er erſt ein Paar Wachen zu ſich, gieng an ihn heran und meldete „der König befiehlt, Ihr ſollt zu ihm kommen.“ Der antwortete „von ihm als meinem Vater verdien' ich das gar nicht, aber ich gehe nicht eher zu ihm als bis er zu mir kommt.“ Da gieng der König zu ihm hinunter, da waren aber die vielen Soldaten wieder fort, nur er ſelber wartete kniend auf den König, bat ihn um ſeine Hand und küſſte ſie und ſtund dann auf. „Ich danke Euch, lieber Vater, für Eure Herablaßung“ ſagte er und bat dann ſeinen Schwiegervater, er möchte ihn auch den Andern zeigen wie er jetzt war, in königlichen Sammt und Purpur gekleidet. Da wunderten ſich Alle, daß er ein ſo ſtattlicher Jüngling war und daß er ſo ſprechen konnte, und ſeine Frau gab ihm nun vor allen Leuten einen Kuſs.

Jetzt redeten ſie auch von dem Sohne des Königs von der Bolenburg, daß ſie alle verloren waren, wenn der nicht geweſen wäre. Da fragte Weißnitle „kennt Ihr wol das Halstuch?“ „„O freilich““ hieß es. „Nun dann braucht Ihr nicht lange zu ſuchen; ich habe mich ſelber ſo genannt, weil ich in dem Bretterhauſe wohnte.“ Weiter zeigte er die beiden Ringe; ob die wol jemand kennte. Die beiden Königsſöhne ſagten gleich aus Einem Munde „das iſt meiner.“ „„Nun damit Ihr die beiden unverſchämten Menſchen ordentlich kennen lernt: die Ringe haben mir meine edeln Schwäger für eine goldne Wildente gegeben; wenn Ihr's aber

nicht glaubt, so schaut mal hier das Brandmal auf ihren Stirnen; ja noch mehr, sie haben sich nicht geschämt, für das letzte Wiltpret sich den Galgen auf den Rücken brennen zu laßen.““ Alle untersuchten dieß gleich und fanden's so wie er's gesagt hatte. Nun gab's da keinen liebern Menschen als Dani den gebornen Königssohn, unter anderem Namen Weißnitle. Ihm übergab sein Schwiegervater nun auch sein Reich und ließ ihn in Stadt Lenden krönen. Seine beiden Schwäger verloren alle Achtung; er selber aber lebte vergnügt und glücklich mit seiner Gemahlin und pflegte sein Pferd so lang er lebte.

9. Die schöne Meerfrau.

In einem elenden Dörfchen lebte einmal ein armer Mann, der hatte schon so viele Jahre mit seiner Frau gelebt und noch immer keine Kinder; da baten sie den lieben Gott noch einmal recht dringend: er möchte ihnen doch ein Kind beschweren, das ihnen eine Stütze im Alter wäre. Gott erhörte denn auch ihr Flehen, und des alten Mannes Frau brachte zwei Kinder zur Welt, einen Knaben und ein Mädchen, die hatten alle beide goldne Haare. Ja was sollte der alte Vater nun machen? Weil er so arm war, dachte er nun wie er ein paar ordentliche Pathen kriegte; er gieng auch viele drum an, aber keiner mochte mitgehn, ja er kriegte noch Schelte über sich und seine alte Frau. Das hörte der arme Mann alles mit großer Betrübnis an, und wußte nun gar nicht, an wen er sich wenden sollte. Wie er so auf der Straße vor sich hingeht, begegnet ihm ein reicher Kaufmann, der fragte ihn, weil er ihn so traurig sah „Was bist du so traurig, alter

Vater?“ „„Soll ich nicht traurig ſein““ antwortete ihm der, „„meine Frau hat mir zwei Kinder geſchenkt, und nun kann ich keinen Pathen für ſie kriegen.““ Da ſagte der Kaufmann „Weißt du was, Alterchen? ich will mit meiner Frau von Herzen gern Gevatter ſtehn, denn wir haben keine Kinder; aber wo wohnſt du?“ Der alte Mann antwortete „ich wohne in einem verfallenen Häuschen, lieber guter Herr: Ihr werdet's bald finden, vor der Thür ſteht ein Maulbeerbaum, die eine Wand der Stube iſt eingefallen, an der andern Seite iſt das Haus geſtützt, und dann habe ich einen Hund, der heißt Cerberus und liegt immer unter dem Maulbeerbaume.“ Nun lief der Alte heim zu ſeiner Frau und erzählte ihr, er hätte einen Pathen gefunden: andern Tags kam der Kaufmann auch mit ſeiner Frau. Wie er die beiden Kinderchen ſah, wunderte er ſich, daß es auf der Welt ſo ſeltne Schönheit geben könnte; dann ließ er ſie taufen, und der Knabe wurde Rudolf genannt, das Mädchen aber Joſefa. Bis zu ihrem zehnten Jahre nun wurden ſie von ihrem Vater von ſeinem Tagelohn ernährt; dann aber nahm ſie der Kaufmann an Kindesſtatt an, und weil er ſich nicht mit ſeinem großen Reichthum plagen wollte, ſo gab er jedem einen kleinen Laden, unter der Bedingung: was ſie gewönnen, ſollten ſie zu ihrem Nutzen verbrauchen, nur das Capital ſollten ſie nicht angreifen. Die beiden Pflegekinder freuten ſich über das Glück, fiengen alſo an Handel zu treiben, und in kurzer Zeit hatten ſie ſchon ſechshundert Gulden gewonnen. Einmal war nun die Zeit beſonders flau, es fehlte ſehr an Käufern und Nachfrage; weil ſie nun ein bischen Zeitvertreib haben wollten, ſo ſagte Rudolf zu ſeiner Schweſter Joſefa „geh und hol' uns ein Spiel Karten, daß wir uns die Zeit vertreiben und ein bischen im Spiele üben, es iſt gut, wenn man das auch verſteht.“ Joſefa wollte ihrem Bruder gern den Gefallen thun, lief ſchnell und

brachte die Karten. Nun sagte Rudolf „ich denke wir fangen mit dem Gelde an, das wir erworben haben, aber so, daß jeder das was er gewonnen hat dem andern wiedergibt.“ „„Schön““ sagte Josefa, „„mir ist's auch recht.““ Nun fiengen sie an zu karteln, und bald hatte Rudolf sein ganzes Geld verloren und sagte „ja nun kann ich nicht weiter spielen, Schwesterchen; ich habe ja alles verloren: gib mir's nun wieder.“ Seine Schwester gab ihm auch gleich alles wieder, genau wie sie's ausgemacht hatten. Nun fiengen sie wieder an und spielten, und dasmal verlor Josefa alles. Nun sagte sie zu ihrem Bruder „bitte gib mir's wieder, daß ich weiter spielen kann.“ „„J““ sagte Rudolf „„da müßt' ich doch den Verstand verloren haben: denkst du denn ich werde hier die Zeit umsonst vertrödeln, daß ich dir alles wiedergebe; das thu' ich ganz gewiß nicht.““ Da wurde Josefa traurig, und erinnerte ihren Bruder daran was sie vor dem Spielen ausgemacht hatten; aber Rudolf ließ sich das nicht anfechten und blieb dabei, er hätte es doch gewonnen. Da nahm denn seine Schwester drei Gulden vom Capital und fieng wieder an zu spielen: da war denn Rudolf unglücklich, aber Josefa glücklich, denn sie gewann all ihr Geld wieder und Rudolf's Geld dazu. Nun bat Rudolf, sie möcht' ihm doch seins wiedergeben; aber seine Schwester sagte ‚du hast's mir nicht wiedergegeben, so geb' ich dir's auch nicht wieder.“ Da wurde Rudolf ganz wüthend und sagte: er wollte sie verfluchen, daß nicht Himmel und nicht Erde sie aufnehmen sollten. Wie aber auch die schreckliche Drohung nichts half, da verwünschte sie Rudolf wirklich, und auf einmal that sich die Erde auf, Josefa wurde von der Erde verschlungen und versank zum König der Fische, der nahm sie mitleidig auf. —

Auf einmal kam ihr Pflegevater in den Laden, um sie zu besuchen, und fragte gleich „wo ist Josefa?“ „„Sie ist grade auf

den Markt gegangen"" sagte Rudolf, und der alte Kaufmann glaubte das auch zuerst; wie es aber dunkel wurde und sie kam nicht, so schöpfte er Verdacht und fragte Rudolfen noch einmal: wo denn seine Schwester steckte. Was konnt' er da machen? Er gestand die ganze Geschichte und sagte „wie sie mir nun mein Geld gar nicht wiedergeben wollte, da hab' ich sie verflucht, nicht Himmel und nicht Erde sollten sie aufnehmen: da hat sich der Erdboden aufgethan, und nun weiß ich nicht wo sie ist „Da sagte der alte Krämer „ei du abscheulicher Mensch, wie hast du das zu deiner Schwester sagen können! Hast du sie aber verflucht, so verfluche ich dich nun auch, daß nicht Himmel und nicht Erde dich aufnehmen sollen, und du sollst so lange wandern, bis du deine Schwester wiedergebracht hast." Da that sich der Erdboden auf und Rudolf sank in die Tiefe, so gieng's fort bis daß er nach Niederindien kam.

So gieng er denn drauf zu ohne Rast und Ruh, und fand niemanden, nichts als die weite Haide, und wußte auch gar nicht wo der Weg hingieng. Da sah er von weitem ein großes Schloß und gieng nun noch einmal so schnell drauf zu, aber das Thor war verschloßen. So gieng er denn bis nahe davor und schaute durch's Gitter, da sah er im Hofe drin einen alten Mann hin und her gehn; der alte Mann sah ihn auch, wunderte sich über seine Schönheit, und fragte ihn, was ihn hergeführt hatte und was er suchte: da antwortete er „Aterchen, ich suche einen Dienst." „„Ja mein guter Junge"" meinte der, „„hier am Hofe weiß ich keinen Dienst für dich, den muß dir der König geben der hier im Schloße wohnt: ich werd'es ihm melden."" Nun gieng der alte Mann zum Könige und sagte zu ihm „Großmächtigster König: da draußen vor dem Schloße steht ein schöner goldhaariger Junge von der Oberwelt, der hat angefragt, ob er nicht bei Eurer Majestät

einen Dienſt bekommen könnte.“ Da ſagte der König „ſchicke mir den Jüngling mit den goldnen Haaren nur mal her, Alter.“ Wie er vor ihn trat, fragt' er ihn, ob er ſchon mit Pferden umgegangen wäre. „Und wie!“ ſagte der Jüngling. Sogleich wurde er als Jokei eingekleidet; aber nach ein Paar Jahren war er ſo gewachſen, daß er dem Pferde faſt zu ſchwer wurde. Da ſtarb zum Glück für ihn ein alter Zugkutſcher, der mit zwei Pferden den Köchinnen Waßer, Holz und dergleichen in die Küche lieferte, und auch die beiden Gäule waren ſo abgefallen, daß ſie gar nicht aus dem Stalle gehn konnten. Da ſagte der König zu ihm „nun mach' ich dich zum Zugkutſcher mit den beiden Pferden: futtre ſie ſo, daß du alles leiſten kannſt was die Köchinnen haben wollen; wenn du dich gut führſt, ſo werde ich dich noch über mehr ſetzen.“ Da fütterte er die Pferde wie man die Hand umdreht ſo weit heran, daß er ſie zur Tränke an den Brunnen führen konnte. Da rief der König aber den Jüngling zu ſich heran und ſagte „hör mal mein Sohn, die Pferde könnteſt du nachts an den Seeſtrand bringen, da würden ſie vielleicht noch raſcher fett von dem ſchönen grünen Graſe.“ Da führte der Jüngling abends die Pferde an den Seeſtrand und weidete ſie am Halfter bis grade um zehn Uhr: da ſah er auf einmal auf das rothe Meer hin; ſiehe da theilte ſich die Flut in der Mitte, und aus der Tiefe ſtieg die ſchönſte Frau der Welt, die rief ihn gleich an „hörſt du da! verſteck dich nur nicht, komm her, iß und trink und plaudre mit mir.“ Dann legten ſie ſich ſchlafen und ſchliefen auch ein; aber die ſchönſte Frau der Welt wachte eher auf als er, ſtieß ihn an den Fuß und rief „hörſt du, ſteh auf und führe deine beiden Pferde mal her.“ Das that er: da nahm die ſchönſte Frau der Welt ihr Tuch und wiſchte die Pferde ab, da wurden es ein Paar ſo ſchöne fuchsfarbene Roſſe, daß es eine Luſt war

ſie anzuſehn. Dann wandte ſie ſich einen Augenblick ab, und auf einmal war ſie in der Brandung verſunken.

Nun trieb der Jüngling ſeine Pferde heim; wie aber die andern Kutſcher ſie ſahen, giengen ſie gleich vor den König und ſagten „Großmächtigſter König! haben wir einen ſchönen Burſchen an unſern Hof gekriegt! hat in der Nacht ein Paar prächtige Füchſe geſtohlen — wenn das ihr Herr merkt, dann wird er auf Eurer Majeſtät Hofe eine ſchöne Schimpferei loslaßen.“ „„Das iſt nicht möglich!““ „Ja“ ſagten jene, „es iſt aber einmal nicht anders.“

Da koppelte der Jüngling ſeine beiden Pferde, der König aber ließ ihn vor ſich kommen und ſagte „Hör mal mein Sohn, wie kannſt du es wagen geſtohlnes Gut an meinen Hof zu bringen? Wenn ſich nun der Herr des Geſtohlenen meldet, dann muß ich ja vor allen meine Schande bekennen!“ „„Großmächtigſter König““ ſagte da der Jüngling. „„wegen der Pferde habt nur keine Furcht, denn ich habe die Pferde nicht geſtohlen; aber ich bins ſo gewohnt, daß ich den Pferden das Heu klein vorſchneide und das Waßer zumeße, ſo ſteck' ich auch das Geld für den Haber nicht in die Taſche wie die andern Kutſcher. Glaubt das aber Eure Majeſtät nicht, ſo möge Sie kommen und die Pferde anſehn: ſie tragen das königliche Wappen eingebrannt.““ Der König gieng nun hin und fand richtig ſeine eigene Marke eingebrannt, da ſchenkte er dem Jüngling ein Dutzend Goldſtücke. Da freute er ſich daß er ſoviel Geld hatte; am Abende drauf nahm er dann die Pferde wieder beim Halfter, führte ſie an dieſelbe Stelle hinaus und ließ ſie da weiden bis um Elfe. Da ſah er hin auf's Rothe Meer: auf einmal theilte ſichs in der Mitte, und heraus kam die ſchönſte Frau der Welt: der Jüngling wollte ſich verſtecken, er wuſte aber nicht wohin. „Hör du“ rief ſie ihm

zu, „verſteck dich nur nicht: komm lieber her zu mir, das iſt beßer: iß und trink und plaudre mit mir.“ Der Jüngling gieng hin, und ſo vergnügten ſich die beiden und legten ſich dann hin; aber dießmal wachte der Jüngling eher auf und tappte im Dunkeln; da gab ihm die ſchönſte Frau der Welt eine Maulſchelle daß ihm das Auge Funken ſprühte. „So hör doch“ ſagte ſie „und rühr dich nicht, wir haben noch Zeit und ich werde zuletzt noch die Deine.“ Da ſchämte ſich der Jüngling und ſchlief wieder ein; früh morgens wachte die Meerfrau wieder eher auf und ſtieß ihn an den Fuß „hör ſteh auf, geh und bring deine beiden Pferde her.“ Der Jüngling brachte ſie, da wiſchte die ſchöne Meerfrau mit dem Tuche über ſie hin: da wurden ein paar ſchöne Silber-

schimmel daraus, die funkelten nur so. Dann aber verließ ihn die schönste Frau der Welt, das Rothe Meer brauste auf und weg war sie: der Jüngling war wieder allein. Wie er seine Pferde heimbrachte und die andern Kutscher sahen sie, liefen sie zum Könige und sagten „Großmächtigster König, wir haben einen Dieb am Hofe." „„Wie so?"" sagte der König. „Darum weil er ein Paar so schöne Silberschimmel gestohlen hat, daß wenn sich ihr Herr findet, so kanns um Eurer Majestät Leben geschehen sein." „„Unmöglich"" sagte der König. „Ja, 's ist aber einmal so." Unterdeß band der Jüngling die Pferde im Stalle fest, da rief ihn der König zu sich: „Hör mal mein Sohn, wo hast du die Pferde her? Wie kannst du's wagen gestohlnes Gut an meinen Hof zu bringen? denn, wenn sich ihr Herr findet, so kanns ja um mein Leben geschehen sein!" Aber der Jüngling antwortete „Großmächtigster König! wegen der Pferde seid nur nicht bange; denn ich habe sie nicht gestohlen; aber ich bins so gewohnt, daß ich den Pferden das Heu klein verschneide und das Wasser zumesse; so steck ich auch das Geld für den Haber nicht in die Tasche wie die andern Kutscher. Glaubt das aber Eure Majestät nicht, so mag Sie nur kommen und die Pferde ansehn: sie tragen die königliche Marke eingebrannt." Der König gieng hin und besah sie, und richtig: sie trugen das Zeichen des Königs auf dem Schenkel. Da schenkte er dem Jünglinge wieder eine Handvoll Dukaten. Der wurde darüber wieder sehr lustig daß er soviel Geld hatte, und blieb bis zum dritten Tage. Am dritten Abend giengs wieder wie früher: er führte seine Pferde hinaus ans Meerufer und weidete sie da am Halfter bis Mitternacht. Wies zwölf schlug sah er das Rothe Meer an, da theilte sich auf einmal die Mitte: herauskam die schönste Frau der Welt und rief ihm zu „Hör da, versteck dich nicht, komm nur her zu mir,

das ist beßer: iß und trink und plaudere mit mir!" Der Jüngling gieng nun zu ihr hin und sie aßen und tranken und waren vergnügt, dabei sagte sie „Hörmal, wenn du gern hättest daß ich dein würde und du mein, so darfst du dich nie meiner rühmen, daß du eine Liebste hättest die so und so schön wäre; denn wenn du gegen einen das Geringste von mir sagst, so kann ich nie dein werden." Dann legten sie sich hin und schliefen; am Morgen wachte die schöne Meerfrau wieder früher auf und stieß den Jüngling an den Fuß; „steh auf" sagte sie, „geh und hole deine beiden Pferde her." Wie er sie geholt hatte, nahm sie ihr Tuch und wischte damit über sie hin, da wurden sie zu ein Paar so schönen Goldrossen, daß ihr Glanz seine Augen ganz blendete. Danach aber wandte sich die schöne Meerfrau um, das Rothe Meer brauste auf, und weg war sie.

Der Jüngling koppelte seine goldhaarigen Rosse und führte sie heim. Wie sie die andern Kutscher sahen, giengen sie wieder zum Könige und sagten „Großmächtigster König! wir haben einen schönen Burschen an unsern Hof gekriegt!" „„Wie so?"" fragte der König. „Ja großmächtigster König" antworteten die Kutscher, „weil er in der Nacht ein Paar so schöne goldhaarige Pferde gestohlen hat, daß wenn es ihr Herr merkt, so kann Eure Majestät noch um Ihr Land kommen." „„Unmöglich!"" „Ja 's ist aber nicht anders." Unterdessen führte der Jüngling die Pferde in den Stall, der König aber ließ ihn ruhig gehen und dachte nur bei sich „der Bursche muß eine schwarze Kunst verstehn."

Nun hatte der König einen alten Paradekutscher, der diente ihm schon funfzig Jahre; den ließ er jetzt rufen und zugleich auch den Jüngling. „Höre" sagte er nun zu dem ersteren „du hast mir schon lange gedient; nun sei aber mir nicht böse und auch dem Jüngling hier nicht: von heute ab soll der hier mein Parade-

kutſcher ſein, du aber Zugkutſcher mit den beiden Pferden hier und bringſt den Köchinnen täglich ihren Bedarf." So wurde der Jüngling Paradekutſcher, der alte Kutſcher aber wurde ſehr böſe auf ihn und fluchte „der Hundeſohn! kommt da her auf unſern Hof und nimmt mir meine Stelle!" Der Jüngling aber hatte nun ein gutes Leben, denn er hatte nur Dienſt wenn der König zur Parade fuhr. Indeſs aß er mit den andern Kutſchern mittags und abends; aber weil der alte Kutſcher ihm ſo feind war, ſo fieng er mal über dem Eßen an und ſagte „paſſt nur auf, der Junge will noch König werden und die Königstochter heiraten." Da antwortete aber der Jüngling „hol der Kuckuk Eure Königstochter! die brauch ich gar nicht, meiner Liebſten reicht die das Waßer nicht!" Da gieng der Alte der ihm ſo feind war auf der Stelle zum Könige und ſagte „Großmächtigſter König, jezt hab' ich Euch was zu melden: die andern Kutſcher ſprachen eben ſo unter ſich, ſie wollten doch ſehen ob der Paradekutſcher nicht nochmal ein König würde; da ſagte der aber „hol der Kuckuk Eure Königstochter, die brauch' ich gar nicht, meiner Liebſten reicht die das Waßer nicht."" Da wurde der König furchtbar zornig, rief den Jüngling vor ſich und ſagte „hörmal, Burſche, was haſt du geſtern abend zu den andern Kutſchern geſagt?" „Ich, großmächtigſter König?"" ſagte der; „„ich habe wahrhaftig nichts zu ihnen geſagt."" Aber der König ſagte „leugne jezt nur nicht; ſags nur gradezu, das iſt das Beſte." Was wollt' er da machen: er geſtands alſo gradezu ein. Da ließ ihn der König gleich in die Klageſtube führen; morgen früh um achte ſollte er gehängt werden; in der Nacht ſollte raſch noch der Galgen gebaut werden. Indeſſen ließ der Jüngling den König um die Gnade bitten, daß er doch noch einmal mit ihm ſprechen dürfte. Der König bewilligte es und fragte ihn was er wünſchte. Da ſagte

er „ich sehe nun, großmächtigster König, daß ich sterben muß; da bitt' ich wenigstens daß der Galgen dort am Meeresufer gebaut wird wo ich so oft mit meinen Pferden hingegangen bin." Das erlaubte ihm denn der König auch daß sie den Galgen dorthin bauten. Wie es nun achte geschlagen hatte, nahmen ihn zwei Henker in die Mitte und führten ihn hinaus. Unterwegs sagte er zu den beiden Henkern „wenn ihr mich so aufknüpfen könnt, daß ich nicht herunterfalle und auch nicht ersticken kann so lang' ich oben hänge: so sollt ihr alle beide eine Metze Dukaten haben!" Da freuten sich die beiden Henker unbändig und knüpften ihn so auf, daß er nicht herunterfallen und auch nicht ersticken konnte.

Wie sie weg waren, machte er sich mit leichter Mühe vom Galgen los; dann setzte er sich darunter und weinte bitterlich, und hätte sich gern in die Erde versteckt wenns angegangen wäre. Wie er so aufs Rothe Meer hinaussah, da sah er auf einmal wie es sich mitten voneinander that, und herauskam die schönste Frau der Welt und rief ihm zu „hör versteck dich nur nicht, komm lieber hieher, das ist beßer. Hab' ich dirs nicht gesagt, daß es so gehn würde? nun wärst du beinah um dein Leben gekommen; so rühme dich nur nicht mit mir, sonst haben wir alle beide Schaden davon, aber du hasts ja nicht halten können. Bis jetzt da konnte ich frei gehn wohin ich wollte; von nun ab aber muß ich in meine Stadt, und die muß so lange schwarze Trauer tragen, so lange ich nicht mit dir sprechen kann. Das wird aber sobald nicht geschehen, denn wenn wir auch irgendwo zusammenkommen, werden wir uns doch nie erkennen, auch wenn du mit mir aus einer Schüßel ißt und aus einem Becher trinkst." Da wandte sich die schöne Meerfrau von ihm, und das Rothe Meer brauste hoch auf, und weg war sie; der Jüngling aber machte sich auf und wanderte fort.

So wandert' er fort ohne Raſt und Ruh immer zu: da fand er einmal einen ſo großen Ameiſenhaufen, daß er gar nicht wuſte wie er durchkommen ſollte. Er blieb alſo mitten drin ſtehn und dachte „mein Gott und Vater! was ſoll ich mit den Thieren machen! ich will ſie doch nicht tot ſchlagen und auch nicht gern eins zertreten.“ Da fieng auf einmal die Ameiſenkönigin zu ihm an und ſagte „Hör mein Sohn, ich ſehe daß du ein gutes Herz haſt für mich und mein Volk, weil du keine totſchlagen und auch nicht gern eine zertreten willſt; nun ſei nicht traurig: eine Wohlthat iſt die andre werth. Wenn du irgend einmal in die Klemme geräthſt, ſo ſag nur „„Ameiſenkönigin, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine dafür““, dann wirſt du gleich eine Ameiſe wie ich. Willſt du aber wieder Menſch werden, dann ſagſt du nur „„Ameiſenkönigin, gib mir meine Kraft wieder, ich gebe dir auch deine wieder““, dann biſt du wieder ein Menſch wie vorher.“ Da freute ſich der Jungling ſehr daß er nun eine ſolche Kunſt verſtand. Er ließ nun die Ameiſen dort und gieng weiter, denn mit ſeiner Kunſt konnte er nun wohin er wollte. Wie er wieder ein Stuck gewandert war, fand er auf einmal ſo viele Adler, daß er gar nicht wuſte wie er durchkommen ſollte. Er blieb alſo ſtehn und dachte „was ſoll ich nun machen? Totſchlagen kann ich ſie doch nicht und will auch keinem gern etwas thun?“ Da ſagte der Adlerkönig „hör mein Sohn, ich ſehe daß du ein gutes Herz haſt gegen mein Volk und gegen mich ſelber. Darum mach dir keinen Kummer. Eine Wohlthat iſt der andern werth; kommſt du einmal wo in die Klemme, ſo ſag nur „„Adlerkönig gib mir deine Stärke, ich will dir auch meine geben““; dann wirſt du ein Adler wie ich und kannſt fliegen wohin du willſt; wo du aber ein Menſch ſein willſt, wirſt du wieder wie vorher.“ Da freute ſich

der Jüngling sehr daß er nun zwei solche Künste verstand, nun war ihm nicht mehr bange durch die Welt zu kommen.

Er verließ nun also auch die Adler und wanderte fort ohne Rast und Ruh. Da traf er eine Schenke, in der wohnte ein alter Mann, der war wohl schon zweihundert Jahr alt. Den grüßte er „guten Abend, mein alter Herr Vater!" „„Das war gut"" antwortete der Alte, „„daß du so gesagt hast; sonst hättest du sterben müßen, wenn du auch tausend Seelen hattest; was suchst du denn hier?"" „Ach" sagte der Jüngling, „ich suche den Fischkönig, ob ich wohl irgend etwas über ihn erfahren kann?" „„O mein Sohn"" sagte der Alte, „„ich bin schon zweihundert Jahr alt geworden und habe noch nie etwas vom Fischkönig gehört, und hat mir auch nie einer von ihm erzählt. Da gehst du also ganz umsonst; darum bleib hier, ich habe so keinen Dienstboten."" Aber der Jüngling sagte „wenn ich auch umkommen soll, hier bleib ich nicht." Da sagte der Alte zu ihm „hör mein Sohn, ich mein' es gut mit dir und will an deinem Unglück nicht schuld sein. Sieh mal nicht weit von hier sind hundert Hirten, die haben hundert Hunde — jeder so groß wie ein Kalb; anders kannst du nicht gehn, da mußt du denn sterben, und wenn du tausend Seelen hast." Der Jüngling aber sagte „nun dann ists einerlei ob ich hier sterbe oder dort"; damit ließ er den Alten stehn und wanderte weiter.

Auf einmal wie er so fortgeht ohne Rast und Ruh, da sieht er ein großes Feuer, das flackerte so lustig, und die hundert Hirten rings herum liegen und die hundert Hunde. „Ja" dachte er, „was soll ich nun machen! Wenn ich in Menschengestalt durchgehe, so zerreißen sie mich in tausend Stücke, daß dem Wind' auch nicht ein Fetzchen übrig bleibt; werd' ich zur Ameise, so tritt vielleicht einer auf mich, dann ists auch um mich geschehn: werd'

ich zum Adler, ſo ſieht mich vielleicht ein Hirte und ſchießt mich tot, dann iſts auch vorbei mit mir. Indeſs wir ſtehen ja in Gottes Hand, komme 's denn wie's komme: Adlerkönig, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine!" Sogleich wurde er in einen Adler verwandelt, ſtieg plötzlich in die Höhe und ſenkte ſich ſachtchen auf der andern Seite hinter den Hirten nieder, ohne daß ihn auch nur eins von den Thieren bemerkt hätte. „Adlerkönig" ſagte er nun, „gib mir meine Kraft wieder, hier haſt du auch deine wieder;" da wurde er wieder ein Menſch wie vorher.

So merkte ihn denn der alte Oberhirte, der ſchon dreihundert Jahre gelebt hatte, erſt wie er an ihn heran kam und ihn grüßte „guten Abend, mein alter Vater!" „„Willkommen mein Sohn!"" antwortete der; „„du haſt ja tauſend Glück, daß dich die Hunde dort nicht gemerkt haben. Wie biſt du nur hierher gekommen und was iſt dein Begehr?"" „Ach alter Vater" ſagte der, „ich ſuche den Fiſchkönig, ob ich wohl irgendwo etwas über ihn erfahren kann." „„O mein Sohn"" ſagte der Alte da; „„ich bin ſchon dreihundert Jahr alt geworden, und habe noch nie etwas vom Fiſchkönige gehört, und hat mir auch nie einer von ihm erzählt. Da gehſt du alſo ganz umſonſt, darum bleib nur hier und werde Maier; du brauchſt nichts weiter zu thun und mußt nur immer hier auf dem Maierhofe bleiben."" „Meinetwegen" ſagte der Jüngling, „dann will ich hier bleiben." Die hundert Schäfer dort aber waren nämlich die Schäfer der ſchönſten Frau der Welt, und was ſie bewachten war ein Stücker hundert Schafe, die wurden zu weiter nichts gebraucht als man molk ſie jeden Morgen bis man eine Wanne Milch beiſammen hatte, und in der Milch badete ſich dann die ſchöne Meerfrau. Aber das war grade ſo als hätte ſie ſich nur in Waßer gebadet, bis die Reihe an unſern Jüngling kam, daß er ihr die Milch zum Wa-

schen hineintragen muste. So wie sich aber die schönste Frau der Welt in der Milch badete die der Jüngling hineingetragen hatte, da wurde ihre Haut auf einmal so weich und zart als wäre sie wieder ein kleines Kind geworden. Aber der Jüngling gieng wieder auf seinen Maierhof, und wiewohl sie mit einander gesprochen hatten, wuste doch keiner von beiden mit wem er zusammen gekommen war.

Am andern Morgen brachte ihr ein anderer die Milch; da wusch sich die schönste Frau der Welt vor dem der sie gebracht hatte ein wenig in der Milch, obs wohl dieselbe wäre wie die gestern gebrachte; aber es war ganz und gar nicht dieselbe. Da sagte sie „hör mal mein Freund, sag doch dem Burschen der gestern die Milch brachte, er soll sie morgen wieder bringen; ich wartete sehnlichst darauf." Am dritten Morgen brachte sie ihr nun der Jüngling wieder, da wusch sie sich vor ihm drin und ihre Haut wurde wieder so schön weich als wenn sie von neuem geboren wäre. Da sagte sie zu ihm „hör mal mein Freund, geh nicht von meinem Hofe, bleib du hier bei mir." Aber das konnte der Jüngling ja nicht: er konnte nicht bei ihr bleiben, weil er Maier war und wieder auf seinen Maierhof muste. Wie er nun wieder beim zum Oberhirten kam, fragte er ihn, ob wohl eine Schenke in der Nähe wäre. „Ja was für eine?" fragte der Alte. „So eine wo die Bauern lustig sind und tanzen." „„Ja hörst du mein Sohn"" sagte der Alte wieder, „„da geh nur dorthin, da sind ihr genug, da kannst du lustig sein und tanzen soviel du willst; aber nimm dich in Acht: es sind auch böse Menschen drunter, die schlagen einen manchmal ein bischen tot."" „Aber wenn ich ihnen nun nichts thue?" „„Nein"" sagte der Alte, „„dann kannst du ruhig hingehn.""

So verließ der Jüngling denn den Maierhof wie's dunkel

geworden war; aber er gieng nicht in die Schenke, ſondern an das Schloßthor der ſchönen Meerfrau; aber hinein konnte er nicht, weil zugeſchloßen war. Da überlegte er nun wie er hineinkäme; dann ſagte er auf einmal „Ameiſenkönigin, gib mir deine Kraft, ich gebe dir auch meine.“ Da wurde er gleich eine Ameiſe: kroch ganz bequem unter dem Thore durch, die Stufen hinauf und an die Thüre der Kammer wo die ſchönſte Frau der Welt mit ihrer liebſten Roſe ſchlief. Da kroch er durchs Schlüßelloch hinein und aufs Bett, und zwickte die ſchöne Meerfrau, daß ſie laut aufſchrie und der Roſe rief „du haſt mirs Bett nicht ordentlich durchgeſucht.“ Da zündeten ſie gleich Licht an und ſuchten und ſuchten: aber ſie fanden nichts als eine Ameiſe. So machts es zum zweiten und zum dritten Mal; da aber griff die ſchöne Meerfrau zu, fieng die Ameiſe mit der hohlen Hand, ſteckte ſie in ein Glas und ſtellte das ins Fenſter. Nun war die Ameiſe gefangen. „Poztauſend!“ dachte ſie; „wenn ich jezt Ameiſe bleibe, ſo muß ich hier ſterben; verwandle ich mich aber wieder, ſo wißen ja alle daß ichs geweſen bin.“ Indeſſen wurd' es Tag. Da dachte er denn bei ſich: es wäre doch Schade als Ameiſe zu ſterben, er wollt' es einmal verſuchen; und rief „Ameiſenkönigin, gib mir meine Kraft, hier iſt auch deine wieder.“ Da kam ein ſo ſchöner Schäferburſche aus dem Glaſe heraus, daß die ſchöne Meerfrau gleich von ihrem Lager aus ſich in ihn verliebte. „Mein ſüß Herzenslieb!“ rief ſie ihm zu, „ich will dein ſein, ſei du

mein, geh nicht weg, bleibe bei mir!“ Aber der Jüngling war zufrieden daß er ſeine Freiheit wieder hatte, darum ſtund er ihr gar nicht Rede, ſondern gieng auf ſeinen Maierhof und ſagte zu dem alten Oberhirten „Väterchen, nun hab' ich den Dienſt ſatt; jetzt geh' ich wieder hin wo ich hergekommen bin.“ „„Ja mein Sohn““ ſagte der Alte, „„wenn du keine Luſt haſt, da könnteſt du mein eigner Sohn ſein: ich würde dich nicht halten; ſo geh denn und Gott geleite dich.““

Da trat er denn ſeinen Rückweg an, und gieng ſoweit, daß er auf einmal dort ans Meeresufer kam wo die ſchöne Meerfrau immer aus der Tiefe gekommen war; da ſah er auf einmal daß eine ganze Treppe von Wellen grade vor ihm herunter gieng als wenn ſie wäre von Stein gebauen geweſen. „Wir ſtehn doch alle in Gottes Hand“ dachte er, „ich will nur hinuntergehn.“ So gieng er denn die Stufen hinunter und ſo lange fort bis er nach Nieder-Indien kam, da ſchlug das Rothe Meer mit Brauſen zuſammen und er blieb da unten; er war aber ſchon ſo lange gegangen, daß er vor Hunger und Durſt beinah umkam. Auf einmal fand er einen kleinen allerliebſten Obſtgarten, darin ſtunden allerlei Fruchtbäume und unter jedem Baume eine goldne Bettſtatt. Da dachte er bei ſich, weil er ſo ſchrecklich hungrig war „mögen ſie mit mir machen was ſie wollen, mir iſts gleich;“ gieng auf einen goldnen Birnbaum los, aß ſich ſatt und wanderte dann zwiſchen den goldnen Betten hin und her. Das war aber der Hof des Fiſchkönigs, der zu ſeinem Glücke nicht zu Hauſe war ſondern ſein Land durchzog. Auf einmal ſah der Jüngling die Königin der Fiſche von ihrem Schloße in den Garten kommen. So wie er ſie ſah, fiel er vor ihr auf die Knie, und klagte ihr ſein Leid: „Großmächtigſte Königin, was hilft alles Leugnen? ich habe von den goldnen Früchten gegeßen, weil ich meinen Hunger

nicht länger bezwingen konnte.“ Da ſagte die Königin „laß das gut ſein, mein Sohn! Wenn du ſatt geworden biſt, ſo ſei nicht bange, es ſoll dir kein Leid geſchehn.“ Dann nahm ſie den Jüngling bei der Hand und führte ihn auf ihr Zimmer und ließ ihm noch außerdem zu eßen und zu trinken geben. Der Jüngling aß ſich nochmal ordentlich ſatt, dann legt' er ſich ſchlafen. Auf einmal kommt der Fiſchkönig um acht Uhr abends, und gleich wie er in die Thür tritt, ruft er ſeiner Gemahlin zu „Ich rieche was Fremdes.“ „„I was wäre das denn?““ ſagte die Königin; „„'s iſt ja nichts hier.““ „Na leugne nur nicht, hole 's nur vor, das iſt das Beſte“ ſagte der König weiter. Was half da langes Leugnen? ſie ſagte ihm denn: ein Kind aus fremdem Lande wäre hereingekommen, dem hätte ſie Eßen und Trinken gegeben. Da ſagte der König „bring mir jetzt auch, wir wollen Abendbrot eßen.“ Wie ſie nun bei Tiſche ſaßen, da rief der König „nun mein Sohn, komm her zu' uns und iß mit uns Abendbrot.“ „„Ich danke, großmächtigſter König““ antwortete der, „„ich habe nun genug.““ „Nein nein, komm nur und iß mit.“ Da ſtund der Jüngling denn auf, ſetzte ſich mit an den Tiſch, aß und trank und legte ſich dann wieder hin. Nun nahmen der König und ſeine Frau ein Spiel Karten und fiengen an um Geld zu ſpielen; der König aber ſagte „komm her, mein Junge; du kannſt mit ſpielen.“ „„Ei beileibe nicht, großmächtigſter König!““ ſagte der Jüngling; „„dafür muß ich ja grade in der Irre wandern.““ Da ſagte der König weiter nichts, aber nachher lud er noch einmal ein und dann noch ein drittes Mal; aber er kriegte jedesmal dieſelbe Antwort. Da fragte ihn endlich der König, was er damit meinte, daß er dafür in der Irre wandern müſte. Da erzählte der Jüngling denn ſeine ganze Geſchichte, von dem alten Kaufmann der ihr Pathe war, und von dem Kartenſpiel mit ſeiner Schweſter;

wie er ſie verfluchte und ſo verlor, daß niemand nichts mehr von wuſte, „und nun" fuhr er fort „ſuch' ich ſie eben überall." Da klatſchte die Fiſchkönigin gleich in die Hände, und lief hinüber in das andre Schloß wo der Bruder des Fiſchkönigs wohnte, deſſen Frau war nämlich die arme Schweſter. „Durchlauchtigſte Princeſſin!" rief ſie ihr zu; hier iſt Euer Bruder." Da zitterten der Armen die Knie daß ſie ihrem Bruder nicht einmal entgegen gehn konnte. So faßte die Königin den Jüngling unter den Arm und führte ihn zu ſeiner Schweſter: da erkannten ſie ſich wieder und weinten ſo viel daß ihnen faſt das Herz brach.

Nun blieben ſie eine kleine Weile ſo zuſammen; dann ſagte der Jüngling zu ſeiner Schweſter „hör mal Schweſterchen, jetzt ſag einmal deinem Herrn Gemahle, er ſoll mitkommen und unſer Land beſehn, denn wenn er nicht mitkommt, ſo verliere ich dich doch wieder." Da packten ſie auf der Stelle zwölf Rüſtwagen voll Gold und Silber und zogen ſelbdritt in ihr Heimathland. Aber wie ſie da ankamen, waren nun ihre Eltern ſchon ſo alt daß ſie nicht mehr bis vor die Thür gehn konnten, auch der Kaufmann ſammt ſeiner Frau waren ſchon ſehr alt. Wie ſie an ihres Vaters Haus kamen, da grüßte ihn der Jüngling „guten Abend, Herr Vater!" „„Willkommen durchlauchtigſter Königsſohn!"" ſagte der Alte; „„wie könnt' ich denn Euer Vater ſein?"" „Und warum nicht, alter Vater?" ſagte jener; „können wir hier nicht Herberge für eine Nacht kriegen?" „„Von Herzen gern"" antwortete der andre; „„aber unſer Haus iſt grade nicht danach."" „Ach alter Vater" ſagte der Jüngling, „wir übernachten wohl auch auf der Deele." So ſtiegen ſie denn alle drei da ab und warteten auf der Deele den Morgen ab. Am Morgen aber gieng er zu ſeinem alten Vater „nun mein Väterchen, was fordert ihr für das Nachtquartier?" „„Ei was ſoll ich denn von ſo einem ſtattlichen Kö-

nigsſohne fordern! ich will nichts dafür haben.““ „Aber Väterchen, ich wills auch nicht umſonſt haben“ ſagte der Jüngling: da luden ſie ſechs Wagen voll Gold und Silber im Hofe ab; und für den zweiten Abend giengen ſie zu dem alten Krämer. „Guten Abend, mein alter Herr Vater!“ ſagte der Jüngling. „„Willkommen, durchlauchtigſter Königsſohn““ war die Antwort. „Könnten wir wohl Quartier für die Nacht bekommen?“ „„Herzlich gern, mein Königsſohn““ war die Antwort; „„mir hat das auch manchmal behagt, wenn ich auf den Handel geweſen war.““ Da ſetzte ihnen der Kaufmann ein gutes Abendbrot vor und gab ihnen auch gute Betten, darin lagen ſie bis an den Morgen. Am Morgen fragte der Jüngling den Kaufmann, was er für die Nachtherberge haben wollte; der aber ſagte „i was ſoll ich denn von dem durchlauchtigſten Königsſohne fordern? gar nichts.“ Aber der andre ſagte: er wollte nichts umſonſt; da luden ſie zwei Küſtwagen mit Gold und Silber vor dem Hauſe des Kaufmanns ab, und ſo blieben ihnen noch vier Wägen. Mit denen fuhren ſie vor die Stadt, und wie ſie ein Stückchen vors Thor waren, da begegnete ihnen der liebe Gott ſelber in Bettlergeſtalt und bettelte immerwährend, wie's ſolche Leute thun, die Straße entlang wo ſie fuhren. Da warfen ſie ihm aber das Gold nur ſo mit den Händen aus dem Wagen, daß der alte Mann es gar nicht ordentlich aufleſen konnte. Noch ein zweites Mal kam er ihnen ſo entgegen und noch ein drittes Mal, und immer ſtreuten ſie ihm ſo viel hin, daß der alte Bettler (der der liebe Gott ſelber war) gar nicht raſch genug aufleſen konnte. Da ſagte er denn zu ihnen: ob ſie ſich etwas vom lieben Gott wünſchten, daß er ihnen darin helfen könnte. Da ſagte der Jüngling „ich wünſche gar nichts für mich; aber ich habe ein Paar alte Eltern, und ein Paar Pflegeeltern; wenn die vier nun wieder ſo jung

werden könnte wie wir, ſo lange wir leben." Da war der Bettler auf einmal vor ihren Augen verſchwunden, und ſie machte ſich auf den Rückweg. Wie ſie heimkamen, da waren die vier Alten wieder ſo jugendlich wie ſie drei. Da erzählte er ſeinem Vater wie das gekommen wäre, aber ſich ſelber wollt' er doch nicht verrathen. Dann ließ ſich des Fiſchkönigs Bruder auch ordentlich mit Joſefen trauen, und ſo lebten ſie in Freud' und Wonne ihr Lebelang.

10. Die Princeſſin im Sarge.

Wo wars? wo wars nicht? Irgend wo auf der Welt war einmal ein König, der hatte eine ſehr ſchöne Tochter, wie dazumal in ſieben und ſiebenzig Ländern keine zu finden war. Aber der König war nicht allein auf der Welt; außer ihm gabs noch einen andern König, der war noch hundertmal mächtiger und reicher; der hatte zwei Söhne, allebeide ſo ſchön, daß die Leute von der andern Seite der Erde kamen um ſie zu ſehen.

Nun geſchahs daß der jüngere von beiden heirathen wollte; er machte ſich alſo auf, um die ſchöne Königstochter zu werben, von deren Schönheit, Herzensgüte und Reichthum ſchon lange der Ruf überall hin gedrungen war. Unter Mühen und Drangſalen gelangte er bis zur Königstochter, und kaum hatt' er ſie geſehn, ſo bat er auch ſchon ihren Vater um ihre Hand. Aber der König gab ihm ſeine Tochter nicht ſogleich, ſondern ſagte zu ihm „Geh mein Sohn, wandle erſt eine Weile von Land zu Land und ſammle dir Erfahrung, und wenn du das gethan haſt und in drei Jahren geſund wiederkommſt, dann ſollſt du meiner Tochter ihre

Hand kriegen und mein Königreich dazu." Da wurde der Königsſohn ſehr traurig; aber weil er das Mädchen ſo lieb hatte, war er bereit für ſie zu thun was man verlangte. Er nahm alſo von der ſchönen Königstochter Abſchied, und machte ſich unter großem Kummer auf den Weg.

Während er ſo in der Fremde umherreiſt, brachte ſein größerer Bruder die Zeit in Freud' und Wonne bei der ſchönen Königstochter zu, denn der hatte nun auch Luſt gekriegt zu heirathen; und wie er hörte daß man ſeinen Bruder in die Fremde reiſen geſchickt hatte: nahm er ſich heimlich vor, bis der wieder käme, müſte die Königstochter ſein eigen ſein. Aber die liebte nur den jüngeren Königsſohn, da war all ſeine Mühe umſonſt. Umſonſt log er ihr vor, umſonſt erzählt' er ihr: ſein Bruder wäre ein ganz nichtsnutziger Menſch, liederlich, feige und lügneriſch; die Königstochter ließ ſich einmal nicht von ihm abbringen.

Indeſſen waren die drei Jahre um, und alle beide Königsſohne kamen wieder in ihres Vaters Haus. Aber der zweite war kaum angekommen, ſo macht' er ſich auch ſchon wieder auf den Weg zu ſeiner Braut. Der ältere mahnte ihn gleich von ſeinem Gange ab; log ihm vor, die Königstochter hätte ihn nicht lieb, und wenn ſie ihn auch lieb hätte, ſo verdiente ſie doch gar nicht daß er ſie nähme, denn ſie wäre keine achtbare Perſon. Da blieb denn der Jüngere da, auf die Lügenreden ſeines Bruders hin; das Mädchen aber wuſte gar nicht was ſie von der Sache denken ſollte. Sie wartete und wartete, und dachte nur immer daran, wie die drei Jahre ſchon lange um wären und ihr lieber Königsſohn immer noch nicht wieder käme. Zuletzt nach ſo langem unnützen Warten fieng ſie an zu verzweifeln, und aß und trank nicht mehr; ſie war immer traurig, verwünſchte oft ihren alten Vater, weil er ihren Bewerber weggeſchickt hätte, daß er in die Fremde wandern

muſte, und weil er nicht ehrlich gegen ihn geweſen wäre. „Nun wart' ich noch drei Tage" ſagte ſie einmal ganz traurig zu ihrem Vater, „und wenn er da noch nicht kommt, dann ſag' ich dieſer böſen Welt adé und ſterbe; aber ich verwünſche dich, daß du mich in der Grabkammer in der Kirche begraben und jede Nacht einen Bewaffneten als Wache daverſtellen mußt."

Die drei Tage giengen herum und der jüngſte Königsſohn kam nicht. „Nun iſt mein Liebſter nicht gekommen" ſagte die Königstochter traurig, „und die drei Tage ſind herum; nun muß ich ſterben, Vater; aber vergiß nicht was ich geſagt habe." Da ſtarb ſie. Nun wurde ſie ganz in weiße Seide und Sammt gekleidet und in einen goldenen Sarg gelegt, die ganze Stadt aber mit ſchwarzem Tuche behängt. Wie ſie ſie grade in die Grabkammer bringen wollten, kam der ältere Königsſohn dazu, und wie er das Glockengeläute hörte und das ſchwarze Tuch ſah, fragte er „wem läuten ſie denn da? um wen trauert denn die Stadt?" Da antworteten alle Leute auf der Straße ſamt und ſonders an allen Ecken und Enden „Der Königstochter, um die Königstochter." Bei dieſen Worten ſank der Königsſohn beinahe um, aber er mochte doch nicht gleich glauben daß es wirklich wahr wäre. Denn ſo gehts gewöhnlich: wenn uns ein Unglück erzählt wird, ſo mögen wirs nicht glauben; iſts aber etwas gutes, wenns auch nicht wahr iſt, ſo glauben wirs gern gleich. Darum gieng auch der Königsſohn erſt zum Könige hin, fand ihn ſehr traurig und fragte ihn „warum iſt mein königlicher Vater ſo traurig?" „„Wie ſollt' ich nicht traurig ſein, mein Sohn; meine einzige Tochter iſt geſtorben aus Kummer um deinen Bruder, und hat mich verwünſcht, ich ſollte ſie in der Grabkammer in der Kirche beiſetzen, und jede Nacht einen Bewaffneten Wache dran halten laßen."" „Ja daß ſie geſtorben iſt" ſagte der Königsſohn, „das macht mich

auch traurig; aber das mit der Bewachung macht mir ganz und gar keinen Kummer: jetzt will ich diese Nacht wachen, dann kann leichter wer da will wachen." So geschahs denn. Der Königssohn rüstete sich vollständig, und wie es Abend wurde, gieng er in die Kirche wo sie die Königstochter beigesetzt hatten. Da schritt er denn keck auf und ab; auf einmal, wie es zehn schlug, thats einen entsetzlichen Schlag durch die Kirche, alles krachte was nicht niet- und nagelfest war: auf einmal springt die Thür der Grabkammer mit furchtbarem Getöse auf, und die Königstochter tritt heraus. „Aha, Verführer" schreit sie, da bist du? Du hast also deinen guten Bruder verführt? Dafür mußt du jetzt sterben, und wenn du tausend Seelen hast." Damit stürzt sie auf den Königssohn los, und reißt ihn riz raz in tausend Stücke. Dann las sie seine Gebeine zusammen, steckte sie hinten unter den Altar, gieng wieder in ihr Grabgewölbe, und die Thür schlug mit furchtbarem Getöse hinter ihr zu.

Der König wartete indes den Morgen kaum ab; es dämmerte noch, da ließ er schon die Glaskutsche anspannen und fuhr vor die Kirche, um zu sehn was aus dem Königssohne geworden wäre. Er klopfte lange, und endlich musten sie die Kirchthüre aufbrechen. Nun sucht' und sucht' er den Königssohn und fand ihn immer nicht. Auf einmal wie er an den Altar herantritt, findet er seine Gebeine; aber da erschrack er sehr, setzte sich gleich wieder in seine Kutsche und flog heim.

Nun kam es alsbald dem jüngsten Königssohne zu Ohren daß die Königstochter gestorben wäre; da rüstete er gleich alles zur Reise Nöthige, und machte sich auf den Weg zu ihrem Vater, um genauere Nachrichten darüber einzuholen. Der König dachte grade, wer nun die nächste Nacht wohl bei der Königstochter wachen sollte: da kam der jüngste Königssohn und bot sich auch

gleich dazu an. Er hängte ſich alſo ſeine Feldflaſche um den Hals, ſchnallte den Säbel um und gieng in die Kirche. Eine Weile gieng er auch kühn als Schildwacht auf und ab, wie ſein Bruder gethan hatte; auf einmal aber krachte alles was nicht niet- und nagelfeſt war: es ſchlug zehn, die Gewölbethür ſprang mit großem Getöſe auf, und die Königstochter kam heraus. „Aha Treuloſer, biſt du da? jetzt mußt du ſterben, und wenn du tauſend Seelen haſt.“ Da packte ſie den Königsſohn und riez raaz riß ſie ihn in tauſend Stücke; dann las ſie ſeine Gebeine zuſammen, verſteckte ſie hinter den Altar und gieng wieder ins Gewölbe: die Thür aber ſchlug mit großem Krachen hinter ihr zu.

So giengs den dritten, vierten, fünften Abend. Zuletzt konnte der König ſchon keinen Mann dazu bekommen. Die Königstochter verzehrte ſie alle. Da galts nun Geld und gute Worte, was er machen ſollte. Grade um dieſe Zeit gerieth ein alter abgedankter Kriegsmann in die Stadt; wie der erfuhr, warum der König ſo traurig war, ſagt' er zu ihm „Großmächtigſter König, ich will deine Tochter bewachen, wenn du mir für jede Nacht eine Metze Dukaten gibſt.“ Da freute ſich der König ſehr und verſprach dem Ritter Janus (denn ſo ließ ſich der abgedankte Soldat nennen) ſeine Metze Dukaten. Da gieng denn Ritter Janus auf die Kirche zu; aber wie er in die Thüre trat, bedachte er auf einmal, was er doch für eine ſchwere Sache übernommen hätte, und ſagte bei ſich ſelbſt „wahrhaftig du biſt ein rechter Narr geweſen! Wenn ſie ſoviel Menſchen gefreßen hat, dann wird ſie dich auch nicht am Leben laßen! Nein ich geh nicht hinein, ich laufe weg aus der Stadt,“ und dabei lief er zum Thor hinaus, fort über Berg und Thal. Wie er grade über einen Zaun der Gärten vor der Stadt ſpringen will, da ſchreits auf einmal hinter ihm „halt Freund, halt!“ Er ſieht ſich um, da ſteht da ein altes

graues Männchen hinter ihm. „Was wollen Euer Gnaden, alter Vater!“ ruft er ihm zu. „Ach ich will dir nur ſagen, du möchteſt wieder umkehren wo du hergekommen biſt. Ich weiß daß du dich angeboten haſt die Königstochter zu bewachen; aber dann iſt dir eingefallen, da könnteſt du auch ſterben müßen, und da biſt du davon gelaufen. Ich will dir aber einen guten Rath geben: kehr um und fürchte dich nicht; nimm deine Waffen und geh keck in der Kirche auf und ab; paſs aber auf wenns zehn ſchlägt, dann klettere auf den Turm und verſteck dich unter die mittelſte Glocke; ſei nicht bange, da findet dich die Königstochter nicht; am Morgen aber bei guter Zeit komm wieder her, da findſt du deinen alten Vater hier, da wollen wir die Metze Dukaten theilen.“

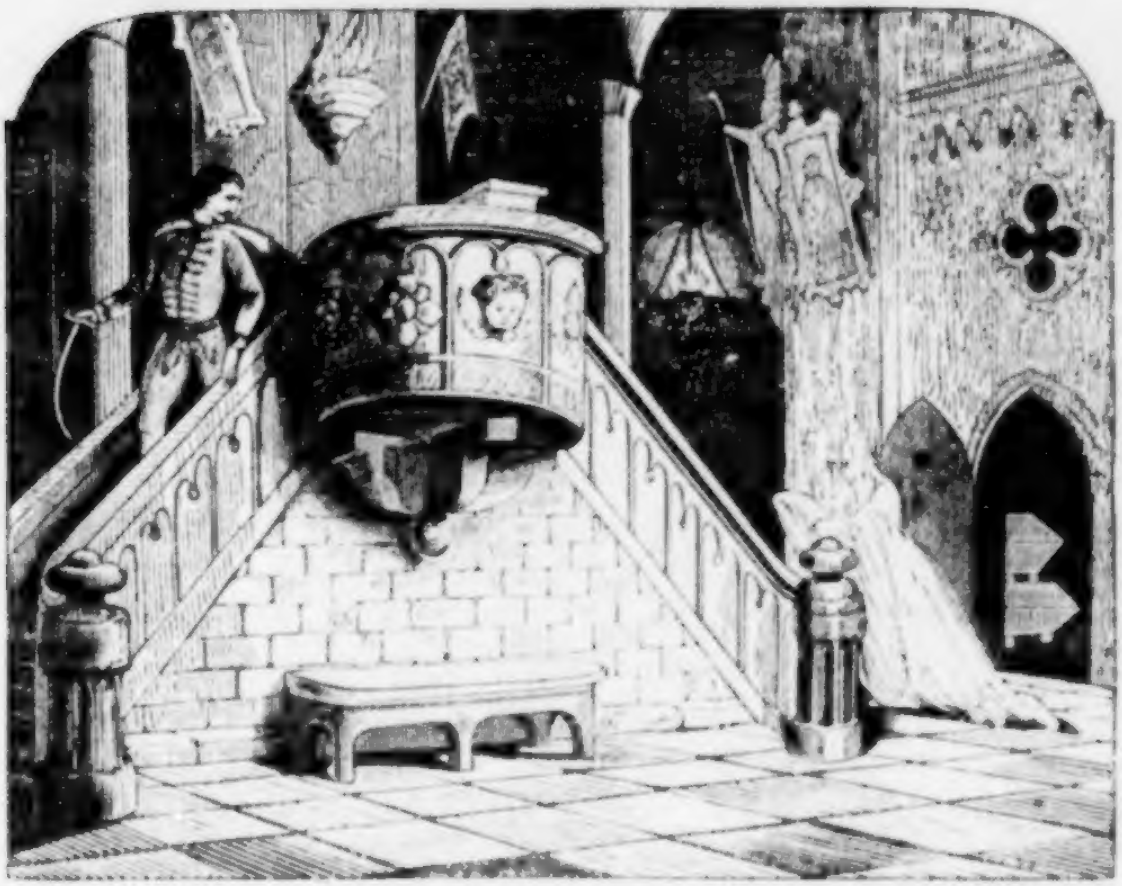
Ritter Janus kehrte richtig wieder um und that wie ihm der Alte gerathen hatte. Eine Weile gieng er in der Kirche immer auf und ab: auf einmal ſchlugs zehn, da lief er ſchnell in den Turm und verſteckte ſich unter die mittelſte Glocke; aber kaum war er drunter, da fieng ſie auch an zu lauten, wie die Gewölbethür aufſprang. Die Königstochter kam heraus, und wie ſie ſich umkuckte, ſah ſie niemanden. „So! alſo jetzt bricht du deinen Eid auch, mein königlicher Vater?“ Endlich bedachte ſie ſich doch, und eilte nun in großer Haſt zum Turme hinauf, unterwegs aber kehrte ſie alles ſorgfältig um und um und durchſuchte es; wie ſie grade ſich an die mittelſte Glocke machen wollte, da ſchlugs zwölf. „Du haſts getroffen“ ſchrie ſie da, „daß grade die Stunde ſchlägt wo ich wieder in den goldnen Sarg muß, nun hab' ich eben keine Macht mehr.“ Dann ſtieg ſie hinunter ins Gewölbe und die Thür ſchlug krachend hinter ihr zu.

Ritter Janus kroch mit großer Freude aus ſeinem Glockenverſtecke vor und gieng bis es dämmerte vergnügt in der Kirche

auf und ab. Wie aber der Morgen graute, war auch der König schon da in seiner Glaskutsche und kuckte durchs Schlüsselloch: Da sah er daß Ritter Janus so munter war wie ein Fisch im Waßer, da gieng er lustig bis an die Thür und dann wieder ein Stückchen weg, und schrie laut „mach auf, mein Ritterchen, mein Junge!" Janus machte gleich auf, der König führte ihn am Arme aus der Kirche und setzte ihn in seine Kutsche. Wie sie ins Schloß gekommen waren, kriegte Janus seine Metze Dukaten vom Könige, und nun machte er sich damit gleich dorthin auf den Weg wo er den alten Mann zu finden hoffte; der war auch richtig da, und da theilten sie die Dukaten unter sich. „Nun" fragte der Alte, „hast dich also nicht gefürchtet?" „„Doch ein bischen habe ich mich gefürchtet, nun ists aber vorbei; aber diese Nacht — wie wollen wirs da machen? wo soll ich mich da hinverstecken daß sie mich nicht findet?"" „Steck dich hinter den Altar" sagte der Alte, „unter den vielen Menschenknochen kriegt sie dich nicht." „„Danke schön, mein alter Vater"" sagte Ritter Janus und verabschiedete sich von dem Alten; der rief ihm aber noch nach „aber dann vergiß deinen alten Vater nicht. „„Nein, gewiss nicht"" rief ihm Janus zurück. Wie er wieder in die Stadt kam, gieng er von Schenke zu Schenke und trank so lange bis es dämmrig wurde, dann gieng er in die Kirche. Da gieng er denn auf und ab, bis es zehn schlug: da lief er so schnell er konnte hinter den Altar und versteckte sich unter den Menschenknochen. Die Gewölbethür sprang nun mit großem Krachen auf und die Königstochter kam heraus. „Nun seh' ich, ich muß dich ganz ordentlich verfluchen, königlicher Vater!" schrie sie, dann besann sie sich aber und stürmte wüthend den Turm hinan, fand aber freilich den Wächter nicht. Dann kam sie wieder herunter und fieng an alles hin und herzuwerfen; eben sollte die Reihe auch an die Gebeine kommen

— da schlugs zwölf. „Du hasts getroffen“ schrie sie, „daß grade die Stunde schlägt wo ich wieder in den goldnen Sarg muß schlafen gehn, nun hab' ich eben keine Macht mehr.“ Damit gieng sie in die Grabkammer und die Thür schlug krachend hinter ihr zu.

Ritter Jannes kroch nun munter hinter seinen Knochen vor und gieng fröhlich bis an den Morgen in der Kirche auf und ab. Wie es dämmerte, war der König in der Glaskutsche wieder da, und wunderte sich sehr daß er Ritter Jannes am Leben fand. „Das muß wahrhaftig ein großer Mann sein“ dacht' er bei sich; dann führt' er ihn wieder am Arme aus der Kirche und setzte sich mit ihm in die Glaskutsche. Ritter Jannes kriegte seine Metze Dukaten, gieng damit zu dem Alten, und da theilten sie sich wieder drein. „Noch eine Nacht ist zurück“ sagte Ritter Jannes, „nun rathe mir, mein alter Vater: was soll ich da thun?“ „„Da bekümmere dich nicht, mein Sohn! Wenn du denkst daß es zehn Uhr ist, so steig auf die Kanzel, nimm ein Buch in die Hand und kümmere dich um nichts was die Königstochter thut oder spricht; will sie aber auf dich losgehn (die Kanzel hat nämlich von jeder Seite eine Treppe) und steigt auf der einen Seite herauf, so steig du auf der andern hinunter, lauf in die Grabkammer und leg dich in ihren leeren Sarg, da kann sie dir kein Leid thun: aber dann vergiß auch deinen alten Vater nicht.““ „Schön, schön, alter Vater!“ sagte Ritter Jannes; dann gieng er wieder in die Stadt, und aß und trank bis zum späten Abend: dann aber gieng er in die Kirche, setzte sich gleich auf die Kanzel, nahm ein Buch in die Hand und las bis es zehn schlug. Auf einmal schlugs, die Grabkammerthür fuhr mit großem Gekrach auf, und die Königstochter kam heraus. „Aha, nun hat mein Vater keine Soldaten mehr, da hat er einen Pfaffen geschickt daß er mich bewachen soll“ schrie sie laut, und rannte grade auf die Kanzeltreppe los. Aber



Ritter Janus rannte raſch auf der andern Seite herunter, gieng ins Grabgewölbe und legte ſich in den goldnen Sarg hinein, die Königstochter ihm nach, aber er war ſchon an Ort und Stelle. „Steig aus meinem Sarge, ſteig aus meinem Sarge“ bat nun die Königstochter, aber Janus kümmerte ſich viel um das was ſie ſagte. „Steig heraus, ſteig heraus, mein ſüß-Herzenslieb, ſteig heraus aus meinem Sarge“ rief ſie immer fort. Aber Janus ſagte nicht mucks, als hörte er ſie gar nicht. Auf einmal fiengs an zwölf zu ſchlagen: da bat ſie ihn noch viel heftiger, aber Ritter Janus blieb ruhig liegen. Wie aber der zwölfte Schlag verklungen war, da küſſte die Königstochter den Janus, und ſagte heiter und froh „nun ſteh auf, nun bin ich dein auf ewig: dir dank' ich das Leben, du haſt mich befreit aus einem Zuſtande der ſchlimmer war

als der Tod. Wärst du vor zwölf Uhr aus dem Sarge gestiegen, so wär' ich vielleicht auf ewig so lebendig tot geblieben: aber jetzt wollen wir heim gehn und hier nicht länger im Hause der Geister und Gespenster bleiben." Da faßten sie einander bei der Hand und wandelten zusammen heim in des Königs Schloß. Wie der alte König seine Tochter sah, starb er auf der Stelle vor Freude: Ritter Janus nahm die Königstochter und das Königreich fiel ihm nun auch zu. Da hielten sie eine große Hochzeit, und in der großen Lustigkeit vergaß Janus den alten Mann, und der zweite und dritte Abend gieng hin, ohne daß er ihm das Geld gebracht hätte.

Auf einmal wie sie so in der besten Freude sind, tritt ein alter Mann in die Thür und fragt mit lautdonnernder Stimme „wo ist Ritter Janus?" „„Hier ist er"" rief Ritter Janus und trat ihm entgegen; „„ach mein alter Vater, mein alter Vater! ach ich habe ja meinen alten Vater ganz vergeßen!"" „Ja" rief der Alte, „jetzt kommt nur und folgt mir." Da führte er den Janus mit seiner Frau zum Schloße heraus bis ans Thor der Stadt in eine kleine Hütte. Wie sie hineingetreten waren, nahm der Alte einen Säbel aus der Ecke und sagte ganz zornig „nun müßt ihr alle beide sterben." Da baten und flehten sie: er möchte ihnen doch dießmal noch verzeihen. „Nun dieß Eine Mal verzeih' ichs euch" sagte der Alte, „aber wenn ihr reich geworden seid, vergeßt den Armen nicht. Gehet heim in Frieden."

11. Hundert auf Einen Streich.

Wo wars? wo wars nicht? Da war mal wo auf der Welt ein Handwerksbursche, der hatte im Himmel und auf Erden nichts

weiter als einen lumpigen Groschen. Mit dem machte er sich auf die Wanderschaft. Wie er so wandert über Berg und Thal ohne Rast und Ruh, da wurd' er sehr hungrig. Er gieng also in ein Wirtshaus und ließ sich für seinen Groschen eine Satte saure Milch geben. Nun aß er und aß er seine saure Milch: aber da setzten sich eine entsetzliche Menge Fliegen auf seinen Teller; auf die schlug er in seinem Zorn mit der flachen Hand los, und dann zählt' er wie viel er totgeschlagen hatte: da warens grade hundert tote Fliegen.

Da wurde er sehr lustig, nahm eine Tafel und schrieb mit großen Buchstaben darauf „Ich bin dér der hundert auf Einen Streich totgeschlagen hat;" und die Tafel machte er sich auf den Rükken fest.

Nun wandert' er weiter ohne Rast und Ruh immer so um eine große Königsstadt herum; da sah der König vom Altane aus die großen Buchstaben und sandte seinen Diener, er sollte nachsehen was dem Menschen auf dem Rücken geschrieben stünde. Der Bediente sah sichs an und berichtete dem Könige was darauf stünde. „Schnell ruf mir den Menschen her" sagte der König, „so einen kann ich grade brauchen." Der Diener rief ihn her.

„Warum habt Ihr mich rufen laßen, gnädigster Herr?“ fragte der Handwerksbursche. „Ja ich habe dich nur darum rufen laßen“ sagte der König „weil ich hier im Walde eine Kirche habe, da wirtschaften zwölf Bären drin; schon viele Menschen sind drin umgekommen, da dachte ich du könntest ihnen vielleicht den Garaus machen.“ „„Den Garaus will ich ihnen schon machen, gnädigster König““ sagte der Bursche, „„gebt mir nur auf ein halb Jahr gut Eßen und Trinken, dann versprech' ich sollen die Bären nicht wieder hineinkommen.““ Das bewilligte ihm der König denn auch, der Handwerksbursche aber dachte bei sich so: „wenn ich auch sterbe, so hab' ich doch wenigstens ein halbes Jahr lang gut gelebt, also schadet das nichts“; und so aß und trank er denn immer drauf los. Wie das halbe Jahr um war, ließ er wies Abend wurde zwölf große Schäffer Wein in der Kirche aufstellen, und eine ebensolche Menge Brot und Fleisch: all dieß stellte er mitten in der Kirche schön in Ordnung, aber so daß mans nicht gleich sah, und sich selber versteckte er unter die Bänke. Auf einmal kamen gewaltig brummend die zwölf Bären, und langten gleich gehörig zu mit Eßen und Trinken: sie fraßen alles auf und nahmen immer ein Schlückchen dazwischen: sie büßten aber auch dafür, denn sie wurden alle von dem Weine betrunken. Wie sie nun so im Rausche alle durcheinander purzelten, kroch unser Schneider unter den Bänken vor und schnitt ihnen allen die Köpfe ab; dann räumte er in der Kirche hübsch ordentlich auf, nur die Bären ließ er auf einem Haufen liegen.

Am Morgen bei guter Zeit, wo der König kaum aufgestanden war, meldete er ihm, daß die Bären tot wären; da zog sich der König vollends an und kam mit um sie zu besehen. Aber da wunderte er sich schön, daß er die Bären alle mausetot im Winkel liegen sah. „Ja wie hast du die denn totgemacht?“ fragte er den

Handwerksburschen. „Nu sie kamen auf mich los und wollten mich zerreißen, aber ich ließ sie alle über die Ringe springen, einen nach dem andern" sagte der Bursche. „Nun da geb' ich dir noch einen Auftrag" meinte der König; „wenn du den auch ausführst, dann sollst du mein halbes Königreich und meine Tochter haben." „„Was solls denn sein?"" fragte der Schneider. Der König aber fuhr fort „ich habe hier einen sehr schönen Garten, darin walten drei Riesen; wenn du die umbringst, so sollst du kriegen was ich eben gesagt habe." „„Recht gerne, gnädigster König!"" antwortete der Handwerksbursche, „„nur um ein Vierteljahr bitt' ich, und während der Zeit die stattlichste Verpflegung in allem."" Er erhielt auch was er verlangte, und wartete nun ruhig die ausgemachte Zeit ab, und das dauerte auch nicht lange. Was sollt' er aber nun machen? dacht' er bei sich selber, wie sollt' er die Riesen umbringen? An alles Mögliche dacht' er hin und her; endlich gieng er auf den Markt, kaufte sich da etwa für zwei Groschen einen Käse und eine Leibe, und gieng damit heim. Wie nun der Abend kam, gieng er in den Garten, und gleich am Thore traf er den größten und stärksten Riesen.

„Ich weiß wol was du willst" sagte der Riese; „du willst uns alle umbringen, aber da wird nichts draus; wir wollen gleich einmal eine Probe machen, wer den andern bezwingen kann. Hier hast du ein Stückchen Stein; wenn du das so zusammendrücken kannst wie ich, dann können wir schon mit einander ringen," und damit packte er den Stein und zerbröckelte ihn, das andre Stück aber gab er dem Schneider. Der nahm flugs den Käse aus der Tasche, drückte ihn an den Stein und zeigte die geschloßne Faust dem Riesen. „Ruck mal her Kamerad, das ist was Rechtes was du kannst; jetzt thu mal was ich thue und drück auch Waßer aus dem Steine." Der Riese probiert' es, aber er konnt'

es nicht. „Wir wollen noch eine Probe machen“ sagt' er ärgerlich, denn er schämte sich. „Hier hab' ich meine große Keule, wirf die mal so weit wie ich.“ „„Ich werds schon probieren““ sagte der Handwerksbursche. Nun faßte der Riese den fürchterlichen Kolben und schleuderte ihn so hoch in die Luft, daß, wie er wieder herunter kam, schlug er ein Loch von Mannsdicke in den Boden und fuhr zwei Klafter tief hinein. Der Schneider gieng drum hin und wollte ihn wieder herausbaben, aber das gieng ganz und gar nicht, da that er denn rasch Erde drauf, und ließ zugleich die Lerche aus der Tasche fliegen, und die flog so furchtbar geschwinde in die Höhe daß man gar nicht ordentlich sehn konnte was es eigentlich war. Der Riese wartete aber immer bis er herunterfallen würde. „Ja Kamerad“ sagte der Schneider, da kannst du lange warten; „der fällt nicht wieder herunter, der ist bis über den Himmel geflogen, Gott weiß in welche Welt!“ Da erschrak der Riese und sagte „Nein so einen Burschen hab' ich noch nicht gefunden; jetzt seh' ich, mit dir kann ich nicht ringen und du auch mit mir nicht; meine beiden Kameraden sind noch schwächer wie ich, da hilft eine Probe noch weniger zu was, ich weiß die können dich nicht bezwingen, aber ich will sie doch herrufen.“ Da pfiff er, und im Augenblick erschienen die beiden andern Riesen. „So einen Burschen haben wir noch nicht gefunden“ sagt' er zu ihnen; mit dem kanns keiner von uns aufnehmen; da hab' ich denn gedacht: wie wärs wenn wir ihn in unsern Bund aufnähmen?“ „„Ja das wäre ja prächtig!““ sagten die andern beiden Riesen; „„aber du bist doch einverstanden?““ fragten sie den Schneider. „Mir ist alles eins“ meinte der, „wenns nur gut zu eßen und zu trinken gibt;“ und somit nahmen ihn die Riesen zum Kameraden an.

Sie aßen und tranken nun bis sie satt waren, dann legten

sie sich schlafen: aber keiner von allen Dreien wagte ein Auge zuzuthun. Der Handwerksbursche fürchtete sich vor den Riesen und die Riesen vor dem Handwerksburschen, und so giengs die ganze Nacht. Am andern Tage thaten sich die Riesen zusammen, wie sie ihn umbringen könnten; sobald er schliefe, meinten sie, sollte ihm einer mit der Keule den Kopf einschlagen. Unser Schneider aber merkte daß sie ihm ans Leben wollten: darum holte er sich eine große Blase, die füllte er mit Ochsenblut, und wie er sich hinlegte, legte er sie so zurecht als wäre sie sein wirklicher Kopf. Die Riesen warteten nun nur drauf, daß er einschliefe. Gleich streckte einer den Fuß leise aus und rührte mit der Zehenspitze an den Kopf d. h. an die Blase, dergestalt daß das Blut ihm bis in die Augen spritzte. Da lief er voller Freude zu seinen Kameraden, und wie die sahen daß er blutig war, dachten sie gleich, er hätte ausgeführt was sie ausgemacht hatten, und in ihrer Freude richteten sie ein ungeheures Gelag zu und aßen und tranken bis sie selber dalagen wie die Weinfäßer. Mehr brauchte der Schneidergeselle nicht. Wie sie recht süß schliefen, stürzte er über sie her und schnitt ihnen allen dreien den Kopf ab.

Am Morgen wie es dämmerte, meldete ers dem Könige: die Riesen wären tot. Da wunderte sich der König sehr, was der Handwerksbursche für ein außerordentlicher Mann sein müste; was er selber kaum zu träumen gewagt, daß er das ausgeführt — und gab ihm auf der Stelle seine Tochter.

Wie sie nun eben sich wollten trauen laßen, da kriegte der König grade einen Brief, in welchem ihm der Nachbarkönig den Krieg ankündigte; außerdem stund in dem Briefe geschrieben: sowie er den Brief bekäme, sollte er sogleich aufbrechen. „Ach mein lieber Sohn" bat da der König; „geh du doch an meiner Stelle und führe mein Heer; sieh ich bin schon alt und habe die

Kräfte nicht mehr wie du; hernach sollt Ihr auch gleich getraut werden, wenn du aus dem Kriege heimkommst." „„Recht gern, mein königlicher Vater"" sagte traurig der Handwerksbursche, und machte sich auf den Weg. Nun führten sie ihm aus des Königs Marstall die schönsten Kriegsrosse vor; aber er wollte sich auf keins von allen setzen, weil er noch niemals in seinem Leben zu Pferde gesessen hatte; darum sagte er: sie sollten ihm nur ein schlechtes Ackerpferd bringen, er brauchte keine Auszeichnung wenn er in den Krieg gienge. Da brachten sie ihm denn einen Ackergaul; wie sich der große Königssohn auf den setzte, lachten sie Alle rings herum: er aber machte sich nichts draus, sondern ritt vor dem Heere her und das Heer hinterdrein. Wie sie auf den Feind stießen und auf beiden Seiten die Trompeten zu schmettern anfiengen, da scheute das des Schlachtenlerms ungewohnte Pferd und lief über Berg und Thal querfeldein. So rannte es auch an einem hölzernen Kreuze vorbei das da stand, und weil der Königssohn bange war er fiele herunter, so umfaßte er das Kreuz, aber das brach unten ab und er behielte in den Händen, weil ers nicht losließ. Jetzt entsetzte sich das Pferd noch hundertmal mehr und rannte auf einmal gradeswegs auf den Feind. Wie der feindliche König das Kreuz sah, dacht' er es wäre der Ungargott selber, und schrie laut „Gewehre nieder! Das ist kein ehrlicher Krieg: der Ungargott selber zieht gegen uns zu Felde." Die Soldaten legten alle ihre Gewehre auf den Boden, ließen sie da liegen und liefen davon. Da las sie der Handwerksbursche (oder eigentlich der Königssohn) alle auf und kehrte als Sieger zu seinem königlichen Schwiegervater heim.

Da wurde er denn auf der Stelle mit der Königstochter getraut, und in seiner Freude übergab ihm der König auch die Regierung ganz und gar. Sie hielten nun eine große Hochzeit, so

groß, daß ſie in der ganzen Welt davon ſprachen, aber wie ſie ſchlafen gegangen waren, fieng der junge Ehemann an, im Schlafe immer zu ſprechen „wo iſt mein Bügeleiſen? wo iſt der Zwirn? wo iſt die Nadel?“ und dergleichen. Wie die Königstochter das hörte, konnte ſie den Morgen kaum erwarten, und dann ſagte ſie alles ihrem Papa, von welcher Herkunft nur ihr Mann ſein möchte: der ſpräche fortwährend von Bügeleiſen, Zwirn und Nadeln. Da fragte der König ſeinen Eidam, wie er von ſo was träumen könnte. Der aber antwortete: er wäre geſtern vor der Trauung noch in einem Schneiderladen geweſen, um ſich einen Knopf anſetzen zu laßen, und da hätten ſie immer von dergleichen Zeug geſprochen; darum hätte er davon geträumt. Nun ſagte der König ſeiner Tochter, wovon die ganze Geſchichte hergekommen wäre, und da ſöhnten ſie ſich miteinander aus und lebten nachher ihr Lebtage glücklich. Aber der alte König und ſeine Tochter wißen bis auf den heutigen Tag noch nicht, von welchem Stoffe der Königsſohn d. h. der Schneiderburſche eigentlich war.

---

12. Die ſieben weiſen Meiſter.

(Ein Bruchſtück.)

Es war einmal ein König, der hatte einen Sohn. Die Königin ſtarb und hinterließ dem Könige ein Teſtament, darin ſtand geſchrieben: er ſollte ſeinen Sohn in der Weisheit unterrichten laßen. Erſt einige Zeit nach dem Tode der Königin fand der König ihre Verordnung; ſogleich ſchrieb er an die ſieben weiſen Meiſter, ſie möchten doch einmal vor ihm erſcheinen. Die Weiſen kamen auch vor den König, da ſagte der König zu ihnen „hört

mich an, ihr weiſen Meiſter! Meine Gemahlin hat ein Teſtament hinterlaßen, das lautet: ich ſoll meinen Sohn in der Weisheit unterrichten laßen." Da ſagte der erſte Meiſter „ich lehre ihn in Einem Tage ſoviel Weisheit als ich ſelber verſtehe." Der Zweite ſagte „ich lehr' ihn in zwei Tagen ebenſoviel Weisheit als ich ſelber verſtehe." Ebenſo ſagte der Dritte „ich in drei Tagen," der Vierte „in vier Tagen," und ſo die andern weiter bis zum ſiebenten.

Da nahmen die weiſen Meiſter den Knaben mit und richteten ihm ein Lernzimmer ein, aber ſie ſelber giengen nie zu ihm. Indes verheirathete ſich der König wieder und nahm eine junge Königstochter zur Frau; gegen die rühmte nun der König ſehr, daß er einen ſo ſchönen Sohn hätte. Darum bat ſie den König immer und immer wieder, er möchte doch ſeinen Sohn einmal heimberufen, weil ſie ihn ſo gern ſehn möchte. Da ſchrieb der König denn an die ſieben weiſen Meiſter: ſie ſollten ſeinen Sohn mal zu einem Beſuche heimreiſen laßen. So wie die ſieben weiſen Meiſter den Brief bekamen, hielten ſie gleich Rathsverſammlung, ob ſie den Jüngling ſollten heimreiſen laßen, oder nicht: denn ſie hatten ihn noch gar nichts gelehrt. Sie beſchloßen aber, ſie wollten's einmal probieren. Da giengen ſie hinaus, nahmen ein Holunderblatt, zerrißen es und legten es unter zwei Füße der Bettſtelle in der der Jüngling zu ſchlafen pflegte. Wie er dießmal drin ſchlief, merkte ers gleich, und fragte die weiſen Meiſter, was das wäre: die Bettſtelle wäre auf einmal auf der einen Seite niedriger wie auf der andern. Da ſahen ſich die Weiſen an und ſtaunten, daß er etwas gelernt hatte, und ſie hatten ihn doch nichts gelehrt. Da ſagten die Weiſen zu dem Königsſohne „jetzt wirſt du heimreiſen, aber vorher wollen wir hinausgehn und die Sterne fragen, ob es für Deine Hoheit gut ſein wird zu reiſen." Nun giengen ſie

und betrachteten die Sterne, dann sagten sie zu dem Königssohne, „ja, Deine Hoheit kann getrost heimreisen.“ Aber der Königssohn sagte „ich will selber einmal hinausgehn und die Sterne auch ansehn, obs wirklich gut ist heimzureisen.“ Nun gieng er und bemerkte neben einem großen Sterne einen ganz kleinen, der bedeutete für ihn: daß, wenn er dort sprechen wollte, so müste er sterben; wenn er sich stumm stellte, so bliebe er am Leben. Da gieng er und sagt' es den weisen Meistern „hört, Ihr seid doch die Weisen und habt zu mir gesagt, ich könnte ruhig heimreisen; da hab' ich einen kleinen Stern neben einem großen gefunden, der hat mir angezeigt: wenn ich dort spreche, so muß ich sterben; stell' ich mich aber stumm, so bleib' ich am Leben. Wenn Ihrs nicht glaubt, so geht und seht selber zu.“ Da giengen die Weisen hinaus, sahen sichs an, und sagten dann zu dem Königssohne „wahrhaftig Deine Hoheit hat recht: aber wenn etwas verfallen sollte — wir wollen Dir schon zu Hülfe kommen.“

Der Königssohn reiste also nachhause, stellte sich dort aber stumm, und er grüßte Niemanden, auch seinen Vater nicht. Da wurde der König sehr unwillig, daß sie seinen Sohn nicht Weisheit gelehrt sondern ihn stumm gemacht hätten. Er gab ihm darum ein besonderes Zimmer, damit er für sich allein wäre und keinen Anstoß gäbe. Da sagte die Königin zu ihrem Gemahle „höre wenn dein Sohn wirklich sprechen kann, so will ich dirs schon zeigen daß er auch jetzt reden soll.“ Darauf gieng sie zu dem Jünglinge hinein und fieng an mit ihm zu plaudern, er aber achtete gar nicht drauf. Auf jede nur mögliche Art bestürmte sie ihn und suchte ihn zum Sprechen zu verleiten; so sagte sie zu ihm „hör mein lieber Junge! wenn du nur irgend sprechen kannst, so sprich ruhig mit mir: siehst du dein Vater ist ein alter Mann, ich aber bin jung; dann sollst du alles haben was du nur wünschst.“

Der Jüngling gab ihr aber auf nichts Antwort. Da ſtürzte die Königin auf einmal aus ſeinem Zimmer heraus, zerriß und zerraufte ſich Kleider und Haare, und ſchrie: ihr Sohn drin hätte ihr wollen Gewalt anthun. So mit fliegenden Haaren lief ſie zum Könige und bat, er möchte ſeinen Sohn aufhängen laßen, denn er verdiente nicht, daß man ihm ins Geſicht ſpuckte. Auf der Stelle ließ der König einen Galgen bauen und wollte ſeinen Sohn daran hängen laßen, aber die Weiſen erfuhrens noch zu rechter Zeit und kamen ſchnell, den Königsſohn zu retten.

Der erſte Weiſe kam grade dazu, wie ſie den Königsſohn in die Höhe ziehen wollten; ſchnell drängte er ſich durch die Menge durch, und gieng den König an, er möchte ihn doch wenigſtens noch einen Tag eingeſperrt laßen, dann würde der Jüngling ſchon reden. Der König begnadigte ſeinen Sohn auch ſo weit, daß ſie ihn an dem Tage noch nicht aufhängten. Wieder am zweiten Tage, wie ſie ihn ſchon aufknüpfen wollten, kam der zweite weiſe Meiſter dazu; der rettete ihn wieder davon, daß ſie ihn an dem Tage noch nicht hängten. So giengs fort bis der letzte weiſe Meiſter angekommen war; wie der ankam, gieng er ſchnurſtracks zum Könige und nahm den Königsſohn gleich mit. Dann ſprach er zum Könige „wenn du dieſen deinen einzigen Sohn willſt hängen laßen, ſo machſt dus grade wie einmal ein alter Edelmann. Der war auch Wittwer geworden, und da nahm er ein junges Mädchen zur Frau“ . . .

Hier hielt der Meiſter inne und ſchwieg. Der König brannte nun darauf, die Geſchichte von dem alten Edelmanne zu hören; er bat alſo den weiſen Meiſter, doch fortzufahren. Aber der ſagte „das thu' ich nur unter der Bedingung, daß der König ſeinen Sohn begnadigt.“ Das that der König denn auch. Da fuhr der Weiſe fort:

„Großmächtigſter König! Der alte Edelmann hatte alſo eine

junge Frau genommen, grade wie Eure Majeſtät; aber dieſe junge Perſon machte ſich jede Nacht heimlich vors Schloß in die Stadt. Nun merkte es der Alte einmal, daß ſeine Frau nicht mehr da war; er ſtund alſo auf und unterſuchte die Thüre, und fand daß ſie offen ſtand. Jetzt gieng er und ſuchte ſeine Frau, aber er konnte ſie nicht finden; da fiel dem alten Manne ein, er könnte ja die Thüre zuſchließen: er gieng alſo wieder hinein und ſchloß zu. Nach einer Weile kam ſeine Frau wieder, da war die Thüre zu. Nun rief ſie durchs Fenſter ihrem Manne zu, er möchte doch die Thüre aufmachen, aber der wollte nicht. Er rief ihr vielmehr zu „ich mache nicht auf, warum biſt du ſo liederlich und treibſt dich draußen herum: gleich wenns dämmert werden die Wächter kommen, da ſollſt du ſchon dein Decem kriegen.“ Seine Frau rief wieder hinein „liebes Herz, ſo höre doch: ich bin ja nicht auf ſchlechten Wegen geweſen, meine Mutter liegt auf den Tod, die hab' ich beſuchen wollen“; aber der Alte wollte ihr nicht aufmachen. Da nahm ſeine Frau einen Stein und warf ihn in den Brunnen unter ſeinem Fenſter; da ſollte ihr Mann denken, ſie wäre vor Verzweiflung in den Brunnen geſprungen. Nun that es dem Alten auch leid was er gethan hatte, und er gieng hinaus und wollte ihre Leiche im Brunnen ſuchen; wie er aber ſo ſuchte, ſprang die Frau, die unterdeſſen im Winkel auf der Lauer ſtand, ins Haus und legte ſich wieder ins Bett. Ihr alter Mann merkte bald daß er hinters Licht geführt war, gieng ihr nach — aber da war die Thüre zu. Da rief er ſeiner Frau „Hör mal, laß mich herein“. Aber die antwortete „„Ja ſchön hereinlaßen, alter Landſtreicher; wer heißt dich denn in der Stadt herumſtreichen; gleich wenns dämmert, werden die Wächter kommen, da ſollſt du ſchon dein Decem kriegen““. Da ſagte der Alte „ich bin ja nirgends geweſen; es that mir leid daß ich dich herausgeſchloßen hatte, darum

ſucht' ich dich, denn ich dachte du wärſt in den Brunnen geſprungen". Aber all das Bitten badte nicht, ſie ließ ihn nicht ein. Da kamen die Wächter und er kriegte ſeine echten Fünfundzwanzig." So ſchloß der weiſe Meiſter ſeine Geſchichte „und wenn du deinen Sohn hätteſt hängen laßen, ſo wäre dir es grade ſo gegangen".

Da fieng auch der Königsſohn ſelber an zu reden und ſagte zu ſeinem Vater „Wenn du mich hätteſt hängen laßen, ſo wäre mirs grade ſo gegangen, wie einmal einem alten Manne, der hatte einen einzigen Sohn, grade wie ich dein Sohn bin. Eines Abends um die Abendbrotzeit hörte der alte Mann vor ſeinem Fenſter eine Nachtigal ſo wunderſchön ſingen. Darüber freute ſich der alte Mann ganz ungemein und ſagte darum zu ſeinem Sohne „„hörmal du Kluger, das wäre prächtig, wenn uns Jemand dolmetſchen könnte was die Nachtigal da ſo ſchmelzend ſingt." Da ſagte der Sohn „„lieber Vater, ich könnt' es dir ſchon ſagen; aber wenn ichs ſagen wollte, dann würde mein Väterchen böſe auf mich."" Da redete ihm ſein Vater zu, er ſollte ſich doch nicht fürchten. Da ſagte denn der Sohn endlich „„die Nachtigal ſingt: ich würde einmal ein ſo vornehmer Mann, daß mein Vater mir das Waſchbecken hält und meine Mutter die Pantauehle, wenn ich mich waſche." Da wurde der alte Mann furchtbar zornig, packte ſeinen Sohn und warf ihn ins Meer, denn ſie waren grade am Strande: „„da geh hin du Schurke"" ſagt' er; „„was? ich ſoll dein Diener werden?"" Der Sohn hieß aber Alexander. „Grade ſo" ſagte der Königsſohn „wäre es mir auch gegangen, wenn ich hätte ſprechen mögen.

„Indeſſen Alexander konnte gut ſchwimmen, und ſo rettete er ſich auf einen Felſen. An dem legte bald darauf eine Galeere an, die nahm ihn auf, und mit ihr fuhr er ein Paar Tage auf dem Meere herum. Endlich landeten ſie in einem Hafen. Da dankte Alexander der Schiffsmannſchaft für ihre Freundſchaft und gieng

in die Stadt; da vermiethete er sich als Diener beim Oberhofmeister des Königs, denn der König wohnte grade in der Stadt. Zu des Königs Schloße kamen immer drei Raben und krächzten; wo der König nur hingieng, da krächzten ihm immer die drei Raben um den Kopf herum, Tag und Nacht. Der König war dadurch so bange geworden, daß er gar nicht mehr aus dem Schloße zu gehn wagte. Nun ließ er im ganzen Lande bekannt machen: wer ihm sagen könnte, warum die drei Raben kämen, und (wer) sie vertreiben könnte, dem wollte er sein ganzes Königreich und seine Tochter geben. Nun giengen viele oft an des Königs Hof um des Königs Befehle zu hören, und darunter auch Alexanders Herr, aber Niemand konnte es deuten, wo die drei Raben herkämen; da kehrten sie denn alle umsonst wieder heim. Nun fragte Alexander seinen Herrn, ob denn keiner dagewesen wäre, der's hätte sagen können. „„Kein einziger"" antwortete der. Da bat ihn Alexander, er möchte doch zum Könige gehn und ihm sagen; er wollt' es ihm schon sagen, warum die drei Raben immer ins Schloß kämen, und wollte sie auch wegjagen. Alexanders Herr gieng also hinauf und meldete es dem Könige, der ließ ihn auf der Stelle rufen. Als er nun sein Versprechen wiederholte, fordert' er ihn auf, die Sache zu erklären. Da sagte er zu dem Könige „„wenn Eure Majestät Wort halten, so will ichs sagen und die drei Raben auch vertreiben"". Der König gab da zur Antwort „ich werde mein Wort schon halten, mein Sohn, das schwör' ich bei meiner königlichen Krone: was ich versprochen, das geb' ich auch." Da sagte Alexander „„Großmächtigster König, die drei Raben kommen darum hierher, daß mein Herr König ihnen Recht sprechen soll; denn der eine ist ein Rabenweibchen, der andre ein Männchen, der dritte aber das Junge von Beiden. Das Weibchen meint, das Junge käme ihr zu, weils von ihr ausgebrütet

worden ist; das Männchen will den jungen Raben für sich haben, weil die Mutter ihn verlaßen hat wie er noch klein war und es ihn da auf dem Felde groß gezogen hat. Nun soll Eure Majestät unter den Dreien entscheiden"". Da sprach der König das Urtheil und die drei Raben flogen krächzend hin wo sie hergekommen waren, und kamen ihr Lebtage nicht wieder.

„Da sagte der König „höre Alexander, hier hast du meine Tochter; sei du nun König, denn ich bin schon alt und kann mein Land nicht mehr recht regieren". Da antwortete Alexander „„mein königlicher Vater! ich nehme deine Tochter noch nicht an, denn ich habe von einem weisen Könige erzählen hören; zu dem will ich hingehn und noch ein Jahr lang Weisheit lernen"". Der alte König sagte darauf „nun ich habe nichts dagegen wenn du zu ihm gehst; du weißt zwar jetzt schon sehr viel, aber Nutzen wirds dir immer noch schaffen". So sammelte denn Alexander soviel Gold zusammen als er nur für die Reise brauchte, und machte sich auf den Weg. Nach einiger Zeit kam er in der Stadt an wo der weise König wohnte. Zu seinem Glücke hatte der gerade keinen Truchseß, und so wurde er gleich für dieß Amt angenommen.

„Nun hatte der König eine sehr schöne Tochter. Es war aber an seinem Hofe noch ein anderer Diener, der hieß Ludokius; er hatte aber bloß die äußern Geschäfte zu besorgen, darum hatte er die Königstochter noch nie gesehn. Dieser Ludokius glich in allem dem Alexander ungemein; niemand konnte sie von einander unterscheiden, und so kam es, daß sie bald Freundschaft schloßen und Ein Leib und Eine Seele wurden. Nun hatte Alexander einmal ein besonders wichtiges Geschäft zu besorgen, so daß er den Hof für eine Weile verlaßen muste. Er bat darum seinen Freund Ludokius, er möchte so lange sein Truchseßamt verwalten; der übernahm es auch, und niemand merkte daß es Alexander

nicht war. Ludokius brachte alſo der Königstochter zu eßen und verliebte ſich gleich ſo in ſie, daß er vollſtändig krank wurde. So wie Alexander wiederkam, merkt' ers und fragte ihn „„mein Freund, was fehlt dir?““ Da ſagte Ludokius „„Freund Alexander! hier hilft kein Doctor, nur Gott im Himmel ſelber.““ Da ſagte Alexander „„lieber Freund, ich weiß was dir fehlt; die Liebe hat dirs angethan; ſei aber nicht bange, der wollen wir ſchon abhelfen.““ Auf der Stelle gieng er auf den Markt, kaufte ein goldgeſticktes Kleid, brachte es der Königstochter und übergab ihrs im Namen des Ludokius. Da ſagte die Königstochter „„ei Alexander, warum ſuchſt du denn fremden Vortheil und nicht deinen eignen?““ Am Tage darauf brachte Alexander ein noch koſtbareres Gewand, und übergab es der Königstochter. Die wunderte ſich und fragte „„wie kann denn ſo ein armer Diener wie Ludokius ſo koſtbare Kleider zum Geſchenk machen?““ Da ſagte Alexander „„durchlauchtigſte Königstochter! Er kanns, weil er eines großen Königs Sohn iſt; darum bitte ich aber die Königstochter flehentlich, ihm einmal ein Paar Augenblicke Gehör zu gewähren.““ Da ſagte die Königstochter „„ſag dem Ludokius nur, er ſoll heute Abend an mein Fenſter kommen und anklopfen: ich würd' ihm ſchon aufmachen.““ Damit verabſchiedete ſich Alexander und erzählte dem Ludokius was er erreicht hatte, da wurde der vor Freuden gleich wieder ganz geſund. Kaum konnt' er die Zeit erwarten; ſo wie es ſo weit war, gieng er gleich an das Fenſter und klopfte, und die Königstochter ließ ihn auch herein: da waren ſie denn voller Seligkeit beiſammen. So giengs eine gute Weile fort, daß er jeden Tag heimlich an ihr Fenſter kam.

„Nun ſchrieb aber Alexanders Schwiegervater, das Jahr wäre jetzt um: er möchte jetzt heimkommen, er ſelber könnte ſich jetzt nicht länger mit dem Lande quälen. Alexander gieng alſo zum

Könige hinauf, dankte ihm für ſeine Freundlichkeit und kam dann noch zu Ludekius und ſagte zu ihm „„Lieber Freund! ich kann jetzt nicht länger mehr hierbleiben, denn mein Schwiegerpapa hat mir geſchrieben, ich ſoll heimkommen; darum bitt' ich nur, gib acht daß der König deine Liebe zu ſeiner Tochter nicht merkt, ſonſt läßt er dich hängen. Jetzt aber komm, lieber Freund, wir wollen unſre Ringe wechſeln, daran will ich dich wiedererkennen, wenn wir uns einmal wiederſehn.““ Nachdem dieß geſchehen, nahmen ſie von einander Abſchied; er machte ſich auf den Weg, und an ſeine Stelle kam ein fremder Menſch, mit Namen Wali. Der war aber kaum eine Woche da, da merkte er, daß Ludekius die Königstochter liebte; er gieng alſo zum Könige und zeigt' es ihm an. Der aber antwortete ihm „„wie kann das ſein? Ludekius iſt von Altersher mein Diener, und du dienſt mir erſt eine Woche und willſt es doch gleich bemerkt haben?““ Aber Wali ſagte „„Wenn das nicht wahr ſein ſoll, ſo fordre ich Ludekius auf einen Gang Säbel heraus, wenn ich dann Recht habe, ſo werde ich ihn entzweiſpalten, und wenn Er Recht hat, ſo wird er mir den Kopf ſpalten.““ Da rief der König den Ludekius und ſagte zu ihm „„Wali behauptet du liebteſt meine Tochter, und nun fordert er dich auf einen Gang Säbel heraus: wenn er Recht hat, will er dir den Kopf ſpalten; wenn Du aber Recht haſt, ſollſt du ihn ihm ſpalten.““ Da wurde Ludekius ſehr traurig, gieng gleich zur Königstochter und erzählte ihr, was ihm widerfahren wäre. Da ſagte ſie zu ihm „„höre Wali iſt ein tüchtiger Kämpe, du biſt aber ein ſchwacher Menſch gegen ihn, er wird dich umbringen und dann iſts auch um mich geſchehn. Darum geh nur zu meinem Vater, und bitt ihn, er möchte dich nachhauſe gehn laßen; dein Vater wäre ſo krank und hätte geſchrieben, wenn du nicht ſchnell kämſt, würdeſt du ihn nicht mehr am Leben treffen; wenn er dirs aber erlaubt

Univ.-Bibl. München

hat, dann eile was du kannſt zu Alexandern, und bitt' ihn, er möchte doch kommen und für dich mit Wali fechten."" Ludekius gieng alſo zum Könige hin und trug ſeine Bitte vor, und der König ſetzte denn auch den Zweikampf einen Tag ſpäter an. Ludekius machte ſich alſo auf den Weg und kam bald in der Stadt an, in welcher Alexander wohnte; er ſuchte ihn auf und erzählte ihm ſein Schickſal. Da ſagte denn Alexander zu ihm „lieber Freund, du hätteſt nicht ungelegener kommen können, denn morgen ſoll ich mit meiner Braut getraut werden, aber hier müßen wir dir ſchon zu helfen ſuchen. Weil du mir nun ſo ähnlich biſt, ſo kannſt du dich mit meiner Braut trauen laßen und ſo lange hier bleiben, während ich dort für dich den Zweikampf beſtehe."" Alſo machte ſich Alexander auf den Weg und kam glücklich in der Stadt an wo ſein Freund Ludekius eigentlich wohnte. Er gieng dort zum Könige und ſagte „„Großmächtigſter König, ich bin zur feſtgeſetzten Zeit wieder gekommen; aber ich verſichere abermals daß ich die Königstochter nie geliebt habe; ich rufe Gott um ſeinen Beiſtand an, und werde dem Wali den Kopf ſpalten."" Andern Tages giengen ſie alſo auf einen Gang Säbel los, aber weil ſie beide ſo tüchtige Kämpen waren, ſo kämpften ſie von früh bis auf den Abend in Einem fort: zuletzt hieb Alexander doch noch dem Wali den Kopf ab und brachte ihn dem Könige. Da ſagte der König zu ihm „hör mal Ludekius" (denn daß es Alexander war, merkte der König nicht) „ich ſehe du haſt Recht: nun nimm meine Tochter und mein Reich." Da ſagte aber Alexander „„Gnädigſter König! Ich hätte meinen Vater noch nicht wieder verlaßen, wenn ich nicht wegen des Zweikampfes ſo hätte eilen müßen; darum will ich doch erſt noch einmal umkehren und ſehen ob er noch lebt oder jetzt geſtorben iſt.

„In der Zeit aber, daß Alexander die Sache ſeines Freundes

so zu Ende brachte, hatte auch Ludokius Alexanders Sache zu Ende gebracht: er hatte sich mit dessen Braut trauen laßen, aber ihr keinen Kuss gegeben, und des Nachts hatte er ein bloßes Schwert zwischen sie Beide gelegt. Alexander kam nun heim und sagte zu Ludokius „„nun mein Freund habe ich dir deine ganze Reise ausgewirkt; geh heim und nimm dein Mädchen und sei König.““ Ludokius dankte ihm herzlich für seine Freundschaft, dann nahm er von ihm Abschied und zog heim.

„Alexander legte sich nun Abends zu Bett; da sagte seine Frau zu ihm „„hör mal, warum legtest du denn die vorige ganze Nacht ein bloßes Schwert zwischen uns Beide?““ Da erkannte Alexander seines Freundes Ludokius Treue; seiner Frau aber antwortete er auf ihre Frage „„ich wollte nur die Standhaftigkeit der Frauen prüfen.““ Von Stund an konnte ihn seine Frau nicht mehr leiden. Nun war aber an dem Hofe ein Kriegsoberster und eine alte Frau. Die rief die junge Königin und sagte zu ihr „„hör Alte, ich habe den Kriegsobersten lieber als den Alexander; gib du diesem nur jeden Abend etwas Gift in der Suppe.““ Das that die Alte auch, aber er starb noch nicht von dem Gifte: nur ganz krank wurd' er davon und am ganzen Leibe mit Geschwüren bedeckt. Da heirathete sie den Kriegsobersten und verstieß den Alexander ganz vom Hofe.

„Der irrte nun umher und kam so auch in die Stadt wo Ludokius wohnte. Der hatte indes schon drei Kinder von seiner Gemahlin bekommen. Eben gab er ein großes Fest, und alle Bettler aus dem ganzen Lande waren dabei zusammengeströmt. Da gieng auch Alexander mit den übrigen Bettlern hinauf, aber er sah so widrig und scheußlich aus, daß ihn sogar die andern Bettler öfter von sich stießen. Endlich aber drängt' er sich doch mit aller Kraft bis zur Thüre durch, wo das Essen ausgetheilt

wurde. Da ſagte er zu dem Diener ders austheilte „ſag dem Könige: ein Bettler bäte in Alexanders Namen um einen Becher Wein aus des Königs Becher.“ Der Diener gieng hinauf und ſagt' es dem Könige „„Majeſtät! an der Thüre ſteht ein Bettler und bittet in Alexanders Namen um einen Becher Wein aus Eurer Majeſtät Becher.““ Da ſagte der König „„füll ihm einen Becher, er mag ſein wer er will, weil er in Alexanders Namen gebeten hat.““ Der Diener that wie ihm geheißen war. Der Bettler trank ihn aus, dann zog er den alten Ring den er mit Ludolfus getauſcht hatte vom Finger und that ihn in den Becher. Dann ſagt' er zu dem Diener „„nimm ihn und ſtell ihn vor den König hin.““ Das that der Diener; da erkannte der König auf der Stelle ſeinen eignen Ring den er dem Alexander gegeben hatte. Da ſagte er zu dem Diener „„Lauf und ſperre den Bettler ein, dem du den Wein gegeben häſt.““ Der Diener gieng und ſperrt' ihn auch ein.

„Als die Menge ſich nun etwas zertheilt hatte, gieng der König ſamt ſeiner Gemahlin den Bettler zu beſuchen; aber die Königin kehrte gleich wieder um, weil der Bettler gar ſo ſcheußlich

aussah. Ludokius selber aber blieb und sagte zu dem Bettler „wo hast du den Ring her? hast du meinen lieben Freund Alexander umgebracht oder etwa drum bestohlen?“ Da sagte der Bettler „Großmächtigster König ich hab' ihn nicht umgebracht und hab' ihn auch nicht drum bestohlen; den Ring habt Ihr von eben demselben Manne wieder erhalten, dem Ihr ihn gegeben habt: ich bin Alexander.““ Da betrübte sich der König sehr, daß sein Herzensfreund so ins Elend gerathen war. Da gieng er zu seiner Frau und sagte zu ihr „„Höre wenn unser Herzensfreund Alexander jetzt in dem Zustande wäre in dem der scheußliche Bettler ist den du gesehen hast: wärst du wohl einverstanden, daß wir das Blut unsrer Kinder drangäben, wenn wir ihm damit helfen könnten? wenn wir ihn nur damit zu waschen brauchten, daß er so gesund würde wie vorher?““ Da sagte die Königin „„Wie sollt' ich was dagegen haben, mein Herzchen? hat er doch unser beider Leben vom Tode gerettet.“ Nun gieng sie in die Kirche, Ludokius aber nahm eine Wanne, ließ das Blut von all seinen drei Kindern hineinlaufen und wusch den Bettler darin.

„Wie nun Alexander wieder aus der Wanne stieg, so war er ein kräftiger gesunder Mann wie zuvor. Ein paar Tage blieb er noch bei Ludokius, dann sagt' er zu ihm „„lieber Freund! ich habe noch ein Paar alte Eltern, die möcht' ich gar gern besuchen: gib mir doch etwas Gefolge und Reisegeld.““ Da gab ihm Ludokius einen königlichen Anzug und alles was er sonst brauchte. Alexander machte sich also auf den Weg nach der Stadt zu, wo sein Vater wohnte. Er war noch ein Stück davon, da schrieb er seinem Vater einen Brief: den und den König möcht' er zum Abendbrot erwarten; und wie er da angekommen war, quartierte er sein Gefolge in der Stadt ein, er selber aber gieng zu seinem Vater. Beim Abendbrot nun fragt' er ihn „„Habt ihr nie ein Kind gehabt, oder

ſeid ihr beide ganz für Euch?“ Da ſagte ſein Vater „Großmächtigſter König, wir haben kein Kind, und haben auch nie eins gehabt.“ Alexander fragte nicht weiter und legte ſich ruhig ſchlafen. Am andern Morgen, wie er ſich waſchen wollte, ſah er daß ſein Vater das Waſchbecken brachte. Da rief er ſeinem Diener „komm und nimm dem Alten das Waſchbecken ab, denn ich bins doch nicht werth, daß ſo ein alter Mann mir das Waſchbecken hält.“ Und wie er ſich nun wuſch, da kam ſeine Mutter mit der Handquehle und trocknete ihn ab.

„Nach einem Weilchen ſagte er zu ſeinem Vater „Lieber Vater, weißt du noch wie einmal beim Abendeßen eine Nachtigal ſo ſchön hier am Fenſter ſang; und wie du da ſagteſt „hör mal du Kluger, das wäre prächtig, wenn uns jemand dolmetſchen könnte was die Nachtigal da ſo ſchmelzend ſingt,“ und wie du mich ins Meer warfſt, weil ich dirs ſagte?“ Mehr brauchte er nicht zu ſagen, da fiel ihm ſein Vater um den Hals und weinte laut vor Freude, und ebenſo auch ſeine Mutter. Ein Paar Tage blieb er noch bei ihnen, dann machte er ſich mit ſeinem Gefolge auf nach der Stadt wo ſeine Gemahlin wohnte. Wie ſie da ankamen, ließ er den Kriegsoberſten und ſeine Gemahlin gleich gefangen nehmen; die ließ er beide viertheilen und an den vier Schloßecken aufhängen; die alte Frau aber band er einem wilden Fohlen an den Schwanz und ließ ſie zu Tode ſchleifen bis ſie ganz zerfetzt war. Er ſelber aber nahm ſich wieder eine junge Frau, und ſie leben jetzt noch vergnügt wenn ſie nicht geſtorben ſind.“

13. Strohkönig.

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne und drei Töchter: die Söhne giengen sehr oft spazieren, die Töchter aber durften niemals ausgehn. Darum sprachen die drei Söhne einmal davon, sie wollten doch ihren Vater bitten, daß ers ihnen auch erlaubte. Wie sie heimgekommen waren, gieng zuerst der Aelteste zum Vater und bat ihn: er möchte doch ihren Schwestern auch erlauben spazieren zu gehn. Da wurde der König sehr zornig, zog seinen Säbel und hieb damit nach seinem Sohne; der aber gab Fersengeld und entkam. Am Tage drauf gieng der zweite Sohn hin; aber wie er seine Bitte vorbrachte, giengs ihm grade so wie seinem Bruder. Da fragte der Jüngste „nun liebe Brüder, habt ihr denn erreicht was ihr wolltet, oder was hat der Vater gesagt?" Da antworteten sie ihm „liebes Brüderchen, wir haben die Erlaubnis nicht bekommen und der Vater hat nichts zugegeben." „„Nun dann probier' ichs"" sagte der Jüngste „„und gehe zum Vater hin."" Das that er denn auch; aber hatten ihn die beiden andern schon geärgert, so wurde er jetzt bei der Bitte des Jüngsten noch viel wüthender: er faßte sein Meßer und schleudert' es ihm so heftig nach, daß es in der Stubenthüre stecken blieb und des Knaben Kleidersaum festnagelte. Der aber zog es ruhig wieder heraus und gieng damit wieder zum Vater zurück. „Wenn es meinem Herrn Vater so beliebt" sagt er, „so will ich das Opfer für sie sein." Wie der Vater sah daß er so kühn war, dacht' er als kluger Mann bei sich: vielleicht wird einmal ein tüchtiger Held aus ihm. Aber demungeachtet sagt' er zu seinem Sohne „Ihr wißt nicht, was mir profezeit ist; wenn ich eure drei Schwestern herauslaße, so sollen sie mir alle geraubt werden — darum

bin ich so ängstlich." Da antwortete ihm sein jüngster Sohn „Lieber Vater, jetzt wißen sie aber gar nichts von der Welt, weder was gut noch was böse ist; sie sind ja ärger eingeschloßen wie im Gefängnis, darum bitt' ich laß sie doch wenigstens ein kleines Weilchen mit uns ins Freie." Das erlaubte er denn nach langem Drängen und Bitten, aber nur auf zwei Stunden, und sagte dazu „wenn deine Schwestern geraubt werden, so mußt du dann auch sterben." Da dankte er seinem Vater für die Erlaubnis, gieng voll Freude zu seinen Brüdern und erzählte ihnen, der Vater hätt' es nun endlich erlaubt. Also giengen sie gleich Nachmittags in den verschloßnen Saal wo ihre Schwestern waren, jeder nahm eine am Arm und so giengen sie ins Rosengärtchen spazieren.

Aber wie sie die Thür aufmachten, wurde die Aelteste vom Sonnenelfen entführt, die Zweite vom Monde, die Jüngste aber vom Winde. Die Brüder erschraken natürlich sehr über das große Unglück, besonders aber der Jüngste, weil er doch gelobt hatte, sie dem Vater unversehrt wiederzubringen. So muste er ihm denn die ganze Geschichte erzählen; so wie der Vater aber den Raub seiner Töchter erfuhr, ließ er ihn auf der Stelle in die Klagestube sperren, rief seine Räthe zusammen und legte ihnen die Frage vor: was für eine Strafe sein Sohn für jene That verdiente. Die Räthe stimmten theils für Erhängen theils für Erschießen. Aber ein alter Fürst im Staatsrathe sagte, nachdem er diese Vorschläge mit angehört hatte, mit Nachdruck „Ehrenwerthe Herren! darum hat der Jüngling den Tod noch nicht verdient; denn wenn ers bestimmt vorausgewust hätte daß seine Schwestern würden geraubt werden, so hätte er sie nicht spazieren geführt, aber da ihre Entführung voraus prosezeit worden ist, so kanns sein, sie sind jetzt an einem beßern Orte wie hier. Darum stimme

ich dafür, daß der König seinen Sohn nur aus dem Lande verbannt und ihm verbietet jemals wiederzukommen." Diesem Vorschlage stimmten die Andern bei, sie unterschrieben das Urtheil und schickten es dem Könige zu. Wie ders gelesen hatte, unterzeichnete ers auch damit es sogleich ausgeführt würde: der Jüngste wurde also nur des Landes verwiesen. Das that der Königin freilich sehr leid, aber was sie thun konnte war weiter nichts als das. Sie überlegte sich daß er in der Fremde leicht in Noth kommen könnte; darum ließ sie ihm durch einen Diener eine goldne Uhr zum Andenken bringen und schickte ihm noch eine gute Summe Geldes nach; dabei ließ sie ihm sagen: wenn er einmal in Noth wäre und sich nach seiner Mutter sehnte, so sollte er nur die Uhr aufmachen, die würde ihn immer trösten.

Aber nun war für den Königssohn seines Bleibens nicht mehr; er floh über Berg und Thal, und wenn er einmal an seine Schuld dachte, so wuste er nicht wo er vor Kummer bleiben sollte. Auf seiner Reise fand er nun einmal an der Seite eines Berges eine Höhle, die gieng furchtbar tief hinein und er konnte ihr Ende gar nicht absehn. Da dachte er „ob ich so traurig lebe oder hier gradezu sterbe, das ist doch einerlei; ich will nur in die Höhle hineingehn, bis ich ans Ende komme." So gieng er wohl zwölf Tage lang, da sah er endlich von Weitem ein Licht und dachte: nun würde er wohl ans Ende der Höhle kommen. Wie er aber näher kam, sah er da ein Haus in den Felsen gehauen; da kroch er zum Fenster hinein und sah zwölf Kerzen aufgesteckt, neben denen kniete eine alte graubärtige Frau, die hatte Ein Auge auf der Stirne. An die gieng er heran und nannte sie Mütterchen. Da antwortete die Alte „willkommen, Königssohn! nun sitz' ich schon vierzehn Tage hier und wetze meine Zähne für dich, nun freß' ich dich." Da sagte der Königssohn „liebes altes Mütterchen,

was hätteſt du denn an mir zu eßen? ich habe ja nicht mal ſoviel Fleiſch wie eine Fledermaus." Da antwortete die Alte „danke, liebes Kind! ſei froh daß du ſo geantwortet haſt; denn ich habe zwölf Söhne die mit fremdem Gut handeln, denen hätte ich dich zum Abendeßen zurecht gemacht — aber jetzt fürchte dich nicht." Während dem gab ihm die alte Frau ein gutes Abendbrot, dann giengen ſie ſchlafen.

Wie ſie ſchliefen, kamen die zwölf Räuber und weckten ihre Mutter. Aber der Kleinſte blieb in der Thür ſtehn und rief „liebe Mutter! wie riechts denn hier in der Stube nach rohem Fleiſch? das hättſt du doch lange braten müſſen!" „„Ach,"" ſagte ſeine alte Mutter, „„er antwortete ſo gut auf das was ich ſagte, da dauerte er mich weil er ſo unglücklich war; ich denke ihr laßt ihn wol auch leben."" Hierauf ſetzte ſie den zwölf Räubern ihr Abendbrot vor, und den Königsſohn wollten ſie auch dazu wecken, aber er war ſo ſchrecklich ſchläfrig daß ſie ihn nicht wachkriegten. Nach dem Abendeßen aber trugen ſie der Alten auf, ſie ſollte ihn mit guter Art aus dem Hauſe ſchaffen, ſonſt würden ſie ihn umbringen. Wie der Königsſohn nun aufwachte, frühſtückte er und wollte ſich auf den Weg machen; aber die Alte rief ihm nach, er ſollte noch einen Augenblick warten, und ſagte „höre mein lieber Königsſohn! folge meinem Rathe. Vor ſieben Jahren war hier der Sohn von einem königlichen Gärtner, der ſah von Geſtalt und Angeſicht grade ſo aus wie du; er hieß Peter. Darum weißt du was? Geh in die Stadt, die du dort am Ende der Höhle ſehen kannſt, geh dort gradeswegs zu des Königs Gärtner, und ſag du wärſt ſein Sohn. Jetzt aber geb' ich dir ein Todespferd und ein Windlicht; ſetz dich auf das Pferd und geh mit Gottes Hülfe, denn zu Fuße würdeſt du nicht ſo weit kommen. Wenn du an

die Mündung der Höhle kommſt, ſo hänge die Laterne dem Pferde an den Hals und wende dich nicht links ſondern rechts."

So geſchahs denn auch: er ſetzte ſich zu Pferde, nahm das Licht in die Hand, und wie der Wind war er draußen vor der Höhle. Da hängte er dem Pferde die Laterne über den Hals und ließ es zurückgehn, er ſelber aber ſetzte ſeinen Weg zu Fuße fort. Aber die Straße war ſehr ſandig. Sand vor ihm und Sand hinter ihm; bei der drückenden Sonnenhitze kam er immer mehr in Schweiß, und da er ſeinen Durſt nicht länger bewältigen konnte, fiel er auf die Erde. Da hob er ſeine Augen zum Himmel auf, daß er da auf freiem Felde ſo kläglich verſchmachten müſte, und nahm in Gedanken ſchon von allen ſeinen Verwandten Abſchied. Da fiel ihm auf einmal das Abſchiedsgeſchenk ſeiner Mutter ein; er zog die goldne Uhr aus der Taſche, zog ſie auf und wollte ſich nun doch wenigſtens ſeine Todesſtunde anſehn. Aber wie er die Uhr aufmacht, da ſpringt ein Zwerg heraus vor ihn hin und ſagt „durchlauchtigſter Königsſohn, was befiehlſt du?" Da erſchrak er zuerſt ordentlich und antwortete „vor der Hand befehl' ich nichts." Damit machte er die Uhr zu, und der Zwerg verſchwand. Aber gleich darauf dachte er: es iſt doch wol gut die Uhr noch einmal aufzumachen; er machte ſie alſo auf, da ſprang der Zwerg wieder heraus und fragte „was befiehlt mein Königsſohn?" Dießmal antwortete er „Weiter nichts als eine ordentliche Portion

Eßen und Trinken auf einem Tiſche mit goldnen Füßen.“ Kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo ſtund auch ſchon alles vor ihm. Nun trank und aß ſich der Königsſohn gehörig ſatt, machte ſeine Uhr zu und gieng fürbaß, bis er endlich in die Stadt kam. Er fragte wo der König wohnte, da zeigten ſies ihm gleich, auch wo der Gärtner wohnte. Wie er zu dem eintrat, wurde er mit großer Freude bewillkommt. „Willkommen, mein Sohn! willkommen, Peter! ich dachte ja, du lebteſt gar nicht mehr“ rief ihm der alte Gärtner entgegen und führte ihn jubelnd in die Stube; da muſte er nun allerlei Fragen aushalten, aber er antwortete auf Alles ganz geſchickt. Dann ſagte er „Mein Herr Vater, bitte gebt mir ein beſondres Zimmer, wie ichs für meine Kunſt brauche,“ da bekam er auch eins. Wie es nun Zeit zum Schlafengehn war, legte er ſich hin; aber ungefähr um Mitternacht macht' er ſeine Uhr auf, da ſprang der Zwergdiener heraus und fragte „was befiehlt mein durchlauchtigſter Königsſohn?“ „„Du ſollſt mir eine ſchöne Blume machen, ſo ſchön, daß ſie ihres Gleichen auf der Welt nicht hat, und ſie hier auf den Tiſch ſtellen.““

Wie es nun dämmerte, wollte der Alte ſeinen Sohn Peter gern ſehn und ſah zum Fenſter hinein: da blendete ihn aber die große Helle drin ſo, daß er dachte es wäre Feuer. Er ſchrie alſo hinein „Peter, Peter, komm heraus!“ Aber der antwortete „fürchte dich nicht, mir fehlt gar nichts.“ Da machte er die Thür auf, und nun ſah der alte Gärtner die künſtliche Blume wie er noch ſein Lebtag keine geſehn hatte, und ſagte zu ſeinem Sohne „ja die iſt wahrlich ſchön; du kannſt dein Handwerk aus dem Grunde und biſt nicht umſonſt ſieben Jahre gewandert.“ Peter aber ſagte „lieber Vater, bitte gib die Blume nun der älteſten Königstochter.“ Das that er auch, und die Königstochter freute ſich ungemein, und fragte wo die Blume her wäre. „Die hat mein eigner Sohn

Peter gemacht" sagte der Alte. Wie die Königstochter aber die Blume recht genau ansah, da bemerkte sie daß ganz künstlich drauf geschrieben stand, „wer die Blume haben will, der muß ein ganzes Land dafür geben." Da wollte sie nun gar zu gern wißen warum er sie grade ihr geschenkt hätte, während ein andrer sie doch so theuer bezahlen sollte; aber sie that die Frage noch nicht laut.

Tags drauf machte Peter wieder eine so schöne Blume, die war noch viel reizender als die erste, und auf den Blättern stand, sie kostete zwei Länder; die schenkte er der zweiten Königstochter. Am dritten Tage verfertigte er die allerlieblichste, die war vier Königreiche werth, und die schenkte er der dritten Königstochter. Nun geschah es einmal, daß der König einen Ball gab, wozu auch fremde Fürsten mit eingeladen wurden. Da zeigte die Aelteste ihre Blume, und dachte, sie hätte allein so eine; aber wie die beiden Schwestern nun auch die ihren zeigten, da staunten sie alle über die Schönheit der Blumen, und machten aus, sie wollten sie zum Kopfschmucke nehmen, da würden sich die Leute auf dem Balle mal wundern. Das thaten sie denn auch, und da wurde der Kerzenschein vom Glanze der Blumen so überstrahlt, daß man von jenen fast gar nichts merkte. Die Gäste dachten, der ganze Saal stünde in Feuer, und staunten sie an, manche erschraken sogar. Wie das Fest zu Ende war, gieng jeder heim.

Einige Zeit nachher bekamen die Mädchen Lust zu heirathen; ihr Vater machte darum bekannt, jedermänniglich dürfte zur Wahl bei Hofe erscheinen. Wie nun die Freier da waren, wählten sich die beiden Aelteren gleich ihre Lebensgefährten, aber die Jüngste fand keinen für sich. Da ließ sie alle Hofleute zusammen kommen, aber wie sie sich aufgestellt hatten, sagte die Zofe heimlich zu ihrer Herrin „durchlauchtigste Princessin, die Versammlung

iſt noch nicht richtig: Peter arbeitet noch im Garten.“ Da ſchickten ſie alſo gleich nach Petern, und gleich darauf trat er in den Saal; ſo wie ihn aber die Königstochter ſah, wählte ſie ihn auch. Da wurden ſie miteinander getraut und hielten eine große Hochzeit.

Nach dieſer Zeit geſchah es, daß ein Miniſter wegen der Königstochter einen gewaltigen Haß auf Petern faßte, weil er ſie lieber gehabt hätte als Peter. Darum ſann er fortwährend darüber nach, wie er ihn aus der Welt ſchaffen könnte. Nun lag unter anderm vor dem Königsſchloße ein gewaltiger Felſen. Da dachte ſich der Miniſter nun aus und erzählt' es überall: Peter hätte ſeine Gemahlin im Garten wegen etwas heftig ausgeſcholten; da hätte ſie geſagt „ich weiß gar nicht was ich eigentlich ſo beſonderes an dir habe, etwa deine Zauberkunſt?“ Da hätte er geantwortet „o wenns drauf ankäme, ſo könnt' ich dich mit ſammt dem großen Felſen vor deines Vaters Schloße in Einer Nacht verſetzen, und den Platz umpflügen, mit Waizen beſäen und ernten und frühmorgens mit deinem Vater einen Kuchen davon eßen.“ Wie das der König hörte rief er Petern zu ſich und ſagte zu ihm „was haſt du geſtern gethan und was haſt du da geſagt? Wenn du das nicht wirklich ausführſt, ſo iſts um dein Leben geſchehen.“ Weil nun Peter von der ganzen Geſchichte nichts wuſte, ſo ſchwieg er ein Weilchen, dann fragte er den König „was kann das nur ſein?“ Aber der König antwortete in vollem Zorne „du weißt recht gut was du geſtern mit deiner Frau gethan und geſprochen haſt,“ und da erzählte er ihm was er vom Miniſter gehört hatte. Da gieng Peter ſehr bekümmert einher, und zerbrach ſich den Kopf, wer wol der Schurke geweſen ſein könnte der ihn ſo angeſchwärzt hatte. Indeſſen machte er ſeine Uhr auf und fragte ſeinen Diener: ob er wol im Stande wäre das alles zu

vollbringen. Der antwortete ihm „o warum denn nicht?“ Da ſtellt' er ſich aber doch noch traurig, und wie ihn ſeine Gemahlin fragte, was ihm denn fehlte: ſo erzählte er ihr den Auftritt mit dem Könige, und ſie konnte ſich auch nicht genug darüber wundern. Indes in der Nacht vollbrachte ſein Diener alles was verlangt worden war und ſagte Petern außerdem „wer dir das zuwege gebracht hat, der wird dreimal das Fieber kriegen, und daran wirſt du den ſchlechten Menſchen erkennen können; denn wer andern eine Grube gräbt, fällt ſelbſt hinein.“

Wie nun die Dämmerung anbrach, da ſah jeder daß das Verlangte wirklich ausgeführt worden war. Man meldete es dem Könige, der ſagte aber es wäre unmöglich, bis er ſelber kam; da wunderte er ſich gewaltig, und Peter erlangte ſeine Achtung im doppelten Maße wieder. Da wurde der Miniſter ganz giftig und dachte ſich eine noch viel ärgere Lüge aus, was Peter Tags vorher mit ſeiner Frau ſollte verhandelt haben, und hinterbrachte es dem Könige wieder ſo hämiſch: die Königin hätte da geſagt „ich weiß nicht das mußt du doch mit Teufels Hülfe zuwege bringen.“ Peter aber hätte geantwortet „o ich könnte dich mit ſammt dem großen Felſen wieder vor das königliche Schloß hinzaubern, und oben drauf einen Palaſt auf einem Strohhalme, und von dem Palaſte bis zur königlichen Wohnung wollt' ich eine goldne Brücke bauen.“ Da rief der König Petern und befahl ihm im hellen Zorne „wenn du das nicht alſobald ausführſt, ſo biſt du ein Kind des Todes.“ Da erſchrak Peter ſehr und gieng ganz traurig heim. Seine Frau fragte ihn was ihm fehlte; da ſagte er „was hilfts denn wenn ich dirs auch ſage; du kannſt mir doch nicht helfen.“ Da gieng er beiſeit, machte ſeine Uhr wieder auf und fragte den Diener „kannſt du das wol ausführen?“ Der aber ſagte „o warum denn nicht? ſei nur nicht bange darum, lieber

Herr. Wer dir das aber aufgeladen hat, den soll das Fieber zwei Monate lang plagen."

Am andern Tage wie die Zeit da war, meldete man dem Könige, der Befehl wäre ausgeführt; aber er mocht' es nicht glauben und gab den Bedienten der die Nachricht brachte im Aerger eine tüchtige Ohrfeige. Nun kam ein andrer und meldete es ihm, aber auch dem wollt' ers noch nicht glauben, sondern gieng selber die Sache zu besehn. Da sah er denn freilich daß es doch wahr war, und konnte die Rarität nicht genug anstaunen. Peter aber lag samt seiner Gemahlin oben in dem Strohhalmpalaste; wie sie aufwachten, sahen sie sich um: da sahen sie das ganze Land um sich herum und konnten sich nicht genug wundern. Da giengen sie Arm in Arm zu dem alten Könige der grade die goldne Brücke bewunderte und beim Hinaufgehn ins Schloß nicht aufhören konnte die Treppen anzustaunen und die erstaunliche Kunst daran; so blieb er denn gleich zum Mittageßen da, und nach dem Eßen gieng er mit Peter zusammen auf die Jagd.

Indeß war der Minister vom Fieber wieder genesen, und da er in Erfahrung gebracht hatte, daß Peter grade nicht daheim war, so gieng er zu dessen Gemahlin und sagte zu ihr „Erhabenste Königin, Euer hergelaufener König von Nirgendland verdient nicht die Krone sondern den Galgen; bedenkt doch nur daß Ihr nur Strohkönige seid, und in der Stadt nennt man Euch auch schon gar nicht anders, weil Euer Schloß eben nur auf Stroh steht und dein Herr alles mit Hülfe des Teufels ausführt. Darum, erhabenste Königin, folgt meinem Rathe und sagt ihm: du kannst gar nichts für dich selber, alles was du kannst kannst du nur mit Teufels Hülfe." Kaum hatte er ausgeredet, da kam Peter heim, und der Minister versteckte sich hinter die Thür. So wie jener in die Stube trat, sprang ihm seine Frau entgegen.

„So, du Verfluchter, jetzt kenn' ich deine Teufelskünste, oder du bist am Ende gar der Teufel selber — sie nennen dich ja jetzt schon nicht anders als den Strohkönig." Da machte Peter die Uhr auf und rief seinen Diener zum Zeugen auf: „nun sag einmal meiner Frau, ob deine Kunst Teufelskunst ist!" „„Nein"" sagte der Dienerzwerg. „„alles geschieht nur durch Gottes Hülfe."" Da hängte er die Uhr in den Winkel, der Minister aber bemerkte es recht gut, und dachte von nun ab nur daran wie er sie an sich bringen könnte; darum blieb er die ganze Nacht hinter der Thüre und wartete bis sie eingeschlafen wären. So wie er sie schnarchen hörte, gieng er leise dorthin und nahm die Uhr von der Wand. Dann gieng er hinaus vor das Schloß und machte die Uhr auf; da sprang der Diener heraus und fragte „was befiehlst du, abscheulicher Verräther meines Herrn?" „„Nichts weiter"" sagte er da, „„als daß du jetzt den Palast mitsamt der goldnen Brücke nimmst und wegschaffst als wär' er nie dagewesen, daß Gott im Himmel selber seine Stätte nicht mehr kennt; den König hier der jetzt drin schläft läßt du hier auf dem Felsen liegen, die Königin aber trägst du mit mir zusammen fort.""

Wie nun Peter andern Tags aufwachte, da sah er sich auf dem nackten Felsen liegen; Gemahlin, Palast, Uhr — alles war weg zu seinem großen Schmerze. Da stand auch der alte König auf, und wie er keine goldne Brücke und keinen Palast mehr sah, schickte er Bediente auf einer Leiter hinauf, sie sollten sehen wen sie oben auf dem Felsen träfen und ihn mit herunter bringen. Aber die fanden nur unsern Herrn Peter und brachten ihn mit herunter, aber vor Traurigkeit konnt' er kaum ein Wort sprechen. Da sagte sein Schwiegervater zu ihm „sei nicht so traurig, lieber Peter; ich verschaffe dir wieder eine Frau, sei nur nicht so schrecklich traurig." Aber Peter antwortete „die brauch' ich nicht; wenn sie einmal

fort sind, so bleib' ich doch so lange traurig, bis ich sie wieder finde."

Da konnte ihn der König nicht länger halten; er gab ihm Reisezehrung auf den Weg, vier Rüstwagen voll Geld und ein zahlreiches Gefolge Bewaffneter. Wie er schon ein gutes Stück von der Stadt weg war, fand er eine Kapelle im freien Felde stehn; da spannte er gleich die Ochsen von drei Wägen ab und opferte sie nach altem Brauch; das Geld vom vierten Wagen aber theilte er unter seine Soldaten; dann ging er allein seines Weges weiter. Nach einer ganzen Weile kam er zur Sonnenmutter, und da sah er auch schon von weitem seine geraubte älteste Schwester. Er erkannte sie nicht wieder, aber sie erkannte ihn, kam ihm entgegen, küste ihn und fragte „wo kommst du her, lieber Bruder?" „„Ach"" sagte er, „„mich hat mein Elend hergeführt."" Da sah es die Sonnenmutter von weitem und drohte seiner Schwester, daß sie sich mit einem fremden Manne zu thun machte. Aber sie sagte „dann hätte ja Euer Sohn mich nie zu sehn gekriegt, wenn mein jüngster Bruder hier nicht wäre; denn der hats zuwege gebracht daß wir spazieren gehn durften, und dabei hat mich Euer Sohn geraubt: ach der Arme daß er nun in der Irre gehn muß." Da sagte ihre Schwiegermutter „nun so gieb ihm zu eßen und zu trinken; er kann ja warten bis sein Schwager heimkommt."

Wie es Abend wurde kam auch der Sonnenelfe heim und erkannte seinen Schwager schon von weitem. „Warum bemühst du dich denn so weit herum, Schwager?" fragte er ihn. Peter aber antwortete „Lieber Herr Schwager; ich weiß daß du genug in der Welt herumkommst — hast du vielleicht irgendwo mein Schloß und meine goldne Brücke gesehn? Darum reise ich in der Welt herum." Da sagte der Sonnensohn „Gesehen habe ich sie

wol wie ſie zum Vorſchein kamen und mich gewaltig gewundert daß ſie ſo ſchön waren; aber davon weiß ich nichts wo ſie nun hingekommen ſind. Weißt du was, Schwager? ich begleite dich bis in die Mondwelt, wo deine zweite Schweſter wohnt: da wirſt du wol mehr drüber erfahren, es iſt jetzt grade Nacht." Sie giengen alſo zuſammen dahin, und ſeine Schweſter erkannte ihn auch gleich von weitem, lief ihm entgegen, umarmte ihn und fragte „was führt dich denn ſo weit her?" Das ſah aber die Mondmutter, da fieng ſie an, ihre Schwiegertochter zu ſchelten, daß ſie ſich nicht an ihrem Manne genügen ließe und nun gleich einem Fremden entgegenliefe. Aber die junge Frau ſagte „Das iſt ja mein lieber Bruder! Der leidet um uns, denn wenn der nicht wäre, da hätte mich Euer Sohn nie zu ſehn gekriegt." Da nahm ihn auch die Mondmutter freundlich auf, und bat ihn, er ſollte doch warten bis ihr Sohn heimkäme. Eine Weile nachher gegen Morgen kam er auch und fragte gleich, warum denn der Herr Schwager ſo in der Welt umherirrte; der antwortete ihm denn, daß er ſein Schloß mit der goldnen Brücke ſuchte und gar nicht wieder finden könnte. „Da mußt du zur Windmutter gehn, Schwager" ſagte der Mond; vielleicht kann die dir mehr drüber ſagen."

Wie er dahin kam, ſah ihn ſeine jüngſte Schweſter gleich von weitem, lief ihm entgegen und bedauerte ihn wegen der mühevollen Reiſe. Das ſah aber die Windmutter und fieng an zu ſchimpfen „was wirfſt du dich denn da fremden Menſchen an den Hals? haſt du denn mit meinem Sohne nicht genug?" Aber ſie antwortete „Das iſt ja mein lieber Bruder; dem hats Euer Sohn ganz allein zu verdanken daß er mich gekriegt hat; denn wenn der nicht wäre, hätt' er mich nie zu ſehen gekriegt." Da ſah ihn auch die Windmutter freundlich an und wollt' ihm alles zu Gefallen thun, ſagt' ihm auch er ſollte warten bis ihr Sohn heim

käme. Eine kleine Weile nachher kam der Wind auch, erkannte ſeinen Schwager, und fragte ihn, was ihn zu der beſchwerlichen Reiſe bewogen hätte. Da erzählte Peter traurig alle ſeine Erlebniſſe, beſonders von ſeinem ſchönen Schloße. „Lieber guter Schwager“ ſagt' er, „auf dir ſteht jezt meine Hoffnung: weiſe mich dahin wo ich meine Sachen wiederfinden kann. Denn du kommſt ja nicht bloß von außen an die Wohnungen der Menſchen, ſondern dringſt auch in die innerſten Verſtecke.“ Da ſagte ſein Schwager Wind „von Herzen gerne wollt' ich dir helfen, aber ich habe dein Schloß wirklich nicht wieder geſehn von der Zeit an wo es dir genommen wurde.“ Wie er das ſagte, wurde Peter beinahe ohnmächtig, und weil das den Wind ſo betrübte, ſo rief der alle ſeine Leute zuſammen und befahl ihnen, ſie ſollten ſich in der ganzen Welt genau umſehen wo ſie wol das Strohſchloß entdecken könnten mit der goldnen Brücke: unterdeſſen ließ er das Abendeßen zurichten. Währenddem machten ſich die Winde auf die Sohlen, durchſtöberten alle Burgen und Schlößer und warfen ſie über den Haufen, aber wie ſie endlich wiederkamen, hatte doch keiner von allen etwas davon gefunden oder auch nur gehört. Sie ſezten ſich alſo zum Abendbrot, aber Peter mochte vor Betrübnis gar nichts eßen, und dachte er müſte ſterben. Da ſagte Schwager Wind, um ihn zu tröſten „Höre liebes Schwägerchen! Wir haben hier ſchon ſeit ſieben Jahren ein Windpferd für dich aufgezogen; wenn du auch auf *dem* das deine nicht findeſt, ſo weiß ich nicht wie du überhaupt wieder dazu kommen willſt.“ Da rief der Wind ſeinen jüngſten Sohn, er ſollte einmal zum Herrn aller Himmel gehn und Sankt Petern fragen: ob er nichts von dem ſchönen Strohſchloße wüſte. Der machte ſich augenblicklich auf den Weg, und wie der Wind bracht' er ihm die Antwort zurück: auch der Herr aller Himmel wüſte nicht das Geringſte da-

von; aber weil Peter ihm die Ochsen geopfert hätte, so schickte er ihm hiermit eine goldne Gerte, damit brauchte er den Erdboden oder auch Felsen nur zu schlagen, dann öffnete sich alles vor ihm.

Als nun Peter am andern Morgen aufwachte, so nahm er traurig von Schwester und Schwager Abschied, setzte sich auf sein Windroß, nahm die goldne Gerte, und schnell wie der Gedanke war er mitten im Weltmeere auf der siebenundsiebenzigsten Insel; die war so steil und hoch, daß man mit dem Auge gar nicht bis hinauf reichte, und an der Seite hiengen die Demanten in Ketten herum. Da schlug er mit der goldnen Gerte vor den furchtbaren Felsen, da sprang er gleich vor ihm auseinander. Er nahm nun seinen Weg mitten durch, und ein Paar Augenblicke später war er im Mäuselande, das gehörte zur dritten Welt: da waren alle Burgmauern und Basteien aus Speck und Schinken, auf denen stunden überall Mäuse als Schildwachen. Er fragte sie, was sie da thäten und wem das Schloß gehörte; da antwortete ihm der wachthabende Maus: es wäre die Residenz ihrer Königin. Peter besann sich schnell und gieng gradeswegs zur Königin; wie er die Klingelschnur zog, die aus Bratwürsten geflochten war, und aufmachen wollte: so blieb sie ihm gleich in der Hand. Er pochte also nur an der Thüre herum, da hörte es die Königin und schickte einen Minister; der sah nach und meldete, es wäre ein furchtbar großer Mensch draußen, der möchte gern die Königin sprechen. Da befahl sie ihn hereinzulaßen, Peter erschien also und verneigte sich tief vor der Mäusekönigin, die ihn sehr freundlich aufnahm. „Erhabenste Königin" sagte Peter, „wenn du mir mein Schloß wieder verschaffst, so bringe ich dir dafür Getraide auf fünf Jahre. Die Königin gab ihm darauf zur Antwort „mein Freund, ich höre diesen Augenblick zum ersten Male von deinem Schloße, aber warte mal ein wenig, bis ich mein Volk

zuſammengerufen habe.“ Wie die Mäuſe alle verſammen waren, gab ſie Befehl: wer von dem Schloße irgend etwas wüſte, der ſollte hohen Rang und Gehalt bekommen. Aber Alles rief „ich hab' es nie geſehn und weiß auch nichts davon.“ Da konnte denn Peter auch nicht länger bleiben und zog ſeines Weges weiter.

Aber kurze Zeit nachher meldete ſich ein alter kahler Maus, er wüſte etwas von dem Schloße daß es an einem ſehr verſteckten gefährlichen Orte wäre; er ſelber wäre nur mit Lebensgefahr dort entkommen. Gleich wurde er von der Königin Petern nachgeſchickt: er ſollte nur mit dem alten Soldaten gehn, der wüſte wo

das Schloß wäre. Der Maus sah die Königin an und sagte „Erhabenste Königin, da geh' ich unmöglich wieder hin"; aber die Königin wurde zornig und rief „auf der Stelle führst du diesen guten Mann hin oder du wirst totgeschoßen." Alsobald gieng Peter mit dem alten Maus und fragte ihn unterwegs aus über sein Schloß und die Uhr und seine Gemahlin. Da sagte der Maus „das Schloß ist auf einen Strohhalm gebaut, drin wohnen ein Mann und eine Frau, die Uhr trägt der Mann fortwährend an einer Schnur um den Hals; du kannst unmöglich mit mir hinein, ich werde für mich schon Mühe genug haben." Da sagte Peter „ich will auch gar nicht selber hinein, wenn ich nur meine Uhr wiederkriegen könnte." „„O"" meinte der Maus, „„da sei ohne Sorgen, die goldne Uhr will ich dir schon schaffen."" Wie er nun um Mitternacht hineingekrochen war, fand er sie beide schlafend. Er nagte also die Kette am Halse durch und schleifte die Uhr heraus. Wie er sie unterwegs picken hörte, sagte er leise „pst lärme nicht so, ich bringe dich ja zu deinem alten Herrn!" alsbald übergab er sie Petern. Der küste die Uhr zuerst vor Freude, dann macht' er sie auf; da sprang der Zwerg wieder heraus und fragte „was befiehlst du, mein alter guter Herr?" „„Vor allem will ich"" sagte Peter, daß du diesen Mäusen Getreidevorrath auf fünf Jahre schaffst; dann aber nimm den Minister, der so lange mit meiner Frau gelebt hat, und lege ihn so auf den Felsen, daß er wenn er sich umwendet gleich herunterfällt und den Hals bricht, das Schloß aber schaffst du mitsamt meiner Frau wieder auf die alte Stelle.""

Das alles führte der treue Diener pünktlich aus, und wie sie aufwachte, sah sich der schurkische Minister auf einem schauerlich hohen Felsen oben allein; indem er aber aufwachte, drehte er sich vor Schreck um und fiel von oben herunter, so daß er augen-

blicks ſeinen Geiſt aufgab. Wie nun alles wieder an Ort und Stelle war, ſah der König morgensfrüh wieder zum Fenſter heraus was für Wetter es wäre; da ſah er auf einmal das Schloß und die goldne Brücke wieder beiſammen. Er zog ſich alſo an, gieng in das Schloß und fragte „wem gehört denn dieß Haus hier?“ Da ſagten ſie ihm wems gehörte. Dann rannte er voller Freuden an die Thüre und klingelte, und Peter machte ihm auf, und wie er ſah daß es ſein Schwiegervater der König war, kniete er vor ihm nieder und küſt' ihm beide Hände; ebenſo ſprang ſeine Frau aus dem Bette, und da freute ſie ſich, daß Gott ſie noch einmal im Leben zuſammengeführt hatte. Nun erzählten ſie ſich ihre Geſchichte, wo ſie geweſen waren und wie es ihnen gegangen war, und was der Miniſter für ein abſcheulicher Kerl geweſen war — jetzt aber war er wirklich mauſetot. Seine Gemahlin gelobte ihm auch, nun wollte ſie ſich von keinem wieder betrügen laßen, und Peter hatte das Reiſen auch ſatt gekriegt. Doch aber konnte er Gott nicht genug danken, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeine geraubte Schweſter hatte ſehen können. Am meiſten Sorge aber verwendete er nun auf ſeine Uhr, und erzählte jetzt den Andern ſeine ganze Geſchichte, aus welchem Lande und Volke er ſtammte und warum er verbannt wäre. Da wunderten ſich der König und deſſen Tochter ſehr: er aber gieng nie wieder ins Land ſeines Vaters, wo ſeine beiden Brüder waren, ſondern blieb bei ſeinem Schwiegervater, und da lebt er noch, wenn er nicht geſtorben iſt.

14. Die drei Flüchtlinge.

Es waren einmal drei Handwerksburschen, die hatten keinen Vater und keine Mutter; sie hießen Balzer, Lorenz und Johann. Wie sie schon lange im Lande umhergezogen waren, kamen sie endlich auch an die türkische Grenze in die Stadt Belgrad; so wie sie aber den Türken zu Gesichte kamen, wurden sie gleich festgenommen und dem Oberherrn überliefert. Da dienten sie nun Jahre lang als Sklaven, aber trotz der Sklaverei war es in ihrer Lage doch ganz gut auszuhalten. Aber ein Jahr später wurden sie wieder zu Markte gebracht, da kaufte sie ein andrer Herr für dreihundert Gulden; bei dem hatten sies auch gar nicht so schlecht, nur kriegten sie alle Wochen zweimal eine Tracht auf die Fußsohlen, damit sie nicht fortlaufen könnten. Kaum konnten sie das Ende des Jahres erwarten, daß man sie wieder zum Verkauf ausstellte, und dießmal kamen sie wieder für dreihundert Gulden in die Hand des Pascha Holofernus. Dieser hatte schon sieben Jahre vorher einmal die Tochter eines Königs im Morgenlande zur Sklavin gemacht, aber sie hatte in der ganzen Zeit nichts von ihm wißen wollen. Darum muste sie im scheußlichsten Kerker schmachten, und seine drei Sklaven schickte er zu bestimmten Zeiten mit großen Butten in die Weinberge, um Schlangen zu suchen; wenn sie nun die dicken ganz giftigen Schlangen sich nicht anzufaßen trauten, so packte sie der Pascha mit eigner Hand und warf sie in die Butten und schickte sie damit heim. Schon vorher hatte er zwei Särge machen laßen, den einen etwas größer wie den andern, und der kleinere war mit lauter großen Löchern versehen. In den Sarg steckte er nun die

Königstochter und ließ die Schlangen auf sie los, den andern Sarg aber nagelte er an den ersten fest an. Wenn die Schlangen sich nun an der armen Princessin genug geweidet hatten, dann schlüpften sie durch die Löcher in den andern Sarg und ruhten sich da aus. Vier Tage dauerte das, da hatten sie das Mädchen so rein aufgefreßen, daß auch nicht das kleinste Spürchen von ihr übrig war. Nun nahm er den Sarg aus dem Verließe heraus, aber die Schlangen waren auch verreckt, und nun that er sie in einen Keßel und wollte Gift daraus sieden. Wie sie zwei Tage gekocht hatten, da gaben sie zur Probe einem Hunde einen Löffel voll ins Maul, davon verendete er auf der Stelle. Wie die drei Gefangnen das wahrnahmen, sahen sie sich auf einmal gedankenvoll an. Johann aber sagte „hört Freunde, wollen wir denn immer so Sklaven bleiben? ich denke ich gieße lieber dem Pascha auch so einen Löffel voll ins Maul.“ Die andern warens zufrieden; und wie der Pascha einmal vom Kochen recht müde geworden war, weil ihm die Hitze doch schlecht bekam: so packten Johann und seine Freunde meinen Herrn Pascha und goßen ihm eine gute Dosis Schlangengift ins Maul, dergestalt daß er auf der Stelle maustot war. Danach als sie das gethan besannen sie sich ordentlich und nahmen dem Herrn Pascha seine drei goldhaarigen Rosse mit; aber wie sie an der Grenze nicht über eine Brücke mit ihnen kommen konnten, so banden sie die Pferde in einer versteckt liegenden Höhle an, sie selber aber krochen um Mitternacht unter fürchterlichem Donnern und Blitzen glücklich über die Brücke; und nun hatten sie nicht mehr weit bis zu einem hohen Berge, der hieß der Berg von Akaskán. Der Berg war so groß, daß wenn ein Mensch oben stund, so sah er von unten so klein aus wie das kleinste Vögelchen. Da machten sich die drei Flüchtlinge eine geflochtene Fischerbarke, damit sie deste leichter über die See weg-

kämen. Sie waren auch schon ein gutes Stück an dem Berge hinauf und stunden an der letzten Anhöhe.

Nun hatte sich aber Tags darauf nachdem die Gefangnen den Pascha getötet und sich aus dem Staube gemacht hatten, das Gerücht davon verbreitet; man schickte ihnen also Leute nach, und zwei davon, ein Türke und ein Christ, waren grade auf den Weg gerathen den unsre drei eingeschlagen hatten. Wie sie nun vor dem Berge stunden, da sah mein Mann mit dem Turban oben drei Wesen, und dachte auch ganz richtig daß es die drei Gesuchten wären, — aber sein Begleiter, der Christ, lachte ihn aus: es wären ja Adler, und so konnten die oben auf dem Berge ruhig herunterkommen und ihre Barke ins Meer laßen. Sieben Tage und sieben Nächte fuhren sie so, sobald sie aber wieder auf dem Trocknen waren, spürten sie endlich Hunger; da kamen sie in einen großen Wald, und in dem Walde auf eine Schaftrift, und auf der Trift giengen sie wieder so lange bis sie einen Stall fanden. In den traten sie ein, da trafen sie aber einen gewaltigen Riesen, der hatte nur Ein Auge auf der Stirne und fragte sie, was sie eigentlich suchten — da erzählten sie ihm denn auch ihren ganzen Umstand. Da gab ihnen der Riese ordentlich zu eßen, und wie es bald nachher Abend wurde, da trieb er die Schafe in den Stall, die Schafe waren aber alle so groß wie bei uns die Esel. Um den Stall zu verschließen, hatte der Riese nichts anderes als einen großen Stein, den hätten aber sechzehn gewöhnliche Menschen nicht von der Stelle gebracht.

Nachdem er die Schafe hereingelaßen, setzte er sich auch selber ans Feuer und plauderte mit ihnen; dabei befühlte er auch jeden ordentlich am Halse, wer wol der fetteste wäre. Das war aber der arme Balzer, wie er merkte; darum nahm er ein Meßer, schnitt ihm den Hals ab und gab ihn seinen Schafen zu freßen.

Da sahen sich die beiden Freunde bedenklich an; sie beriethen sich heimlich, und wie sie sahen daß der Riese neben dem Feuer auf dem Rücken lag und schlief, so nahm Johann einen Feuerbrand und stieß ihm den ins Auge, daß er nicht mehr sehen konnte.

Wie es nun Morgen wurde und die Vögel zu zwitschern anfiengen, so nahm der Riese die Steinthüre vor dem Stalle weg, und ließ seine Schafe heraus, aber so schlau, daß er seine Beine voneinander spreizte und jedes zwischen denen durchgehn ließ. Nun war aber Johann von Hauf' aus ein Schuster und hatte also auch Kneif und Ahle bei sich; er unterrichtete also Lorenzen wie ers machen müste und gab ihm zugleich eine Ahle in die Hand: er sollte sich einem Schafe an den Schwanz hängen, und wenn er grade unter der Thüre wäre, es rasch mit der Ahle in

den Bauch ſtechen; dann würde es wie der Blitz mit ihm durchrennen.

Ebenſo machte es Johann ſelber, und beide kamen alſo glücklich durch. Wie nun die Schafe alle heraus waren, machte unſer Rieſe die Thür wieder zu und fühlte nun überall herum. Wie er nun keinen fand, ſchrie er ſo furchtbar, daß die Beiden draußen am Strande davon der Länge lang hinfielen. Auch kamen auf ſein Gebrüll noch zwölf andre eben ſo geſtalte Rieſen gelaufen, und wie ſie ihn ſo elend ſahen, packten ſie ihn gleich und zerrißen ihn; dann liefen ſie alle zwölf ans Meer, aber die beiden Flüchtlinge waren ſchon zwölf Klaftern weit ins Meer hinein, ſo daß ſie ihre Rachelust nicht kühlen konnten; da fiengen ſie an ſo fürchterlich zu ſchreien und zu brüllen, daß das Meer ſich hoch auftürmte und die beiden Unglücklichen beinahe in ſeinen Wellen begrub. Aber Gott errettete ſie noch gnädig, und ſie fuhren weiter, bis ſie an einen Wald kamen. Da hängten ſie ihre Barke auf und giengen in dem Walde luſtwandeln.

Hier fanden ſie unter andern ſchönen Dingen eine lieblich ſprudelnde Quelle, und entdeckten daneben eine Menſchenſpur; der giengen ſie nach, bis ſie an eine Einſiedlerwohnung kamen; da giengen ſie hinein und fanden einen ganz alten Einſiedler drin, dem bezeugten ſie ihre Ehrfurcht und hörten, daß er St. Antonius hieße. Der nahm auch die Wandrer freundlich auf, und darüber froh, boten ſich beide an, ſie wollten hier bleiben und eben ſo ein heiliges Leben führen, und wiewol ſie kein Haus und keine Hütte hatten, nahm ſie doch der Einſiedler ganz gerne zu ſich. Tags drauf ſollten nun unſre beiden Herrn alles nachthun was der Eremit zu thun pflegte, das heißt alſo mit Tagesanbruch von dem Hauſe knielings den ganzen Weg bis an die Quelle rutſchen und da beten. Dann wuſchen ſie ſich dort und rutſchten,

auch so wieder zurück. Wie sie in die Stube traten, lagen da auf einem Tische drei Brötchen sammt andern Speisen was so dazu gehört, und jeder aß sein Theil.

Am folgenden Tage giengen sie, nachdem sie ihren Dienst vollbracht, in dem Walde lustwandeln; da fieng denn Lorenz zu seinem Kameraden an „höre Johann! ich dächte wir schlügen den alten Graukopf tot, am Ende hat er viel Geld vergraben!" „„Ei was sagst du!"" meinte aber Johann; „„sieh so ein Armer steht in Gottes Schutz; nein das könnte uns schlimm gehn."" „Na dann wollen wirs laßen!" sagte Lorenz drauf. Tags darauf wie sie von ihrem Dienste heim kamen, lagen bloß zwei Brötchen auf dem Tische. Da sagte der Einsiedler „unter Euch ist einer der mir nicht wol will, darum macht auf der Stelle daß ihr aus meiner Siedelei kommt, und der mir übelgesinnt ist soll den Tod sterben den er mir anthun wollte!"

Da machten sie sich also aus dem Staube und irrten wie die Zigeuner lange im Walde herum; bis sie tief in der Nacht von weitem ein Feuer sahen. Auf das giengen sie zu, da fanden sie aber vierundzwanzig Räuber drum sitzen. Die grüßten sie, die Räuber aber fragten wer sie wären. Da sagten sie „wir sind eben solche wie ihr. Da warf der Räuberhauptmann einen Dukaten in die Höhe, und Johann nahm ihn gleich auf; dann warf er noch einen vor Lorenzen hin, der nahm ihn nicht auf. Da wurde der Hauptmann wüthend, steckte ihn gleich wie ein Spanferkel an den Bratspieß und briet ihn am Feuer. So war Johann noch allein übrig. Den schickten sie nun als Posten auf eine Höhe, wo sie gewöhnlich aus den Dörfern ringsum mit Waizen und so etwas vorbeizogen in die Mühle. Bald kam auch ein armer Mann vorbei mit sechs Säcken auf dem Wagen, die nahm ihm Johann gleich und brachte sie in ihren Schlupfwinkel.

Ueber dieſe erſte That freuten ſich die andern Räuber ſehr; da gieng er, ſobald es ohne Aufſehn möglich war, wieder hin, ſetzte ſich auf den Bauerwagen und fuhr ins Dorf; von da führten ſie ihn in die nächſte Stadt vor den Richter, dem geſtand Johann ſein Verbrechen ein und bat, es möchten doch Abends um zehn Uhr recht viel Männer mit Gewehren und allerlei Geräth hinkommen und die Räuber gefangennehmen. Das befahl der Richter denn auch; Johann aber gab ihnen noch das Zeichen, ſie könnten ihn unter den Räubern daran erkennen, daß er ſeinen Hut die Quere hätte. Hierauf gieng er wieder zu den Räubern und ſetzte ſich ruhig mit ihnen hin zum Abendbrot. Bald nachher umzingelten die vom Richter Geſchickten die verrathenen Räuber und banden ſie einzeln; nur der Hauptmann war noch übrig und Johann, auf den er alles Vertrauen ſetzte. Aber er täuſchte ſich ganz gehörig, denn ſowie er ſich hinſetzte, ſtieß ihn der von hinten durch den Rücken und verwundete ihn tödlich, dann banden ſie ihn auch und ſetzten ihn auf den Wagen. Da bat er denn Johann nur um das Eine: er möchte ihn nicht eben den Tod ſterben laßen wie ſein Freund Lorenz hätte ſterben müßen. Wie ſie aber alle in die Hauptſtadt kamen, ſo wurde das ſchärfſte Urtheil über alle geſprochen, und der fette Räuberhauptmann wurde richtig am Feuer geröſtet, wie er es mit Johanns Freunde gemacht hatte. Johann aber wurde nun von Allen ſehr geehrt, daß er die Räuber in ihre Gewalt geliefert hatte. Auch der König gewann ihn ſehr lieb und machte ihn zum Hofmeiſter ſeiner Kinder. Und weil er von Haus aus gutgeartet und nicht häßlich war, auch ſchöne Kenntniſſe hatte, ſo gewann ihn bald der ganze Hof lieb; aber was noch mehr ſagen wollte, auch die Königstochter fand an dem anmuthigen Jünglinge Gefallen, und bat ihren Vater, er möchte ihr doch den Johann zum Manne geben.

Darüber freute ſich der König oder Kaiſer ſehr, gewährte ihre Bitte und ſagte Johann, wie ſehr ſeine Tochter ihn liebte; daß der beinahe närriſch wurde vor Freude. Ein Paar Tage nachher feierten ſie ihre Hochzeit, und nun hatte Johann alle Luſt verloren wieder heim zu reiſen, ſo daß er auch als König dort geſtorben iſt. Wers nicht glaubt, der mag hingehn und ſich von dem großen Rieſen die Geſchichte ſelber erzählen laßen.

---

15. Der mitleidige Kaufmann.

Es war einmal ein Kaufmann in der Welt, der hatte nur einen einzigen Sohn, mit Namen Karl; und er wohnte in der Stadt Amſterdam, wo auch der König ſeinen Sitz hatte. Wie der Sohn nun ſeine Schule ausgelernt hatte, fragte ihn der Vater, was er für ein Fach ergreifen wollte; der Sohn aber antwortete: weil ihm der Kaufmannsſtand ſo gut gefiele, ſo wollte er werden was ſein Vater wäre. Nun hatte ſein Vater zwölf Läden, davon gab er ihm einen, daß er ſich beßer ausbilden ſollte; und weil der Knabe ſchon vorher alles gut begriffen hatte, ſo lernte er jetzt auch die Handlung bald; und alsbald übergab ihm der Vater auch von den übrigen Läden ſoviel Karl nur wollte.

Einmal hatten die Waaren ſehr abgenommen, darum ſagte ſein Vater zu ihm „geh doch jetzt Waaren einkaufen; du kannſt nach der Türkei gehn und ſie dort holen," und ließ ihm zugleich zwölf Rüſtwagen mit Gold beladen, mit denen machte er ſich auf den Weg. Eine Weile konnte er noch zu Lande reiſen, dann muſte er ſich auf ein Schiff ſetzen, und von dieſer Seereiſe landete er eines Samſtags in einer großen Stadt. In der war es Sitte:

wer Samstags gekommen war, der durfte Sonntags noch nicht wieder fort. Das wuste Karl freilich nicht, aber der Gastwirt, bei dem er eingekehrt war, sagte ihm das alles, und dazu noch, daß hier an den Sonntagen Jedermann in sein Gotteshaus gienge um zu beten. Darum befahl Karl seinen Dienern, sie sollten alle am Sonntag früh um sechs in ihre Gotteshäuser gehn, er selber aber würde um acht Uhr gehn. Wie die Diener nun giengen und in den Tempel traten, da war an der Thüre ein Leichnam, den muste jeder anspeien und mit einem Prügel draufschlagen. Es stunden ein paar Wächter daneben, die sagten zu jedem „schlagen Sie hier drauf und spucken Sie drauf," da thaten sie es denn auch alle. Wie sie wieder nach Hause kamen aus der Kirche, da sagten sie zu ihrem Herrn „nein so etwas Schandbares haben wir noch nie gesehen wie sie es hier in der Stadt treiben, da muß man gar eine Leiche beschimpfen. Wer dran vorbeigeht und sie nicht anspeit, der wird gleich eingesteckt."

Da gieng auch Karl in das Gotteshaus, aber er spie den Leichnam nicht an und schlug auch nicht drauf. Der Wächter rief ihm nun zu: wenn er das nicht thäte, so würde er gleich eingesteckt. Aber Karl antwortete „ich thu's nicht eher als bis ich weiß warum man den toten Mann so schändet." Sowie sie das hörten, meldeten sies gleich dem Stadtrichter: da wäre ein Mann, der wollte die Leiche nicht eher bespeien wie die Andern, bis man ihm gesagt hätte warum das geschehen sollte. Da kamen die Rathsherren mit einem ganzen Haufen Schuldscheine und Bücher zu ihm und sagten „wenn du das durchaus wißen willst, so mußt du vorher sehr viel Geld bezahlen." „„O"" sagte da Karl „„darauf kommts mir nicht an, wenn ich auch mein ganzes Vermögen hingeben muß; aber diese schändliche Sitte mach' ich nicht mit, denn

ich habe noch niemandem im Leben etwas Böſes gethan und noch viel weniger will ichs im Tode.““ Da ſagte der Richter zu Karl „ſo bring dein Geld her, wir wollen ſehen obs genug iſt zur Bezahlung der Schulden.“

Da ſchrieb Karl ein Zettelchen und ſchickte es in das Wirtshaus: ſie ſollten auf der Stelle ſechs Saumlaſten Geld herbringen. So wie das Geld ankam, fieng der Richter an, es zu zählen, ſagte aber bald „höre das iſt noch zu wenig.“ Da befahl Karl die ſechs andern Saumlaſten herzubringen; und ſie brachten ſie auch. Da ſahen denn die Richter, daß es genug war und ſagten zu Karl „ſiehſt du wenn du nun wißen willſt warum dem Manne die Schande angethan wurde, ſo mußt du alle ſeine Schulden bezahlen. Der war als er noch lebte ein gewaltig reicher Mann und hochmüthig, und that Niemandem etwas Gutes, und wenn ihn auch ein Nothleidender anſprach, ſo half er ihm doch nicht ſondern lachte ihn aus. Da ſtrafte ihn aber Gott für all ſein Thun, und kam ſo ins Elend, daß er all ſein Gut verlor und dieſe vielen Schulden gemacht hat. Darum wurde ſein Leichnam nun ſo behandelt.“ Nachdem die Rathsherren ſo den Grund erzählt hatten, ließen ſie alle ſeine Schuldner zuſammenkommen: und in jedem Wagen ſaßen zwei Männer und laſen die genannten Zahlen, wieviel ſie bekämen. Da muſte er denn die zwölf Rüſtwagen mitſammt den Pferden hingeben, und befriedigte die Schuldner damit ſo vollſtändig, daß, wie er auch das Begräbnis bezahlt hatte, ſo blieb ihm grade noch ein halber Groſchen. Wie er damit heimgehen wollte, da trat ihm ein alter Bettler entgegen und rief „Ach Euer Gnaden, mir iſt er auch ſchuldig geweſen, einen halben Groſchen iſt er mir ſchuldig geweſen.“ Da gab er dem Bettler ſein letztes Geldſtück.

Danach entließ er alle ſeine Diener, er ſelber aber machte

sich auf dem Heimweg, und mit Müh' und Noth konnt' er sich so durchbetteln; indessen warteten seine Eltern und warteten, weil so große Noth an Waaren war. Wie er schon nahe an der Stadt war, so traf er zufällig mit seinem Vater zusammen, der da draußen spazieren gieng. Der Sohn erkannte seinen Vater auf der Stelle und rief ihm entgegen „lieber Vater, wie gehts dir?" Da sagte der „bist du denn mein Sohn Karl?" „„Ja freilich bin ich der!"" „Nun was machst du denn?" „„O mir gehts gar nicht gut; ich habe ein paar tüchtige Schiffbrüche erlebt; auf dem Meere haben mich die Seeräuber überfallen, und weil wir keine Waffen hatten, so konnten wir uns nicht verteidigen; unsre Schiffe wurden in Stücke zerschoßen, und ich rettete mich zum Glücke auf einem Brette; so kam ich an einen Theil der Insel, wo ich drei Tage warten muste bis ein andres Schiff kam und mich mitnahm.""

Alle diese ausgedachten Lügen brachte Karl vor, sein Vater aber bedauerte ihn von ganzem Herzen wie er das hörte; dann nachdem sie sich alles erzählt, giengen sie heim zur Mutter und berichteten es auch der; aber die Mutter sagte „Das ist alles nichts, wenn du nur wieder hier bist!" Karl aber sagte zu seinen Eltern „weil die Waaren denn doch so nothwendig sind, so will ich jetzt noch einmal gehn." Da belud der Vater zwölf Schiffe mit Geld und sagte zu ihm „nun fahre dießmal nach England." Alsbald wurden alle Anordnungen getroffen und sie segelten nach England; aber dort kauften sie nicht gleich ein, sondern musten weiter bis zur königlichen Hauptstadt. Wie sie nahe an die Königsstadt kamen, da dachten die Bewohner der Stadt: der Feind käme; darum schoßen sie auf die Schiffe, daß sie sie beinahe zertrümmert hätten. Da wuste nun Karl eine Weile wirklich nicht, was er machen sollte, ob er vorwärts sollte oder umkehren; beides konnte

ihm übelbekommen. Darum berieth er ſich mit dem Schiffshauptmann auf ſeinem Schiffe, was ſie machen ſollten; der aber ſagte „das Beſte iſt wir ziehen eine weiße Fahne auf.“ Das thaten ſie auch, und ſogleich ſchickten ſie aus der Stadt einen Boten an Karl, dem ſagte er: er wäre Kaufmann und wollte Waaren holen; da kehrte der Bote wieder um und erzählte das in der Stadt.

Sogleich wurden die Hafenthore aufgethan und ſo konnten ſie bis nahe an die Stadt heran ſegeln. Auf der Stelle gieng Karl zum Stadtoberſten und bat um die Erlaubnis, daß er vierzehn Tage hier bleiben und einkaufen dürfte — das erlaubten ſie ihm auch gern. In der Zeit gieng Karl mit ſeinem Schiffshauptmann in der ganzen Stadt ſpazieren und beſah ſich alles, und ſo kam er auch am einen Stadtende an das königliche Schloß. Da ſahen ſie auf einmal drei Mädchen, die Hände auf dem Rücken, an eine Seule gebunden, und ſahen wie ſie von den Leuten angeſpien wurden. Weil ſie das aber nicht mitthun wollten, ſo wurden ſie ergriffen und vor den König geführt. „Hörſt du wol?“ ſagte der König; „ſiehſt du hier die neun und neunzig Köpfe aufgeſteckt? wenn du nicht thuſt was befohlen iſt, ſo ſoll deiner der hundertſte werden.“ Aber da antwortete Karl „Großmächtigſter König, das thu' ich nicht eher, als bis ich die Urſache weiß, denn mir haben die drei nie etwas gethan.“ Da ſagte der König zu ihm „wenn du das wißen willſt, ſo kannſt du es allerdings erfahren und dein Leben retten, wenn du recht viel Geld haſt.“ Karl aber antwortete wiederum „Großmächtigſter König! ich habe zwölf Schiffe voll Geld mitgebracht.“ „„Gut““ ſagte der König; „„wenn du mehr Geld haſt als mein Rieſe auf einmal tragen kann, ſo ſollſt du Geld und Leben behalten; kann ers aber tragen, ſo iſt Geld und Leben zuſammen verloren.“ Da ſchickte Karl ſeinen Schiffshauptmann an Bord: er möchte den Andern ſagen daß ſie

alles Geld in Gold umwechſelten. Den Karl aber ließ der König nicht wieder gehn ſondern ſagte ihm, aus welchem Grunde die drei Mädchen dort angebunden ſtünden; der Rieſe aber ließ ſich unterdeſſen einen Sack aus vierundzwanzig Büffelhäuten zuſammen nähen. „Nun Karl“ ſagte der König, „jetzt will ich dir die Sache erzählen. Die eine von den Dreien iſt eine Fürſtentochter, die Tochter des Königs von Frankreich; die beiden andern aber ſind ihre Zofen. „Wie ich einmal Krieg hatte mit ihrem Vater, ſo nahm mich der gefangen und ſetzte mich in eine Feſtung; ſobald ich aber dieſen meinen ſtarken Rieſen fand, ſo ſiegte ich wieder, und weil ich nun am Vater meine Rache nicht auslaßen kann, ſo thue ich wenigſtens ſeiner Tochter alles Leid an.“

Nachdem ſie das Geld ganz gewechſelt, packte Karl ſeine Dukaten wieder in ſeine Schiffe; dahin begaben ſich nun Karl, der König, und ſein Rieſe, und dieſer hatte den Lederſack über die Schulter hängen. So wie ſie dort angekommen waren, fieng der Rieſe an, ſeinen Sack zu füllen, und ſteckte die Dukaten von zehn Schiffen hinein; wie er aber ſah daß doch nicht alle hineingiengen, ſchüttelte er den Sack ordentlich und ſo brachte er noch die Dukaten vom elften hinein. Nun ſah er aber wieder daß er nicht mehr faßen könnte, da trat ers mit dem Fuße feſt drin, und ſo brachte er auch das Geld vom zwölften zur Hälfte noch hinein, aber ganz giengs doch nicht, dazu war der Sack zu voll. Da packte der Rieſe den Sack und gieng hinter dem Könige her, Karl aber gieng hinter beiden drein. Wie nun Karl ſah daß der Rieſe müde wurde weil ihm alle Knochen knackten, ſo ſeufzte er heimlich gen Himmel: er möchte ihn doch nicht im Stich laßen und nicht zugeben daß dieſer wüthende König Rache an ihm nähme. Der Heidenkönig freilich freute ſich unterdeſſen insgeheim; aber wie der Rieſe auf der Schloßtreppe den Sack voll Dukaten ſo recht derb auf-

ſetzte und ihn vollends hinaufſchleppen wollte, da fiel er rücklings über und brach den Hals; auch der Sack barſt mittendurch, und die Dukaten rollten bis ans Thor. Da ſagte der König „höre Karl, du wärſt mit ſamt deinem Gelde verloren, und die Königstochter dazu, wenn mein Rieſe da noch lebte.“ Da räumten ſie alles Geld gleich auf die Schiffe, und weil der König befohlen hatte: wenn ſie in vierundzwanzig Stunden das Land nicht verließen, dann würden ſie gehängt — ſo eilten ſie gewaltig, daß ſie ſobald wie möglich fortkämen. Unterdes aber machte Karl mit dem Schiffshauptmann die Königstochter ſamt ihren beiden Zofen von der Steinſeule los und brachten ſie mit aufs Schiff. So wie ſie das Geld wieder eingeſackt hatten, machten ſie ſo raſch wie möglich und ruderten ſo tüchtig, daß ſie in vierundzwanzig Stunden außerhalb der Landesgrenze waren; und das war ihr Glück, ſonſt hätte der König doch noch ſeine Wuth an ihnen ausgelaßen.

Eines Tages unterwegs kamen ſie in eine kleine Stadt, wo ſie ſich vierzehn Tage aufhielten. Da ſagte er zu ſeinen Dienern „nehmt euch Geld ſo viel ihr braucht, und kauft ordentlich für euch ein.“ Unter der Zeit wechſelten die Mädchen ihre Kleider und gewannen auch ihre blühende Farbe wieder: die Königstochter beſonders war ausnehmend ſchön. Da ließ er denn ein Paar Ringe machen, den einen für ſich, den andern für die Königstochter die Jenny hieß. Nachdem die vierzehn Tage vorbei waren, fuhren ſie weiter auf Amſterdam; und wie ſie ganz nahe ſchon waren, ließ Karl ſeine Leute drei Stücke löſen, damit ſein Vater ſeine Ankunft erführe. Aber in der Stadt wuſten ſie nicht was ſie von dem Schießen denken ſollten; der König erſchrak ſehr, denn ſeine Soldaten waren grade alle nicht zu Hauſe; alſo zog er eine weiße Fahne auf, als Zeichen daß der Fremde ungefährdet in die Stadt könnte. Wie ſie aber herankamen, da ſah der

König, daß es gar keine Feinde waren; und wie er gar die schöne Fürstin und die vielen Dukaten sah wie sie gelandet wurden, so dachte er es wäre irgend ein großer Held, darum empfieng er ihn auch mit vielen Kanonenschüßen als Gruß. Karls Vater aber war nicht sehr traurig drum daß er keine Waare gebracht hatte, vielmehr freute er sich über das schöne Geld aus fremdem Lande; und noch mehr, wie sein Sohn ihm sagte: er wollte die befreite Königstochter zur Frau nehmen. Darüber freute sich die Princessin sehr und sagte zu ihm, d. h. zu Karlen „hörst du wir müßen auch einmal in meines Vaters Land ziehn; aber ehe wir das thun, mußt du ausgehn und grade so ein Pferd suchen wie ich hier eins gemalt habe, und mir heimbringen." Nun zog Karl hin und her im Lande, aber nirgends konnte er so ein Pferd finden.

Einmal wie er grade auf dem Heimwege war, sah er einen alten Mann mit einem Wagen, den die beiden vorgespannten Pferde gar nicht aus dem Moraste herausziehn konnten. Da stieg er von seinem eignen Pferde ab, machte sich mit dran und brachte den Wagen richtig heraus. Unterdessen war das zurückgebliebene Fohlen des armen Mannes nachgekommen. Wie Karl das sah, dacht' er auf der Stelle „so eins hab' ich doch noch nie gesehn." Dann nahm er das gemalte Pferd heraus und fand es dem Fohlen ganz ähnlich; auf der Stelle bot er dem Bauer für das Fohlen mit samt seiner Mutter hundert Dukaten; wie aber der arme Mann anfieng um sein Fohlen zu klagen und er das hörte, da gab er ihm zweihundert. Nun gieng er mit dem gekauften Fohlen heim und zeigte es der Königstochter; da sagte die „das Fohlen ist ganz und gar so wie meines Vaters Pferd war; darum, lieber Karl, thu's unter ordentliche Pflege, daß es sich ausruhen kann; dann ziehst du damit nach Paris zu meinem Vater und ich gebe dir einen Brief mit, in den schreib' ich wo

und wie du mich befreit haſt, und ſchreib' auch: er ſoll herkommen zu uns, denn wenn ich erſt zu ihm hinreiſen ſoll, ſo werde ich nicht glücklich."

Nachdem ſich nun das Fohlen ein halbes Jahr ordentlich ausgeruht hatte, ſo machte ſich Karl auf und fuhr auf einer Fähre gleich bis Frankreich. Da konnte er das Fohlen mitnehmen und allerlei königliche Kleidung. So wie er ans Land geſtiegen war, ſo band er die Fähre an, zog königliche Kleider an und beſtieg ſein Roſs; ſo daß wer ihn ſah denken muſte: er wäre der König von Paris. Wie er in der Stadt angekommen war, ritt er gleich bis zum Schloße; hier ſtieg er vom Pferde, band's aber nicht an, ſondern ließ es ſo, damit er deſto raſcher wieder fortſprengen könnte wenn er fertig wäre; denn er wollte nicht daß man ihn kennen ſollte. Er gieng alſo zum Könige, grüßte ihn und übergab ihm den Brief, den er mit großem Jubel empfieng; ſogleich aber rannte jener die Treppe wieder herunter und galoppierte davon. Als der König nun den Brief aufgemacht hatte, las er gleich in den erſten Zeilen „Ueberbringer dieſes iſt der Jüngling der mich von dem Schandpfahle erlöſt hat, darum komm und beſuche mich: ich bin jetzt in der Stadt Amſterdam." So wie der König dieſen Brief las, ſchickte er Karlen ein paar Boten nach, die brachten ihn denn auch bald, weil er noch nicht aufs Meer war, wieder vor den König geführt; darauf ſagte der zu ihm „wie kannſt du doch mein Haus ſo ſchnell wieder verlaßen, da du dir ein ſolches Verdienſt darum erworben haſt, das ich dir ſoviel möglich zu vergelten ſchuldig bin. Ich kann freilich jetzt nicht ſelber mit dir, aber ich will dir ſechstauſend Mann zu Fuß mitgeben unter einem General; mit denen geh und bringe mir meine Tochter her." Da ſetzten ſie ſich ſogleich zu Schiffe, und wie ſie ſchon in der Nähe von Amſterdam waren, ſo bat Karl den commandierenden General, er möchte von ſeinen

Leuten drei Kanonen lösen laßen. Wie sie das thaten, da dachte der König: Karl hätte wieder ein Reich erobert, und käme nun wieder es seinem Vater zu melden.

Kaum waren sie ans Land gestiegen, so kam ihnen Princessin Jenny entgegen und sagte „lieber Karl, ich sehe du bist nicht glücklich gewesen, weil mein Vater nicht kommen kann.“ Da wurde nun der General in das Haus des Kaufmanns einquartiert, die übrigen Soldaten aber in die Stadt, und während der ganzen Zeit freigehalten; sie brauchten für Eßen und Trinken keinen Heller zu zahlen. Aber weil für die Princessin nunmehr ihres Bleibens nicht mehr war, so beredete sie Karlen, daß sie sich zu ihrem Vater nach Frankreich aufmachten; der König aber geleitete sie mit der grösten Pracht aus der Stadt.

Die Princessin, Karl und der General nahmen nun ein Schiff für sich. Unterwegs aber, während sie auf See waren, verliebte sich der General in die Königstochter und dachte bei sich: wenn ich den Karl nicht bei Seite schaffe, so kann ich meinen Wunsch nicht erreichen. Wie sie nun schon ein gut Stück von Amsterdam weg waren, so fanden sie eine Insel, wo ein schöner Ort zum Lustwandeln war. Karl stieg also aus, um sich ein wenig zu ergehen; so wie das der General sah, befahl er seinen Leuten, rasch weiter zu fahren. Auf dem Schiffe merkte das niemand weiter als die Schildwache; die hatte der General aber bestochen und ihr einen Eid abgenommen niemanden etwas zu sagen; wenn sie in Paris angekommen wären, sollte er auch avancieren. So giengs denn fort ohne daß Karl etwas davon merkte, auch das Mädchen schlief unterdessen. Wie sie endlich aufwachte, suchte sie ihren Karl überall und fragte die andern wo er wäre; aber niemand wuste etwas von ihm zu sagen. Da kam sie denn auf den

Gedanken, er möchte ins Meer geſprungen ſein, und nahm ſich feſt vor, nie von ihm zu laßen.

So wie ſie nun daheim ankamen, war des Königs erſte Frage nach Karl; aber ſo oft er nach ihm fragte, antwortete der General „ja ich weiß nichts von ihm;“ auch das Mädchen wuſte nichts über ihn zu ſagen. Auch als ſie ſchon ein gutes Weilchen wieder zu Hauſe war, war ſie immer noch traurig und voll Sehnſucht nach ihrem Karl. Der General hielt um ſie an, aber ſie ſagte: ſie wollte nicht heirathen, ſondern auf ihren Karl warten; ihren Vater aber bat ſie: er möchte ihr ein Jahr, einen Monat und einen Tag gewähren, daß ſie auf ihren Bräutigam warten könnte. Dann richtete ſie am Stadtthore eine Schenke ein, und gab Befehl: wer in Karls Namen etwas forderte, dem ſollten ſie's umſonſt geben. Da gieng ſie nun jeden Tag hin und weinte auf ihrem Zimmer, und küſte ihren Ring auf dem Karls Name ſtund.

Karl lebte indeſſen ſchon ein ganzes Jahr von Wurzeln und hatte noch keinen an die Inſel heran kommen ſehn; da kam aber eines Tages ein alter Mann heran, den winkte er zu ſich. Wie der Alte näher kam, rief er ihm zu „ſteig in meinen Kahn, Karl.“ Da ſchrak Karl zuſammen und fragte „woher weißt du, mein guter Alter, daß ich ſo heiße? Du mußt mich gut kennen, daß du meinen Namen ſagteſt!“ Da ſetzte ihn der Alte über und gab ihm drei Dukaten und ſagte „ich bin der Mann den du in der Türkei auf deine Koſten befreit und begraben haſt; ich war die Leiche an der Tempelthüre, dir dank' ichs daß ich lebe. Nun mach aber daß du nach Paris kommſt; deine Braut hat noch nicht geheirathet, aber am Stadtthor hat ſie eine Schenke gebaut, da wird jeder frei gehalten der in deinem Namen fordert; die Königstochter kommt auch alle Tage ſelber hin. Geh und ſei glücklich.“ Da

verabſchiedeten ſie ſich von einander. Karl dankte dem Alten für ſeine Gefälligkeit, dann machte er ſich auf den Weg nach Paris.

Dort angekommen kehrte er, ſo lange ſein Geld reichte, in ein Wirtshaus ein und verlangte ein Zimmer für ſich. So lebte er da drei Tage von ſeinem Gelde; da entließ der König von Frankreich grade ſeine beurlaubten Soldaten. Einer von ihnen kam grade in dasſelbe Wirtshaus, in der einen Hand ſeinen Urlaubspaſs, in der andern vier Kreuzer, und brummte für ſich „vierundzwanzig Jahre im Dienſt und nu krieg' ich bloß vier Kreuzer ausgezahlt!" Wie Karl den alten Soldaten ſah, rief er ihn heran und fragte ihn, was ihm fehlte. Da erzählte ihm der Soldat ſeine Klage. Karl aber ſagte „warum bittet Er ſich denn nicht mehr aus?„ „„O das hab' ich gethan"" war die Antwort, „„aber ich habe nicht mehr gekriegt."" „Nun wart' er hier ein bischen." ſagte Karl; „geb' Er mir Seine Sache, ich will in Seiner Perſon hingehn, bleib' Er nur ſo lange hier." So lieh ihm denn der Soldat ſeine Kleider, Karl gieng in die Schenke und ſagte „in Karls Namen bitt' ich mir Eßen und Trinken aus, und auch Geld, denn das hab' ich ſehr nöthig." Der Wirt fragte wieviel er brauchte; da ſagt' er „drei Dutzend Dukaten." Das bekam er auch und gieng damit zurück in ſeine Wohnung, da ſagte er zu dem alten Soldaten „nun ſchau Er mal: drei Dutzend Dukaten hab' ich gekriegt; aber wart' Er nur bis morgen, da werd' ich nochmal gehn, vielleicht blüht da mein Waizen erſt recht."

Am andern Tage gieng die Königstochter in das Wirtshaus und fragte „iſt Jemand da geweſen der Karls Namen erwähnt hat?" „„Ja wol"" ſagte der Wirt, „„es war ein abgedankter Soldat da, und wir haben ihm alles gegeben was er wollte."" — Tags darauf kam Karl wieder ſo in das Wirtshaus und forderte „in Karls Namen" Eßen und Trinken, und ſechs Dutzend Duka-

ten, und ſie gabens ihm auch. Da zeigte er ſie wieder dem alten Soldaten und ſagte „nun ſchau Er mal, hat der König mir wieder ſechs Dutzend gegeben; wart' Er nur noch einen Tag, ſo hat man mich vertröſtet.“ Indes kam die Königstochter wieder in das Wirtshaus, und fragte, ob niemand dageweſen wäre in Karls Namen etwas zu fordern; da antwortete man ihr „ja der Soldat iſt wieder dageweſen und hat gekriegt was er wollte. Da weinte und ſchluchzte die Königstochter und betete: wenn er noch am Leben war, ſo möcht' er ihr doch wieder zugeführt werden, denn nun wäre ihre Zeit um und ſie müſte nun heirathen. — Am dritten Tage kam der Soldat wieder und forderte in Karls Namen zu eßen und zu trinken und zwölf Dutzend Dukaten; zudem wollt' er aus dem goldnen Becher trinken, aus dem die Königstochter gewöhnlich tränke. Das wollten ſie ihm zuerſt nicht erlauben; weil er aber ſagte, es dürfte ja keine Bitte abgeſchlagen werden die in Karls Namen geſchähe, ſo füllten ſie ihm endlich den Goldbecher mit Wein. Da trank er ihn halb aus, that aber ſeinen Ring hinein, und ſagte zu den Leuten, ſie möchten der Königstochter beſtellen, er ließe ſie in Karls Namen bitten den Wein auszutrinken. So wie der Soldat fertig war, ſahen ſie nach, ob noch etwas im Becher drin wäre; da ſahen ſie den goldnen Ring drin und freuten ſich, daß er nicht alles getrunken hatte; denn ſonſt (dachten ſie) hätt' er auch den Ring mit hinuntergetrunken den die Königin geſtern hier vergeßen hat.

Indes gieng Karl heim in ſeine Wohnung und übergab ſein Gold dem alten Soldaten, den er nachgemacht hatte, mit den Worten „nun Alter haben wirs hier, jetzt haben ſie Ihn bezahlt, mehr kriegt Er nicht, nun geh' Er in Gottes Namen!“ Da ſagte der Soldat, er ſollte die Hälfte davon für ſich nehmen, weil ers ihm ja verſchafft hätte, aber Karl dankte und nahm nichts, ſon-

dern ſagte „ich habe ſchon ſo zu leben.“ So gieng denn der abgedankte Soldat ſeines Weges. Karl aber zog wieder ſeine Kleider von vorher an. Wie nun die Königstochter wieder kam und nachfragte, ob niemand dageweſen und in Karls Namen um etwas gebeten hätte: da ſagten die Wirtsleute „ja der alte Soldat iſt wieder dageweſen und hat durchaus aus Eurer Hoheit Becher trinken wollen und da haben wirs auch erlaubt; da hat er aber hinterlaßen: Eure Hoheit ſollte in Karls Namen den Reſt Wein austrinken. Aber es iſt nur gut, daß er die Hälfte übrig gelaßen hat, denn Eure Hoheit hatte Ihren Ring drin gelaßen.“ Da ſagte die Princeſſin „was für ein Ring? ich habe ja meinen am Finger!“ „„Aber der hier iſt gradeſo.““ „Laßt doch mal ſehen.“ Da ſah ſie denn auf einmal, daß es der Ring war, den ſie Karlen gegeben hatte; darüber freute ſie ſich gewaltig, trank den übriggelaßenen Wein aus, und fragte die Leute aus, was es für ein Soldat geweſen wäre. „Vierundzwanzig Jahre hatte er gedient“ ſagten die; „nun iſt er in ſeine Heimath gegangen und wird ſobald nicht wieder kommen.“

Da gieng die Königstochter zu ihrem Vater und ſagte ihm: Karl wäre noch am Leben; er möchte doch alle abgedankten Soldaten zuſammenrufen, daß ſie ſie muſtern könnte. Nicht lange ſo waren ſie auch alle beiſammen, aber der Eine den ſie ſuchte war doch nicht drunter. Da ſagte ſie „hört ihr Alten, hat keiner von Euch ſich einmal verkleidet?“ und zugleich verſprach ſie auf Ehrenwort, daß keiner dafür beſtraft werden ſollte. Da meldete ſich der alte Soldat und ſagte „Durchlauchtigſte Princeſſin, nun meinetwegen ſo will ichs geſtehen: ich habe einmal meine Kleider mit einem jungen Herrn getauſcht, der am Stadtthore in einem Wirtshauſe wohnte.“ „„Nun und was gab der dir?““ fragte die Königstochter. „So und ſo viel Dukaten; aber wo er ſie her hat, weiß

ich nicht.“ Da beſchenkte die Königstochter den Mann reichlich, und auch die Andern, weil ſie alle den Weg noch einmal gemacht hatten.

Auf der Stelle ließ nun der König ſeine vierſpännige Kutſche anſpannen und ſo fuhren ſie feierlichſt dorthin; aber wie ſie den Gaſtwirt fragten, wo denn hier der Fremde wäre, und der ihnen auch die Stube zeigte: da hatte ſich Karl ſchon eingeſchloßen. Sie riefen ihm zu, er ſollte aufmachen, und pochten an die Thüre; er aber gab zur Antwort „geht, ich bin kein Dieb oder ſonſt ein ſchlechter Menſch, darum laßt mich zu Frieden.“ „„Nein nein““ rief man ihm wieder zu; „„der König hat nach Euch geſchickt.““ aber weil ſie durchaus nicht hineinkonnten, ſo kehrten ſie um und meldeten wie die Sache ſtünde. Da gieng die Königstochter ſelber hin mit einem Hauptſchlüßel, ſchloß auf und gieng in die Stube. Da zog Karl ſeinen Säbel, hieb nach ihr und ſagte „wenn du nicht auf der Stelle herausgehſt, ſo ſtech' ich dich tot.“ Aber die Königstochter antwortete „mein lieber Karl, das thu du nur, ich ſterbe gern für dich, du haſt mich ja auch erſt vom Tode errettet.“ Wie ſie das ſagte, hob er ſie auf, küſte ſie und ſagte „denke nur nicht, mein Lieb, daß ich vielleicht im Zorne dich wirklich geſchlagen hätte, aber ich wollte nur wißen wie groß deine Liebe zu mir wäre.“ Da giengen ſie heim, und wie er die That des Generals erzählte, ließ der König den hinrichten; dann hielten ſie eine große Hochzeit und feierten die Befreiung der Königstochter und Karls Wiederkommen auf einmal. Dann giengen ſie zu Karls Eltern; die gaben aber die Kaufmannſchaft auf und zogen mit ihnen nach Paris, und da lebten ſie noch viele Jahre vergnügt zuſammen.

16. Kutſcher Toms.

Es war einmal irgendwo in der Welt ein armer Mann, der hatte einen Sohn den er ſelber nicht ernähren konnte; und wie er nun ſtarb, ſo wurde das Kind von den guten alten Frauen des Dorfes erzogen: die gaben ihm zu eßen und zu trinken, und ſo gedieh es aufs ſchönſte. Der Knabe war nun wol ſchon neun oder zehn Jahr alt, da dachte er bei ſich: es wäre doch für ſo einen Jungen eine Schande, immer nur von des lieben Gottes Brote zu leben; es wäre viel beßer wenn er einen Dienſt ſuchen gienge; und nachdem er lange darüber nachgedacht, machte er ſich endlich auf den Weg, wanderte durch ſiebenmalſieben Länder und ſuchte ſich einen Dienſt. So wandert' er immer zu ohne Raſt und Ruh ſeines Weges, da begegnete er einem Manne, der war ausgegangen ſich einen Diener zu ſuchen. Wie ſie nun grade auf der Straße zuſammentrafen, ſo grüßte der Junge den Mann und ſagte „wohinaus, mein Herr Oheim?" und der Mann grüßte ihn wieder und ſagte „„wo willſt du denn hin, mein Junge?"" „Ach" ſagte der Knabe, „ich gehe einen Dienſt ſuchen." Da antwortete der Mann „nun ſieh und ich ſuche grade einen Diener; weißt du was, ich werde dich annehmen: ich habe keinen Sohn und keine Tochter, ich habe nur eine alte Mutter, und da ſind wir denn dreie."

Wie ſie nun weiter giengen, unterwegs ſo fragte der Mann „Höre mein Junge, wieviel verlangſt du aber für ein Jahr, und du weißt das Jahr gilt jetzt nicht mehr als drei Tage?" Da antwortete der Knabe „mein Herr Oheim, mir iſt alles gleich; ich will euch bis an meinen Tod dienen, wenn ich nur genug zu eßen und zu trinken kriege."

So kamen ſie alſo bei dem Manne an und da ſagte der zu ſeiner Mutter „ſiehſt du, Mutter, da iſt ein Junge, den hab' ich als Diener angenommen.“ Sagte die Mutter zur Antwort „o nicht zum Diener, der wird noch einmal dein Herr werden.“ „„Ei wie wäre das möglich, liebe Mutter!““ ſagte der Mann darauf, „„ſo ein armes Kind ſoll einmal mein Herr werden; er hat ja keinen Vater und keine Mutter und weiß nicht einmal wo er hingehört: er lebt ſo in die Welt hinein, als wär' er vom Baume gefallen.““ Na ſie gaben ihm alſo zu eßen und zu trinken ſoviel er mochte: er aß aber auch ſoviel wie ſonſt kaum zwei oder drei Mann hätten bezwingen können. Wie der Junge ſatt war, ſagte ſein Herr zu ihm „willſt du noch etwas eßen?“ „„Nein““ ſagte der Junge, „„nun mag ich nichts mehr; nun bin ich ganz ſatt.““ „Schön, wenn du ſatt biſt, ſo will ich dir den Acker zeigen wo du nun arbeiten und hacken ſollſt.“ Der Mann nahm ihn alſo mit heraus und zeigte ihm ein Maisfeld, das ſollte er behacken und darauf arbeiten; dann gieng er heim und ließ den Knaben da. Da arbeitete er nun für ſich und brachte ſoviel vor ſich, wie ſonſt kaum dreißig oder gar vierzig Mann an einem Tage fertig gebracht hätten. Sein Herr kam dann des Abends wieder zu ihm hinaus, nahm ihn mit heim und ſagte zu ſeiner Mutter „liebe Frau Mutter, Ihr werdets nicht glauben, was unſer Knecht für ein tüchtiger Arbeiter iſt, aber es iſt wahrhaftig keine Prahlerei: dreißig oder vierzig Mann hätten nicht ſoviel an einem Tage ſchaffen können wie er geſchafft hat. Wenn die Sachen ſo ſtehn, ſo ißt er nicht umſonſt ſoviel: man ſieht er arbeitet auch danach.“

Wie nun die drei Tage um waren (denn die machten ja dort ein Jahr aus), ſo ſagte ſein Herr zu ihm „nun mein Junge, das Jahr iſt um: willſt du jetzt gehn oder noch bei uns bleiben?“ Der Junge aber ſagte „nein ich geh nicht weg, Herr Ohm; ich

bleibe bei Euch.“ „„Nun mein Junge““ ſagte der Alte wieder, „„wenn du bleiben willſt, ſo nehm' ich dich für das neue Jahr wieder an; aber was willſt du fordern? damit wir uns am Ende nicht wegen des Lohnes zanken.““ „I warum nicht gar, Herr!“ ſagte der Knabe; „ich bleibe von Herzen gern Knecht bei Euch, denn hier krieg' ich ja reichlich zu eßen und zu trinken.“ Alſo blieb der Knabe wieder; das neue Jahr war wieder drei Tage, und ehe man ſichs verſah, waren ſie wieder um. „Höre“ ſagte der Mann, „das Jahr iſt am Ende: willſt du bleiben oder verläßt du uns?“ Der aber antwortete „Herr, wie ich ſchon geſagt habe: ich ſehne mich gar nicht nach einem andern Dienſte, und bleibe gern hier, wenns Euch und Eurer Frau Mutter ſo recht iſt.“ Da ſagte die alte Frau zu ihm „mein lieber Sohn, ich habe dich ganz gern und kann dich ſehr wol leiden; auch mein Sohn hat dich lieb; darum wenn du gern fortdienen willſt, ſo ſag nur: wieviel willſt du jährlich für deinen Dienſt, denn einen Knecht der umſonſt arbeitet wollen wir nicht; willſt du dann gern fortdienen bei uns, ſo ſollſt du auch einen guten Lohn bekommen, von dem du den Leuten getroſt erzählen kannſt.“ Da ſagte der Junge „liebe Frau Mutter, ich danke Euch ſchön für Eure Güte gegen mich, aber ich bleibe da und diene hier weiter.“

So blieb er denn wieder drei Tage, die machten ein Jahr, und bald war das herum. Aber da kam dem Jungen doch auf einmal der Gedanke: du lieber Gott! es wäre doch wol beßer für mich, wenn ich einmal wo anders hingienge und es dort probierte, denn je mehr ein junger Menſch probiert, lernt und ſieht, deſto beßer iſts für ihn. Der Herr fuhr nun wieder aufs Feld, und wie ſie auf dem Heimwege zuſammen auf dem Wagen ſaßen, ſo ſagte er wieder zu ſeinem Diener „bleibſt du wieder bei uns oder willſt du abziehen?“ Da antwortete das Kind „ich wills heut

Abend ſagen nach dem Abendeßen.“ Wie ſie zu Hauſe gekommen waren, ſo ſagte der Mann zu ſeiner alten Mutter „liebe Mutter: unſer Knecht wird nun doch wol keine Luſt mehr haben bei uns zu bleiben, denn wie ich ihn fragte, ſo ſagte er „„ich wills nachher ſagen wenn ich gegeßen habe;““ darum müßen wir ihn heute recht ordentlich verſorgen, daß er hernach nicht etwa über Hunger klagt, denn es wäre doch eine große Schande für unſer Haus, wenn er es hungrig verließe.“ Der Knecht aß ſich alſo ordentlich ſatt, da ſagte die alte Frau zu ihm „nun mein Sohn, bleibſt du bei uns, oder willſt du weiter ziehn?“ „„Liebe Mutter““ antwortete der Junge, „„jetzt möcht' ich doch weiter und mich auch anderswo umſehn.““ „Schön, mein Junge“ ſagte die Alte; „mir iſts recht, aber was verlangſt du nun für deinen Dienſt in den drei Jahren?“ „„Ach““ ſagte der Junge, „„ich will gar nichts haben; ich bin ganz zufrieden daß ichs in Eurem Hauſe ſo gut gehabt habe.““ Aber die alte Frau ſagte wieder „nein ich kann deinen Dienſt für die drei Jahre nicht ſo umſonſt annehmen, ich werde dir drum für jeden Tag ſieben Groſchen geben; drum mein guter Junge, wie viel macht das auf die drei Jahre?“ „„Dreiundſechzig““ ſagte der Knabe. Die gaben ſie ihm denn auch und eine Hoſe von Büffelleder dazu; damit wanderte der arme Burſche nun ohne Raſt und Ruh durch ſiebenmalſieben Länder bis in die Mitte des lieblichen Ungarlandes.

Unterwegs fand er nirgend ein Dorf, nirgend eine Stadt, nichts als lauter Wald; das war er denn endlich überdrüßig und dachte: vielleicht wäre es gut wenn er ſich ein Weilchen hinſetzte und unter einem Baume ausruhte: das that er denn auch. Wie er ſo daſaß, wurde er ganz ſchläfrig und dachte: du könnteſt wol ein Bischen ſchlafen; und wie er ſo hindämmerte, dachte er: es wäre doch wol beßer, er kehrte wieder um und gienge den Weg zurück den

er gekommen war. Ueber dieſen Gedanken ſchlief er ein, und nun träumte er: er dürfte den Weg nicht wieder zurückgehn, denn ſonſt verlöre er ſeine Büffelhoſen; wenn er aber vorwärts gienge, ſo würde es ihm ganz gut gehn. Nur müſte er durch den großen Wald ganz durch, und wenn er auf der andern Seite heraus wäre, ſo dürfte er ſich nicht links wenden ſondern rechter Hand; nicht weit davon würde er dann ein Schloß ſehen, da würde er einen Dienſt finden, weil dem Könige der darin wohnte grade ſein Paradekutſcher geſtorben wäre und der nähme ihn gern gleich an.

Er kam auch wirklich bis an das Schloß und blieb ein wenig vor der Thorwache ſtehn, ſah ſich um und gieng hin und her, wie er wol in des Königs Schloß hinein kommen könne. Da dachte die Schildwache, es wäre doch gut ihn mal anzureden, und ſagte alſo zu ihm „Landsmann, was willſt du da? du möchtſt wol gar ein Bischen ſtehlen?“ Da antwortete der junge Burſche „nein wahrhaftig nicht, Herr Soldat; ich bin nur hergekommen, weil ich gehört hatte, des Königs Majeſtät brauchte einen Diener, und da wollt' ich fragen ob er mich brauchen könnte.“ Da ſagte der Soldat „ja Freundchen, das weiß ich nicht, ob er dich nimmt oder nicht; komm nur herein, da wirſt dus bald hören.“ Da trat unſer Junge herein, gleich ſah ihn ein Bedienter und fragte „woher, Landsmann? du gehörſt doch nicht hierher?“ „„Ach gnädiger Herr““ ſagte der Andre, „„ich hörte der König brauchte einen Bedienten ſehr nothwendig; ſeid ſo gut und ſagt ihm er ſollte mich nehmen, ich will ihm wahrhaftig treu dienen, wenn er mich mag.““ Da gieng der Diener hinauf und ſagte zum Könige „Majeſtät, ich habe etwas zu melden, wenn Majeſtät mir nur nicht drum böſe iſt.“ „„Wie ſo denn das? was ſollt' ich dir denn böſe ſein!““ „Ach Majeſtät“ ſagte der Bediente wieder, „da iſt ein Bauerburſche

gekommen einen Dienſt ſuchen, und ſagt: er wollte ſich auch immer ordentlich und treu aufführen." „„Nun laß ihn mal heraufkommen"" ſagte der König. Er kam alſo herauf, die Mütze in der Hand; da redete ihn der König an „nun was möchteſt du, mein Sohn?" „„Ach nichts für ungut, Herr König; aber wenn Ihr einen Diener brauchen könnt, ſo wollte ich mich vermieten."" Darauf ſagte der König „freilich brauch' ich einen tüchtigen Diener, vor allem einen Kutſcher, weil mein Paradekutſcher grade geſtorben iſt; wenn du nun denkſt du kannſt gut mit Pferden umgehn und kutſchieren, ſo will ich dich in Dienſt nehmen und verſpreche dir auch guten Lohn; denn ich ſehe du biſt ein junger ſtrammer Burſche, grade wie er vor meine Kutſche paſst." Darauf antwortete der junge Burſche „Herr König! ich bin noch nicht gar viel mit Pferden umgegangen, aber ich hoffe ich werde mich bald hineinfinden und weiß wie mans anfangen muß."

Alſo mietete ihn der König, führte ihn hinunter in den Stall und ſagte zum oberſten Kutſcher, „ich habe hier einen neuen Diener angenommen an Stelle des verſtorbenen Paradekutſchers, aber er iſt kein gelernter Kutſcher, darum ſollſt du vor der Hand mein Paradekutſcher ſein, dem neuen Diener hier aber gebt die ſchlechteſten Pferde unter ſeine Hand." Da übergaben ſie ihm alles Pferdegeräth, und zeigten ihm auch den Stall wo die Pferde ſtunden; und wie ſie ihm Striegel und Bürſte zeigten, da dachte er gleich: es wäre doch gar nicht ſo übel hier zu bleiben. „Ich will hier nicht lange der unterſte Knecht im Schloße und vor des Königs Majeſtät bleiben" dacht' er bei ſich, „ſondern will bald zeigen was ich verſtehe, daß ich ſobald irgend Gelegenheit iſt über die Andern erhoben werde."

Nun geſchah bald etwas ſonderbares: jeden Abend nämlich bekam er drei Lichte, aber er brannte davon kein einziges — ſie

blieben alle drei ganz — und doch war ſein Stall die ganze Nacht ſo hell wie der der Andern bei Tage. Darum wurden ihm die Andern gram, denn wenn auch einer von den andern Kutſchern in ſeinen Stall kam und bat er möcht' ihm ein Licht geben, ſo gab er ihm doch keins ſondern ſammelte ſie alle zu einem großen Haufen. — Eines Tages nun bemerkte der König, daß die Pferde des neuen Kutſchers am allerbeſten ausſahen, und freute ſich ſehr drüber daß er doch eine Kunſt verſtehn muſte, mit den Pferden ſo umzugehn wie keiner von den andern. Er ſagte alſo zu den andern „Wie zum Kukuk macht ihrs nur, daß eure Pferde ſo mager ſind? Seht nur die dort an — die ſind die ſchlechteſten geweſen und jetzt ſind ſie die beſten; vom heutigen Tage ab biſt du mein Paradekutſcher, ich ernenne dich hiermit dazu." Da wurden die Andern dem neuen Kutſcher noch mehr gram; eines Tages befahl ihm der König „Höre mein guter Diener; du biſt erſt die kürzeſte Zeit an meinem Hofe und haſt dich doch ſo ſehr in meine Gunſt eingeſchlichen durch dein Betragen, daß ich dich allen andern Dienern vorziehe; darum kommt, ihr Andern, übergebt ihm alle die Dinge welche zum Paradewagen und den Pferden gehören." Wer war da froher als er, daß er beim Könige zu ſolchen Ehren gelangt war!

Nun fiel es dem Könige einmal bei Tiſche ein und er ſagte es auch ſeiner Gemahlin „höre Frau, wir ſollten doch einmal ausfahren und probieren was unſer neuer Kutſcher verſteht." Die Königin antwortete „mir iſts recht, mein Trauteſter; wir wollen ausfahren und ſeine Treue und Geſchicklichkeit erproben." Sogleich befahl der König dem Diener: er ſollte zum Kutſcher heruntergehn und beſtellen, daß er Nachmittags um viere im größten Staate mit den ſchönſten Pferden und der Staatskutſche bereit wäre. Der Diener beſtellte alles; da ſagte der Kutſcher „gut,

gut! weiß ſchon lange!" da dachte der Bediente, er ſagte das im Aerger, lief alſo wieder hinauf zum Könige und ſagte es dem wieder „Majeſtät, der Kutſcher iſt bitterböſe; eben ſagte er ſo in recht ärgerlichem Tone, das wüſte er ſchon lange." Aber der König ſagte „laß den Bengel nur brummen, er wird ſchon wieder gut, wenn er Luſt hat."

Unterdes machte der Kutſcher alles mit der gröſten Munterkeit zurecht; er zog allein die Kutſche aus dem Schuppen und fuhr ſie vor den Stall; dann nahm er die Räder heraus, drehte die Kutſche ganz um — das Unterſte zu oberſt, und ſteckte die Räder alſo alle vier oben hinein. Wie der König ſah was der Kutſcher für Zeug anfieng, ſo ließ er ſeiner Frau ſagen: ſie möchte doch mal kommen und dem ungeſchickten Kutſcher mit zuſehn. Die Königin kam auch, ſagte aber zum Könige „laß ihn nur ganz ruhig, er weiß was er thut." Da ſagte denn auch der König „Es iſt ein närriſcher Bengel, wir wollen ihn mal machen laßen wie er will." Indes gieng der Kutſcher in den Stall, nahm den Pferden ein Hämpfle Heu weg und wiſchte ſie damit alle ſechs ab. Sogleich glänzten allen ſechs Pferden die Haare wie golden, der Schwanz wie ſilbern, und die Augen funkelten wie Demanten. Dann führte er zweie heraus, denen leuchteten die Augen wie die hellſten Kerzen. Dann führt' er auch die vier andern heraus, die ſahen grade ſo aus; nun ſpannt' er ſie an, aber nicht wie gewöhnlich, ſondern mit den Köpfen nach der Kutſche zu und mit dem Schwanze nach vorn. Wie er fertig war, ließ er dem Könige hinauf ſagen: er möchte nun mit ſeiner Gemahlin herunterkommen.

Der König kam laut lachend und ſagte „ei du närriſcher Kerl, wie ſpannſt du denn unſere Kutſche an! ſo hab' ichs doch mein Lebtage noch nicht geſehn." Aber der Kutſcher antwortete

„Majeſtät fürchte ſich nur nicht: ich weiß was ich thue.“ Alſo ſetzten ſich König und Königin ein, der Kutſcher aber oben auf den Bock, dann knallte er ein paar Mal auf die Pferde, und nun liefen ſie rückwärts daß es eine Art hatte. Da freute ſich der König über ſeinen Staatskutſcher und fuhr in eine andre Stadt, und alle die ihn fahren ſahen ſtaunten gewaltig und fanden es ſehr ſchön; auch die andern großen Herren freuten ſich ſehr, daß ihr König einen ſo tüchtigen und geſchickten Kutſcher hatte. Wie ſie heimkamen, ſtieg der König aus, klopfte dem Kutſcher auf die Achſel, griff in die Taſche und gab ihm einen Beutel mit zehntauſend Gulden, dabei ſagte er zu ihm „du biſt ein rechtſchaffener Menſch; wo haſt du denn alle die Künſte gelernt?“ Der aber nahm die zehntauſend Gulden und antwortete „ich danke Eurer Majeſtät unterthänigſt für das ſchöne Geſchenk.“ „„Brauchſt nicht zu danken““ ſagte der König wieder, „„ich ſchenke dir das für dein gutes Betragen; bleib nur dabei.““ Nun dachte die Königin ſie wollte ihm doch etwas ſchenken; aber ſie gab ihm kein Geld ſondern ſagte zu ihm „komm morgen früh um neune mal zu mir, da will ich dir auch etwas ſchenken.“ Am andern Morgen gieng er zur Königin hinauf. „Nun, biſt du da, mein Sohn?“ rief ſie ihm entgegen. „Ja ich bin da“ antwortete der Kutſcher, „wie Königliche Majeſtät befohlen hat.“ „„Nun““ ſagte die Königin wieder, „„ſo ſchenke ich dir dieſe drei Goldhaare, die werden dir allezeit die Wahrheit ſagen, wenn du ſie befragſt.““

Nun hatte aber des Königs Tochter ſo große Luſt, in dem Staatswagen auszufahren; ſie bat alſo ihren Vater, er möchte ihrs doch einmal erlauben mit dem Kutſcher, damit ſie ſich über die neue Art zu fahren auch ſo freuen könnte. Der König gab denn ihren Bitten auch nach; ſie fuhren aus und kamen nach einer Weile wieder. „Nun?“ ſagte der König zu ſeiner Tochter,

„nun liebes Kind, wie haſt du dich unterhalten?“ „Mein königlicher Vater,“ ſagte das Mädchen, „es war allerliebſt und ganz prächtig, aber Eins habe ich meinen Herrn Vater doch vergeßen zu fragen.“ „„Und was war das, mein liebes Töchterchen?““ „Nichts weiter, mein königlicher Vater, als wie unſer Kutſcher heißt?“ „„Ja liebes Kind““ antwortete der König, „„das weiß ich ſelber nicht genau; nur ſoviel weiß ich, ſein Vorname iſt Toms.““ „Was?“ ſagte die Königstochter, „Toms? Ich wüſte noch einen beßeren Namen für ihn wegen ſeines närriſchen Benehmens; denn wenn man ſieht wie er mit den Sachen umgeht, ſo möchte man ihn gleich den närriſchen Toms nennen.“ Aber ihr Vater antwortete „nein den Namen verdient er doch nicht von dir.“

Nun war alles vorbei, und Tags darauf gieng der Kutſcher morgensfrüh vor den Stall, um alles ordentlich zu putzen und zu ſäubern. Auch die Königstochter ſtund früh auf, ſah zum Schloßfenſter heraus und rief dem Kutſcher zu „Toms!“ der ſah ſich nach rechts und nach links um, ſah aber keinen; er hätte auch beileibe nicht gedacht, daß es die Königstochter wäre. Da riefs zum zweiten Male „Toms!“ Wieder ſah ſich der Kutſcher rechts und links um, ſah aber niemanden. Da rief das Mädchen zum dritten Male „närriſcher Toms!“ Da ſah der Kutſcher in die Höhe und brach in die Worte aus „ſoll ich dir zeigen wer du biſt, Schätzchen?“

Damit war die Sache gut, die Princeſſin bekam den Kutſcher lange nicht wieder zu ſehn und kein Menſch ſprach davon. Auf einmal aber war eines Morgens großer Lerm im königlichen Schloße: denn man hatte ein neugeborenes Kind bei der Königstochter gefunden. Darum waren freilich alle ſehr erſchrocken, am meiſten das Mädchen ſelber. Aber auch der alte König war

wüthend über die Schande die das ſeinem königlichen Hofe brächte, gieng zu ſeiner Tochter hin — in jeder Hand eine geladene Piſtole, und wollte ſie ſo zwingen zu geſtehen wem das Kind angehörte. Aber die Princeſſin war ja ſo unſchuldig wie ein Täubchen und konnte darum nichts geſtehen.

Da rief der König alle ſeine Räthe zuſammen, ob ſie es wol von ſeiner Tochter herauskriegen könnten. Man rieth hin und her auf Fürſten und Grafen, aber die Princeſſin wollte von keinem einzigen etwas wißen, und doch muſten die Räthe ſagen, daß es nicht anders möglich wäre. So hielten ſie drei Tage und

drei Nächte Rath, aber sie kamen zu gar nichts. Einmal kam der König grade aus dem Gerichtshause, da trat eine schlechtgekleidete Magd vor ihn hin und fragte „Großmächtigster König! darf man denn nicht wißen, worüber die Herren vom Rathe so lange schon sinnen und brüten und zu keinem Ziele kommen?“ Aber der König antwortete „was brauchst du denn das grade zu wißen? die mögen berathen was sie wollen, dich geht das nichts an!“ Da sagte die Magd „Großmächtigster König, wenn ich aber nun darüber beßer Bescheid wüste als alle die Herren mit ihrer Rechtsgelehrsamkeit?“ Da gieng der König wieder in den Sitzungssaal und bat für seine Person um die Erlaubnis, ein Paar Worte reden zu dürfen. Die Herren vom Rath antworteten: er möchte nur frei sprechen. „Ich habe nichts zu sagen“ antwortete der König „als wie ich eben draußen war, so sagte eine von unsern Mägden: sie wüste hier beßer ans Ziel zu kommen als wir alle.“ Da sahen sich die Räthe an und schämten sich so, daß sie roth wurden bis an die Stirne. Also riefen sie das Mädchen „nun meine Tochter, was hast du über die Sache hier zu sagen?“ Die aber antwortete „Meine Herren Räthe, ich sage nichts als das: des Königs Majestät soll eine goldne Tulpe machen laßen, einen Stengel mit einer Knospe drauf, und sie in seinem Schloße mitten auf den Tisch legen und das kleine Kind daneben, und sie dem in die rechte Hand geben. Dann soll man alle Männer vom ganzen Hofe zusammenrufen und sie vor dem Tische vorbeigehn laßen; dann muß man aufpassen: wenn des Kindes Vater vorbeigeht, so wird die Tulpenknospe sich öffnen und deutlich vor ihm neigen; so kann man den Vater des Kindes herauskriegen.“

Also ließ der König vorerst alle männlichen Dienstboten zusammenkommen und an dem Tische vorbeigehn, aber die Blume that sich nicht auf. Zuletzt gieng auch der Paradekutscher vorbei:

auf der Stelle brach die Knospe auf und beugte sich vor ihm, da wusten sie Alle, daß er des Kindes Vater war. Da wurde der König furchtbar zornig und schämte sich; seine Räthe entließ er nachhause, seine Tochter aber warf er seinem eignen Urtheile gemäß in den Kerker; desgleichen sollte der Kutscher Nachmittags um viere an den Galgen gehängt werden. Aber der Kutscher merkte was kommen sollte und dachte: es wäre beßer er machte sich selbst aus dem Staube. Darum suchte er alle seine Sachen zusammen, nahm sie an sich, und lief so eilig davon, daß er erst am äußersten Thore von der Wache angerufen wurde, wo er hin wollte. Er aber antwortete, indem er so rasch wie möglich vorbeirannte „Freund, laß mich in Ruhe, meine Zeit ist abgelaufen." So hatte er noch glücklich entwischen können; der König aber dachte nun zu spät daran, wie ers hätte verhindern können, daß ihm sein Diener so entwischte, und wurde furchtbar zornig. Er bedachte nun gleich, was er mit seiner Tochter machen sollte, daß sie dem königlichen Hofe solche Schande bereitet; er ließ also gleich sechs Maurer kommen, denen befahl er die Bastei zu öffnen und seine Tochter da einzumauern. Das geschah auch alsbald.

Das Alles wuste unser davongelaufener Kutscher recht gut, und dachte von Stund' an nach, wie er die Königstochter wol befreien könnte; in diesen Gedanken gieng er immer drauf zu, bis er in einen großen Wald kam; darin stund ein Haus, in dem wohnte eine ganz alte Frau. „Grüß Gott! Guten Tag, alte Mutter!" sagte Toms. „Willkommen, mein Sohn Toms!" sagte die Alte; „wie kommst du hieher, wo auch deines Landes Vögel nicht herfliegen?" „Ach gute alte Mutter, ich bin vor dem Tode davongelaufen!" „Wie das, mein Sohn Toms?" Da erzählte ihr Toms, wie er Kutscher bei einem Könige gewesen wäre, und wie die Princessin das Kind geboren hätte; „und da" fuhr er

fort „hätte mich ihr Vater beinahe hängen laßen, und ich habe mich in die Fremde geflüchtet.“ Aber die Alte ſagte zu ihm „Sei nicht bange, Toms! hier geb' ich dir etwas, damit kannſt du die Baſteimauern zerbrechen wie du willſt, aber halt es ordentlich in Ehren;“ und da gab ſie ihm einen Hammer.

Toms ſetzte nun ſeinen Weg wieder weiter fort, und ſchlenderte ſo vor ſich hin, da kam er in dem großen Walde endlich wieder an ein verfallenes Häuschen, in dem wohnte eine alte Frau. Grade um Abendbrotzeit kam er an, ſah zum Fenſter hinein und rief hinein „liebes altes Mütterchen, komm doch ein bischen heraus!“ Sagte die alte Frau „ich will wol herauskommen, aber ich weiß ja nicht wer du biſt.“ „Ich bins, liebe alte Mutter!“ ſagte Toms. „Na das war noch gut“ ſagte die Alte wieder, daß du mich deine Mutter genannt haſt; hätteſt du das nicht gethan, ſo hätteſt du gleich ſterben müßen; komm nun herein, mein Sohn, und erzähle mir wo du hin willſt.“ „„Ach liebe Mutter““ ſagte Toms, „„ich bin dem Tode entronnen.““ „Wie das, mein hübſcher Junge?“ fragte die Alte. Da erzählte ihr der Kutſcher wieder, wie er bei einem Könige in Dienſten geweſen, wie die Princeſſin das Kind geboren, und wie er darum zum Galgen verurtheilt worden wäre. Da ſagte die Alte „nun hat er aber ſein Verſprechen nicht gehalten, dafür ſollſt du nun über ihn Urtheil ſprechen, wenn du nur meinen Worten folgſt. Dazu geb' ich dir hier ein Geſchenk, das hat die Kraft: wenn du damit auf die Erde ſchlägſt — Berg oder Thal oder was es iſt — ſo ſprudelt ſo viel Waßer heraus wie in Donau und Theiß zuſammen fließt.“ Bei dieſen Worten gab ſie ihm eine goldne Ruthe; es war aber unterdes ganz dunkel geworden, da blieb er denn auch über Nacht bei ihr.

Am andern Morgen macht' er ſich bei Zeiten wieder auf den Weg, und wanderte ſo lange bis er wieder ein Haus fand.

Darin wohnte eine dritte alte Frau, die hatte einen Hund von einem ſiebenköpfigen Drachen. Wie er auf ſeiner Wanderung in die Nähe kam, fing der Hund abſcheulich an zu heulen, und die Alte, die es hörte, muſte ihn erſt wegrufen; dann ſagte ſie zu ihm „komm herein, mein Sohn! wer biſt du?“ Toms gab zur Antwort „ich bin ein armer verwaiſter Burſche und wandre ſchon lange in der Irre.“ Da ſagte die Alte zu ihm „mein Sohn, ich weiß ſchon die ganze Geſchichte warum du ſo herumwanderſt; ich weiß auch daß du ſchon vor mir bei zwei Frauen geweſen biſt, und die haben dir zwei gute Dinge gegeben. So will ich dir nun auch einen Säbel ſchenken, der dich von jeder Noth befreien kann, wenn du ihm nur ordentlich befiehlſt wie's ſein muß. Mit den drei Dingen kannſt du nun recht gut fortkommen und auch deine Geliebte aus der Mauer befreien und ihren Vater vom Throne ſtoßen. Auch die drei Goldhaare beachte wol: ſie geben dir das ſicherſte Zeugnis, ob der König ſterben muß und du dich an ſeiner Stelle auf den königlichen Thron ſetzen ſollſt.“ Da antwortete ihr Toms „ich danke auch recht ſchön für den guten Rath; ſoll ich nun auf dieſem Wege weitergehn oder aber umkehren?“ Die Alte antwortete ihm „jetzt geh lieber nicht weiter, mein Sohn, ſondern kehre um und eile ſo geſchwind wie möglich zu des Königs Schloß, wo deine Geliebte eingemauert iſt; denn wenn du jetzt noch recht ſchnell hinkommſt, ſo kannſt du ſie noch lebendig befreien mit ſammt ihrem kleinen Kinde. Darum eile jetzt, und ungefähr um Ein Uhr nach Mitternacht da ſprich zu deinem Hammer „jetzt mach lieber Hammer, geh auf die Baſtei los, die an einem Schloße nach Morgen zu liegt, und zermalme ſie ſo, daß des Morgens auch nicht ein Stein auf dem andern liegen geblieben iſt; die Königstochter aber, die du drin eingemauert finden wirſt mit ihrem kleinen Kinde, die führe dann meiner Spur nach hierher,

gegen Sonnenaufgang, wo ich dann sein werde, ich Toms, ihr Geliebter; und du komm dann auch wieder zu mir.""

Da flog der Hammer den befohlenen Weg und that wie ihm geheißen war: zerstörte die Bastei, daß am Morgen kein Stein mehr auf dem andern lag, befreite die Königstochter mit sammt ihrem Kinde, und wies ihr den Weg nach Morgen zu; den gieng sie und fand denn auch bald ihren Geliebten. Toms fragte sie gleich „nun meine schöne Traute, du hast wol recht viel gelitten in dem Mauerverlies?" Und wie er weiter fragte, wie sie das kleine Kind genannt hätte, da sagte sie „wie anders, mein liebes Herz, als Gedanke; weil er noch so klein war und mir doch schon sagen konnte was kommen würde, nämlich daß du uns aus dem Steinverlies befreien würdest."

So waren die Beiden fröhlich beisammen; indes wurde es hübsch helle und der König sah aus seinem Schloßfenster heraus, da sah er auf einmal daß die ganze Bastei bis auf den Boden zerstört war. Laut schreiend schlug er in die Hände: wie ihm irgend ein Feind das hätte anthun können und diesen ganzen Turm vernichten, ohne daß er selber etwas davon merkte. Er überlegte nun nach allen Seiten wer das wol könnte gewesen sein, und rief seinen Wahrsager; der sagte ihm denn „Großmächtigster König, das ist niemand anders gewesen als Toms, der versteht solche Kunst; und wenn Eure Majestät auch mit dem ganzen Heere auf ihn losgeht, so wird ihm das doch nichts schaden und er wird noch einmal Eurer Majestät befehlen." Aber der König dachte bei sich: das wäre doch bei so einem armen Menschen nicht wol möglich, während er selber tausend mal tausend wolbewaffnete Krieger hätte; er wollte ihm wenigstens einmal antworten, darum ließ er sich vom Wahrsager sagen, wohinaus man zu Toms käme, damit er ihn für seine Uebelthaten ein wenig

bezahlen könnte. Zugleich ließ der König ſein ganzes Heer unter Waffen treten, machte ſich dann auf den Weg und war ſchon nicht mehr weit von dem Orte wo ſie ſich aufhielten. Toms ſah ihn auch bald von weitem und ſagte zur Königstochter „nun meine Liebe, dein König zieht mit ſeiner ganzen Macht gegen uns; was ſollen wir da machen: den Angriff aushalten oder uns verſtecken?“ Da fieng das kleine Kind an zu ſprechen und ſagte „höre Vater, meine Hoffnung ſetz' ich auf mich ſelber; wir wollen ſtandhalten und uns ganz und gar nicht vor ihm fürchten.“ Alsbald kam das ganze Heer heran. Da nahm er die goldne Ruthe und ſchlug damit auf den Boden; auf der Stelle ſpaltete ſich die Erde, ſo breit wie die Donau oder die Theiß in Ungarn fließen, und es floß ſoviel Waßer daher daß ſie auf keinerlei Weiſe an die Drei herankommen konnten. Da dachte der König wieder nach, wie er dem Menſchen nur beikommen könnte; er beſchloß endlich, ihn mit Kanonen totzuſchießen. Aber Toms fühlte keine Bange; er ſtieg auf einen Hügel, wo die großen Kanonenkugeln am dichteſten flogen; aber je toller ſie ſchoßen, deſto eifriger fieng er die Kugeln mit der Hand auf und ſchleuderte ſie zurück ins feindliche Heer, ſo daß er ſie da zu Tauſenden tötete. Bald war er müde, aber er ſagte doch: er wollte nicht eher aufhören, als bis der König ganz überwunden wäre.

Da ſah der König daß er ihm nichts anhaben konnte, und ließ ſein Heer ein bischen ausruhen; da ruhten die Kriegsſcharen aus, und Toms ruhte auch ein wenig. Nun dachte der König wollt' er mal ſein Glück probieren, aber dazu war wenig Ausſicht, vielmehr war er ſehr unglücklich. Denn ſobald das Gefecht angieng, ſo ſagte Toms zu ſeinem Säbel „nun mein lieber Säbel, jetzt geh mal dort ans Ende des Thals: da lagert ein gar tüchtiges Kriegsvolk; da haue du dazwiſchen bis nur noch zwei oder

drei übrig sind, daß sie die Nachricht heimbringen können; aber den König laß in Frieden." Da hieb der Säbel von dieser Seite alles nieder; Toms aber schickte zugleich den Hammer von der andern Seite, der sollte Jeden tot schlagen den er fände; nur einen oder zweie sollte er übrig laßen zu Boten. Da schlug der Hammer von der andern Seite alles nieder. So blieb denn Toms der Sieger, obgleich er keine Hand rührte; nach einer Weile nämlich kamen die beiden Waffen mit großer Freude zurück und meldeten sich „hier sind wir!" Toms fragte sie „habt ihr euch auch so geführt wie ichs haben wollte?" „„Ja wol, Herr, ganz so wie Ihr befahlt"" antworteten beide.

Hierauf nahm Toms die goldne Ruthe aus dem Waßer; da floß das Waßer ab und die Erde schloß sich wieder, so daß Toms mit den Seinen zum König hingehn konnte. Er faßte ihn nun und sagte „Nun ist dein Leben in meiner Gewalt, Majestät; du hast mir den Tod anthun wollen, aber wer ist denn nun Sieger geblieben?" Da antwortete der König „Höre mein guter Junge, laß mich am Leben, denn ich will dich gern als den Stärkeren anerkennen; wir wollen doch noch einmal in mein königliches Schloß gehn." Toms aber sagte „Höre Freund, das Bischen Zeit will ich dir noch gestatten, aber ich werde indes auch meine Frau fragen was sie meint." So blieb der König derweile in Haft, während Toms die Königstochter fragte: ob sie ihm das Leben schenken wolle oder nicht. Die antwortete ihm „ach schenks ihm doch, guter Mann, ich bitte dich drum." Toms antwortete da „ich würd' es ihm allenfalls wol schenken, meine süße Traute, ich laß es nur auf dich ankommen; aber dein grausamer Vater hat drei unschuldige Seelen umbringen wollen, da verdient er doch eigentlich meine Verzeihung nicht; indeßen ich habe drei Goldhaare die immer die Wahrheit sagen, die wollen wir doch jetzt

fragen, ob er den Tod verdient." Also nahm er den Hut ab, legte seiner Frau den Kopf in den Schooß und sagte „jetzt zieh mir eins von den drei Goldhaaren aus; wenn bloß ein Blutströpfchen herausquillt, so ist dein Vater wirklich des Todes schuldig." Da zog sie das eine Goldhaar heraus, und drückte es am Ende: da quoll ein Tropfen Blut und Waßer heraus, und er sagte zu ihr „siehst du es zeigt an daß dein Vater sterben muß." Wieder bat sie ihn „ich bitte dich recht schön: verzeih ihm doch." Aber Toms gab ihr wieder zur Antwort: es wäre beßer er selber würde König, als daß so ein schlechter Mensch auf der Welt bliebe. Wieder legt' er seinen Kopf in ihren Schooß und sagte „höre mein Täubchen, wünsche lieber deines Vaters Leben nicht, denn ich kann ihm seine Schlechtigkeit nicht vergeben; glaubst du mir nicht, so zieh mir noch ein Goldhaar aus; wenn da zwei Tropfen rothes Blut herausfließen, so ist dein Vater des Todes schuldig." Wiederum zog sie ihm ein Goldhaar aus, und drückte es an der Wurzel zusammen, da quollen am Ende zwei Tropfen rother Flüssigkeit heraus. „Siehst du, Liebe" sagte Toms, „daß dein Vater den Verbrechertod verdient!" Noch einmal bat die Königstochter „ich bitte dich, Herzenstrauter, hör' auf mein Wort und gib meinem königlichen Vater nicht den Tod: er thut gewiss in Zukunft niemanden mehr was er uns gethan hat." Aber Toms antwortete „Höre mein Engel, wolltest du denn lieber dein Lebtag so im Elend sitzen als bis an deinen Tod Königin sein? Ists schon so weit, so warte nur noch ein klein Weilchen. Ich habe noch ein Goldhaar; wenn ich dir jetzt den Kopf auf den Schooß lege, so sei so gut und zieh das auch heraus; wenn drei Blutstropfen herausfließen, so zeigt das bestimmt an daß dein Vater sterben muß." Da zog sie auch das heraus und drückte es am Ende zusammen: da quollen drei rothe Blutstropfen heraus.

„Siehst du, liebe Traute" sagte er; „das zeigt an daß dein Vater dreier unschuldigen Menschen Blut hat vergießen wollen, und daß er jetzt darum sterben muß."

Da packte Toms sogleich den König und führte ihn gebunden ins Schloß; hier versammelte er alle Räthe, die beriethen über den unglücklichen Gefangenen, ob sein Leben wol gerettet werden könnte. Sie waren aber auch unwillig über ihn, weil er sie oft herrisch behandelt hatte. Nun sagte Toms „höret ihr Herren vom Rath was ich sage: verdient der Mensch zu leben der sein eignes Kind zum Tode verurtheilt hat?" Da antworteten die Räthe „wir verstehen nicht, zu welchem Ende Eure Hoheit diese Frage thut!" Sagte Toms „ich frage nur aus folgendem Grunde: als er noch in Pracht und Herrlichkeit regierte, da kam ich als armer Bursche zu ihm und wurde Diener am königlichen Hofe; bald nachher aber fiel ich in Ungnade, und muste als arme Waise von seinem Hause fliehen; während er nun seine eigne Tochter einmauern ließ, irrte ich im Elend umher, bis ich endlich zum Königreich gelangt bin." Da giengen die Räthe alle heim und sagten: er möchte entscheiden wie ihm gutschiene. Da entschied denn Toms: für das was er ihm angethan sollte der König am Galgen baumeln, und somit wurde er auch gehenkt; seine Gemahlin aber wurde an einen Pferdeschweif gebunden, und weil sie da noch am Leben blieb, geviertheilt und die Theile der alten Königin an den vier Ecken der Stadt aufgehängt. Wie das vorbei war, so kamen alle Räthe zusammen, huldigten ihrem neuen Könige aufs schönste und riefen „Lang lebe unser junger König!"

17. Des armen Mannes Sohn und die Kaufmannstochter.

Wo wars — wo wars nicht? Jenseit des Operenzmeers da war einmal ein armer Mann, der wohnte auf einer weiten Haide grade an der Landstraße und war Waldhüter auf der Meierei eines Edelmanns, grade um die Zeit als der Herr Jesus auf Erden wanderte. Nun wanderte der Herr Jesus mit dem Apostel Petrus einmal dort in der Nähe, und wie er nicht mehr weit von dem Hause war, überfiel sie die Nacht. Also giengen beide in das Haus und baten um Nachtquartier, aber der arme Mann sagte ihnen „Meine lieben Herren! ich kann euch nicht beherbergen,

denn meine Frau iſt eben in die Wochen gekommen, da geht es ſehr knapp zu." Aber Jeſus ſagte „das iſt einerlei, mein Lieber; laß uns nur hier ein bischen ausruhen;" denn es war draußen pechfinſtre Nacht; und damit ſetzten ſich der Herr Jeſus und Petrus im Hauſe an den Herd. An dem ſaß ſchon ein reicher Kaufmann, der auch hier eingekehrt war, und briet ſich ſeinen Speck.

Der Herr Jeſus hatte aber nicht etwa geſagt wer er wäre; ſondern ſie hielten ihn für einen Prieſter. Darum ſagte der arme Mann zu ihm: er möchte doch ſein Kind ſegnen. Das that der Herr Jeſus auch, und da er ſah daß das Kind ein Knabe war, ſo ſagte er zu dem Kaufmann „Ihr habt daheim ein kleines Mädchen; nun wißt daß der Knabe hier, wenn er groß iſt, Eure Tochter heirathen wird." Darüber fuhr der Kaufmann auf, daß ſeine Tochter eines ſo geringen Mannes Schwiegertochter werden ſollte; aber der Herr Jeſus ſagte noch einmal: alſo würd' es geſchehen.

Andern Tages zogen die Beiden ihre Straße weiter, desgleichen der Kaufmann die ſeine. Indes wuchs der Knabe heran und wurde ein tüchtiger Burſche. Da ſagte ihm ſein Vater eines Tages: wie er noch in der Wiege gelegen hätte, da hätte ihm ein Prieſter das und das profezeit. Sogleich machte ſich der Jüngling auf, und wanderte dahin wo der Kaufmann zu Hauſe war, um ſich ſeine Frau zu holen. So wandert' er ohne Raſt und Ruh immer zu durch ſiebenmalſieben Länder und kam endlich in eine Stadt. Weil er ſehr hungrig war, ſo gieng er da in ein Gaſthaus, um etwas zu ſich zu nehmen; da ſah er einen vornehmen Mann ſitzen, und das war grade der Kaufmann, deſſen Tochter er ſich holen wollte. „Was ſuchſt du hier, mein Sohn, und wo biſt du her?" fragte ihn der Kaufmann. Der Jüngling antwortete ihm auf ſeine Fragen wie es ſein muſte; gleich kams dem Kaufmann in den Sinn: das könnte wol jener Junge ſein. So fragte er

ihn weiter „Wem seine Tochter willst du denn heirathen?“ „„Einem reichen Kaufmann seine““ sagte jener. „Nun“ sagte der Kaufmann, „ich bin der den du suchst; drum warte, ich will dir einen Zeddel an meine Frau mitgeben, daß sie dir unsre Tochter gibt; ich reise grade übers Meer, da bin ich sobald nicht wieder zurück.“ Aber der Kaufmann schrieb nicht etwa auf den Zeddel: seine Frau sollte ihm ihre Tochter geben; sondern sie sollten ihn aus dem Hause prügeln, sobald er den Zeddel übergeben hätte.

Unser guter Junge konnte nun freilich nicht lesen was auf dem Zeddel stund und dachte, der Kaufmann hätte ihm die Wahrheit gesagt. Also zog er lustig seines Weges zur Stadt hinaus, und hatte den Zeddel oben am Hute stecken. Nun war er unterwegs einmal sehr müde und troff von Schweiß; er legte sich also in den Graben am Wege und schlief ein. Indem kamen drei fahrende Schüler vorbei; die sahen den Zeddel von weitem und lasen was drauf stund; gleich schrieben sie einen andern: die Kaufmannsfrau sollte dem Burschen ihre Tochter geben, steckten den anstatt des andern an den Hut, und giengen dann ihres Weges. Alsbald wachte der Jüngling wieder auf, wanderte ruhig weiter bis in die Stadt, wo die Frau des reichen Kaufmanns wohnte, und übergab ihr den Zeddel. Da wurde er aufs freundlichste aufgenommen, es gieng gleich ans Kochen und Braten, und auch das Mädchen gewann ihn bald lieb, denn er war äußerlich gar ansehnlich; bald darauf wurde auch Hochzeit gehalten.

Eine Weile drauf kam der Kaufmann heim, fand den jungen Menschen als seinen Schwiegersohn und wurde nun freilich sehr böse auf ihn, aber was halfs? jetzt wars zu spät; so schimpfte und schalt er denn seinen Eidam wenigstens fortwährend. Das wurde dieser denn mit der Zeit überdrüßig zu hören; packte also eines Tages sein Bündel, nahm Abschied von seiner Frau, und

machte ſich ſodann auf, ſeinen Vater wieder aufzuſuchen. Unterwegs wie er ſo hinwandert ohne Raſt und Ruh, begegnet er einem Edelmann. „Wo hinaus, du armer Mann?“ fragt' ihn der Edelmann. „Ich will in meines Vaters Haus“ antwortet' er. „Ach da möcht' ich dich bitten mir etwas auszurichten“ ſagte Jener wieder. „Geh doch zur Sonne und frage ſie: warum ſie immer ſo luſtig aufgeht und ſo traurig untergeht.“ „„Das will ich beſorgen““ ſagte der Jüngling, wanderte weiter durch ſiebenmalſieben Länder, und kam auch an einen Fluß. Da ſah er einen Mann im Kahne ſitzen, der war mit dem Rücken feſt am Kahne und mit der Hand feſt am Ruder. Nachdem er den Jüngling über den Fluß geſetzt, fragt' er ihn „wohinaus, mein Sohn?“ So ſagte der Mann nämlich weil er ſchon alt und grau war. „Ich gehe zur Sonne“ war die Antwort, „und will ſie fragen: warum ſie immer ſo luſtig aufgeht und ſo traurig untergeht.“ Da ſagte der Mann zu ihm „ach lieber Sohn! frage doch auch, warum ich hier in dem Kahne alt und grau geworden bin und gar nicht loskommen kann.“ „„Ja Vater““ ſagte der Junge, „„danach will ich ſie auch fragen.““

So wandert' er denn ohne Raſt und Ruh und kam endlich zur Sonne. Das Geſicht brannte ihm gleich furchtbar, da rief ihm der Sonnenelf zu „halt, was ſuchſt du hier?“ Der Jüngling erſchrak, faßte ſich aber doch ein Herz und ſagte „ja ich bin gekommen die Sonne fragen: warum ſie immer ſo traurig untergeht und ſo luſtig aufgeht.“ Da antwortete ihm der Elfe „„darum geht ſie ſo traurig unter, weil da jeder Menſch ſchon müd' und verdrießlich iſt, aber des Morgens geht jeder munter und mit friſcher Kraft an ſein Tagewerk.“ Na da wuſte der Junge die Antwort; er fragte aber nun noch weiter „da bin ich über ein Waßer gekommen, da ſaß ein Mann der war ſchon alt und grau

geworden und wuſte nicht, wie er da loskommen ſollte; da hat er mir aufgetragen: ich ſollte fragen, wie er wol loskommen könnte." Da antwortete der Sonnenelf „ſag ihm, wenn jemand im Kahne ſitzt, ſo ſoll er nur zu ihm ſagen halbert! da wird der zu dem ers ſagt gleich feſt ſein und er ſelber iſt dann los; ſag' ihm das aber erſt wenn du ſelber drüben biſt."

So kehrte denn unſer Bube gutes Muthes wieder heim, kam an das Waßer und wurde von dem alten Manne gleich gefragt „nun was hat die Sonne alſo geſagt: warum geht ſie ſo traurig unter und ſo luſtig auf?" Der Andre antwortete „darum (hat ſie geſagt) weil am Abend jeder müd' iſt und ſich abgearbeitet hat, am Morgen aber geht jeder friſch an ſeine Arbeit." Weiter fragte der Alte „was hat ſie denn aber weiter geſagt, wie ich hier loskommen kann?" Da gab ihm der Bube weiter keine Antwort, weil er noch im Kahne ſaß, ſondern ſagte bloß „ich will dirs gleich drüben ſagen." So wie er dann am andern Ufer ausgeſtiegen war, gieng er einen Pfeilſchuß weit, dann ſchrie er ihm zurück „wenn du jemanden im Boote haſt, ſo ſag nur zu ihm halbert! da wird er gleich feſt ſein." Dann gieng er luſtig pfeifend weiter zu dem Edelmann, der ihn zur Sonne geſchickt hatte. Wie er zu ihm kam, fragt' ihn der „na was hat der Sonnenelfe geſagt: warum geht die Sonne ſo traurig unter und ſo luſtig auf?" „„Darum"" antwortete der Andre, „„geht ſie ſo traurig unter, weil dann jeder müd' und matt iſt von ſeiner Arbeit, morgens aber geht ſie fröhlich auf, weil dann jedermann ſich ausgeruht hat und friſch ans Tagewerk geht."" Da lud der Edelmann einen Wagen voll Gold und Silber, ſchenkte ihn dem Buben und ließ ihn damit heimfahren.

Seine Frau ſah ihn ſchon vom Hühnerhofe aus mit dem Wagen kommen. „Sieh da" rief ſie ins Haus, „da kommt ein

Fuhrmann den Weg herauf;“ denn daran dachte sie nicht, daß es ihr Mann sein könnte. Auf einmal hielt der Wagen am Thore und ihr Herr und Gemahl sprang herunter; da war großer Jubel und sie grüßten und küssten sich. Dann schaffte er all die Kostbarkeiten ins Haus; da fragte der alte Kaufmann seinen Schwiegersohn: wo er denn all die schönen Sachen her hätte. Der aber antwortete „ich bin bei der Sonne gewesen, da hab' ich sie mitgebracht.“ Da verstund der Kaufmann so, als hätt' er sie von der Sonne selber geschenkt bekommen, darum macht' er sich alsbald auf und wanderte den Weg zur Sonne. So zog er denn seine Straße ohne Rast und Ruh immer zu; da kam er auch an ein kleines Waßer über das er muste; aber wie er mitten drauf war, schrie der alte Mann halbert! Da war er selber los, der Kaufmann aber saß im Kahne fest, mit der Hand am Ruder — und wenn er nicht gestorben ist, sitzt er noch dort.

---

18. Lügenmärchen.

In alten grauen Zeiten, wie die Welt erst halb so groß war wie jetzt, aber tausendmal reicher — wie ich noch klein war — da stund in meines Vaters Garten eine große große Pappel, so groß daß man von ihrem Wipfel aus die ganze Welt sehen konnte: in der war auf der Seite in Mannshöhe ein Loch, so klein daß meine Hand nicht einmal ganz hineingieng; in dem wohnte eine gelbe Droßel. Nun gab ich mir alle Mühe, die Golddroßel aus ihrem Neste zu fangen, aber nie konnt' ich sie kriegen. Nun dacht' ich bei mir: mein Vater hat ein großes

Meßer, mit dem ſchneide ich das Loch vorn größer bis meine Hand hineinkann, und dann fang' ich die Goldamſel. Alſo nahm ich das große Meßer meinem Vater aus dem Schnappſack — denn der war ſehr gut und hatte es immer bei ſich im Sacke — und gieng damit in den Garten. Wie ich nun ſo ſchneide und an der Seite des Baumes herum haue, gleitets mir aus der Hand und fällt in die Höhle des Baums hinein. Lieber Gott, was ſollſt du nun machen? ſagt' ich in meiner Angſt vor mich hin; mein lieber Vater ſchlägt mich tot wenn ers erfährt, und ich weiß doch gar nicht wie ichs wiederkriegen ſoll. Was anders kam mir gar nicht in den Sinn, an was anders dacht' ich gar nicht, nur wie ich das Meßer wiederkriegte. Nun lief ich einfach durch den Garten und rannte bis ans Ende des ganzen Waldes. Da blieb ich ſtehen und dachte an mich ſelber; dann wandert' ich ohne Raſt und Ruh wieder fort auer übers Blachfeld.

Nach langem Wandern kam ich ſo einmal in ein Dorf, da ſah ich auf einem Hofe einen Wagen ſtehn. Da gieng ich hinein, und weil ich dachte „wo ein Wagen iſt, müßen auch Pferde ſein": ſo vermiethete ich mich als Kutſcher. Ein zwei Tage lebte ich ſo wie ich Luſt hatte, und that nichts als eßen und trinken. Da aber ſagte mein Wirt zu mir „Hans, wir wollen mal nach Débreczen! kannſt du auch wol fahren?" „Na wenn ich das nicht wüſte, Herr!" ſagt' ich. Nun gab er mir alſo einen Topf mit Schmer, und ich machte mich ans Wagenſchmieren. Nur eine Achſenſtange wollt' ich noch ſchmieren, da war der Ther ſchon alle. Nun gieng ich hinein, wollte mehr holen, und ſagte: für die eine Achſenſtange hätt' er mir nicht genug Ther gegeben. Ei du meine Seele! da kam ich ſchön an, wie ich das ſagte! Ja die Achſenſtangen ſollt' ich ja gar nicht ſchmieren, ſagt' er, ſondern das Rad. Aber ich hatte kaum ein Rad geſchmiert, da war der

Schmer schon wieder alle; ich gieng also und wollte mehr holen, weils kaum für ein Rad genug gewesen wäre. „Aber was hast du wieder gemacht, du Bengel von einem Windbeutel! Hans, die Achse hättest du schmieren müssen, nicht das Rad.“ So fuhr mich mein Wirt an; er hatte aber wahrhaftig gesagt, das Rad sollt' ich schmieren, darum hatt' ichs geschmiert. „Da hast du noch ein bischen Schmer“ sagt' er; schmiers nun an die Achse, hörst du? aber bloß da wo sichs Rad dreht — verstehst du?“ „Versteh' schon, Herr; versteh' schon!“ sagt' ich, und so schmier' ich denn nach seinem Befehle die Achsen. „Na nu spanne die Pferde an, Hans!“ rief mein Wirt wieder; „zweie vorne, zweie hinten; verstehst du?“ „Versteh' schon, lieber Herr! versteh' schon“ — und so gieng ich, und spannte die Pferde an wie ers befohlen hatte, zweie vorn und zweie hinten, zwei an den Vorder- und zwei an den Hinterschragen; gieng dann hinein und rief ihm laut zu, daß ers hören konnte „nun Herr Wirt! die Pferde sind angespannt wie befohlen; nu kanns fortgehn!“ „Gut, mein Sohn Hans! gut: ich komme gleich; du bist doch ein tüchtiger Bursche: du begreifst doch eine Sache so geschwinde, ich hätt' es gar nicht gedacht.“ So antwortete mir mein Brotherr; wie er aber herauskam und die Pferde sah wie ich sie angespannt hatte, so rührt' ihn beinah der Schlag. „Was, du Bengel von einem Windbeutel! hältst du mich für verrückt?“ flucht' er auf mich los; hab' ich dirs so gesagt?“ „„Wahrhaftig, lieber Herr! Ihr habt gesagt: zweie vorn und zweie hinten; drum hab' ichs so gemacht.““ „I wie wäre das möglich, du Halunke!“ fuhr jener fort, und prügelte mich in seinem Aerger wacker durch; dann spannt' er die Pferde selber an, alle viere vorn; mich aber stieß er in den Wagenkorb hinten und sagte: bis Débreczen sollt' ich kein Wort sprechen. Dann setzt' er sich in Sattel und peitschte auf die Pferde los, was

Zeug hielt. Auf einmal wie wir nicht mehr weit von Débreczen waren, fiel eine Achſenmutter heraus — ich ſagte kein Wort, weil mir mein Wirt ſo befohlen hatte. Hernach fiel das Rad ab — aber ich ſchwieg immer ſtille. Nun ſenkte ſich der Wagen mehr und mehr auf die Seite: auf einmal kehrt ſich mein Wirt um und ſieht daß das Rad abgefallen war. „Warum haſt du mir nichts davon geſagt, du Galgenſtrick?“ ſchrie er mich an. „Ja“ antwortet' ich, „der Herr Wirt haben ja geſagt: bis Débreczen ſollt' ich nicht mucksen; wenn ich aber zu greinen wagte, ſo wolltet Ihr mirs anſchmieren, daß auch mein ſiebenundſiebenzigſter Großvater mir die Knochen nicht wieder zuſammenleſen ſollte“ ſagt' ich. Aber mein Brotherr zog wieder den Stock aus dem Korbe vor, und prügelte mich tüchtig ab. „Packe dich aus meinen Augen, du Galgenvogel, und laß dich nicht mehr vor mir ſehen“ ſagt' er und jagte mich weg. So rannt ich denn nach Débreczen hinein: da fand ich auf der Straße einen blinden Bettler, und weil der einen Führer brauchte, ließ ich mich von ihm als Führer anſtellen.

Wir beide giengen alſo zuſammen betteln und kamen an ein Haus: da gaben ſie uns ein Stück trocken Brot, davon gab ich dem Alten die Hälfte, die andre Hälfte hob ich mir auf. Nun giengen wir in ein andres Haus; da buken ſie grade und gaben uns ein großes Stück Speckkuchen. Das aß ich aber ſelber und gab meinem Herrn nichts davon. Der fragte nun wie wir an der Thüre waren „was haben wir gekriegt?“ „„Trocken Brot““ ſagt' ich, und gab ihm das was ich von vorher aufgehoben hatte. Aber der Alte glaubte mirs nicht, weil er denn doch den Duft vom Speckkuchen gerochen hatte, und fieng mich an zu ſchelten, daß ich ihm was vorlöge; ſie hätten uns ja Speckkuchen gegeben. Da ſagt' ich ihm: ich wollt' ihn alleine laßen, wenn er an meiner

Ehrlichkeit zweifelte; dann könnt' er sich einen andern Führer suchen. Gleich erschrak der alte Bettler „ach verlaß mich nicht, lieber Sohn! verlaß mich nicht: ich will dir auch immer glauben" bat er mich furchtsam. So blieb ich denn, weil er mich so sehr bat, und wir giengen fürbaß.

Auf einmal sagt' er zu mir „wenn wir an eine Grube kommen, in die ich hineinfallen könnte, so ruf nur zanzékus, Meister!" „Schön, schön!" sagt' ich zu ihm, und nahm mir im Stillen vor: weil er mich so gescholten hatte, wollt' ich ihn einmal recht anführen. Wie wir drum an die Kirche kamen und er schon neben der Mauer war, so schrie ich laut „zanzékus, Meister"; plauz! sprang er gegen die Kirchhofmauer, daß ihm das Gehirn brummte; aber er traute sich nichts zu sagen, weil ich ihn sonst verließe dacht' er; nur ganz leise fragt' er „was ist denn das hier?" „„Eine Kirche, Meister!"" sagt' ich. „Na gut" sagt' er drauf, „hier wollen wir halten; wenn nun die jungen Priester kommen, so sag mirs: dann bitt' ich sie um ein kleines Almosen." „„Wie sehn die Priester denn aus?"" fragt' ich. „Schwarz" antwortet' er mir. Auf einmal kommen eine Menge Büffel; gleich rief ich „die Priester kommen." Gleich gieng auch mein Meister hin, und wie er bis zu ihnen hingetappt war, zertrampelten sie ihn gehörig, daß er nur so heulte; ich jagte nachher die Büffel weg von ihm und sagte zu ihm „die Priester sind doch recht garstige Leute." Traurig stund nun der arme Mann vom Boden auf, und trug mir auf: wenn die Schwarzen noch einmal kämen, so sollt' ichs ihm zurufen; wenigstens wollt' er sie abprügeln, weil sie ihn so zertrampelt hätten.

Nicht lange darauf kamen die Priester dahin; gleich rief ich „die Schwarzen kommen." Witsch watsch schlug mein Herr dazwischen. Die aber verstunden die Sache ernsthaft, und deckten ihn

dermalen zu, daß, wenn ich nicht dageweſen wäre, ſo wär' er ſchwerlich mit dem Leben davongekommen.

Das war auch vorbei, und wir giengen weiter. Ich wars nun ſchon überdrüßig Blindenleiter zu ſein, und wollte mich von dem Alten auf jede Weiſe losmachen; aber immer wollt' es nicht gehen. Einmal wie wir von einem Dorfe ins andre giengen, fand ich mitten auf dem Felde einen alten Brunnen, in dem gar kein Waßer mehr war. Gleich ſtiegen allerlei Gedanken in mir auf; und wie wir nicht mehr weit davon waren, ſchrie ich „zanzékus, Meiſter!" Da ſprang der Alte mitten hinein, ich aber lief davon.

Wie ich nun ſo über Stock und Stein lief, kam ich in ein Dorf, und vermiethete mich da bei einem Gutsbeſitzer als Ziegenhirte. Die Ziegenhürde war draußen im Dorfe. Mein Herr ſchickte mich alſo hinaus: ich ſollte draußen bei den Ziegen ſchlafen; frieren würd' ich nicht — ſagt' er — davor ſollt' ich mich nicht fürchten: Holz wäre genug da, ich könnte ſo ein Feuer anzünden daß die ganze Hürde mit verbrennen könnte. So faßt' ich mir auch ein Herz und ſchürte auf einmal ein ſolches Feuer an, daß die ganze Hürde gleich in Flammen ſtund. Wie ich mich ſo wärme an dem Stallfeuer, ſeh' ich daß jemand auf mich losrennt, mir mit einem großen Stocke droht und entſetzlich ſchreit. Alsbald wie er näher kam, erkannt' ich ihn daß es mein Herr war; drum drohte er mir, weil ich ſeinen Stall angeſteckt hätte. Ich nahm die Sache auch gar nicht für Spaß; fort, haſt du nicht geſehn? lief ich davon, und ließ in meinem Schrecken noch gar meinen Mantel dort liegen.

Mein Herr jagte mir durch den ganzen Wald nach; da wo er mich einmal grade nicht ſehen konnte, ſprang ich auf einen großen hohen Gabelbaum; auf dem war zwiſchen den beiden

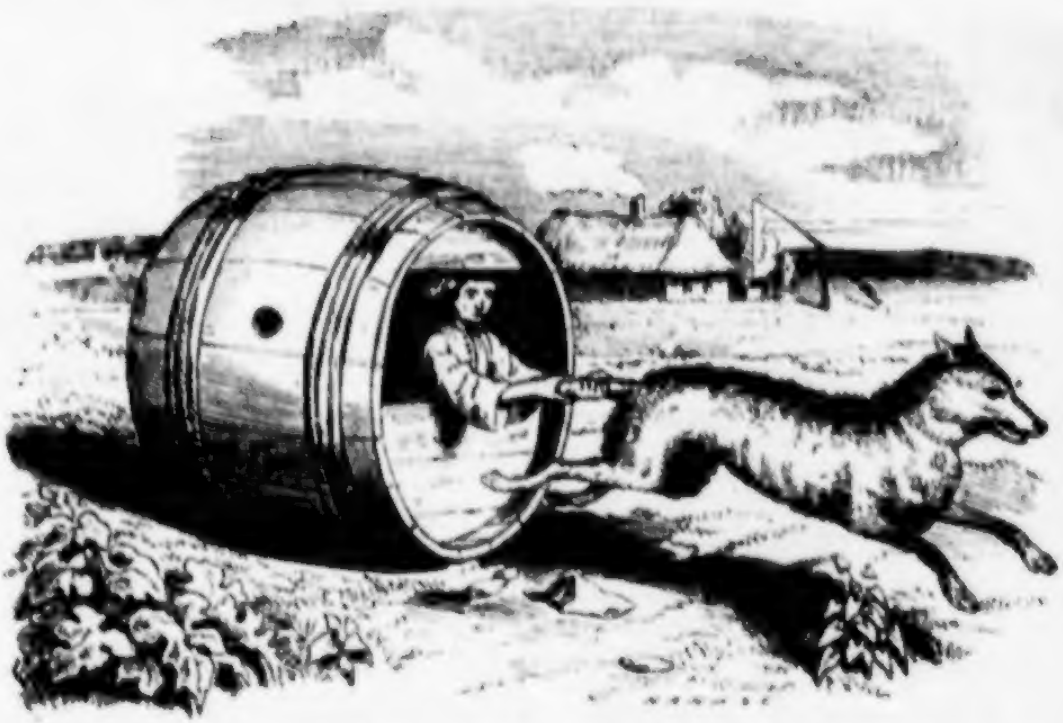
Aeſten ein großes Loch. In dem Loche ließ ich meine Beine ein bischen baumeln — auf einmal rutſcht' ich hinein. Nun ſtak ich wahrhaftig drin: herauskriechen konnt' ich nicht — ſo war ich drei Tage drin, ohne was zu eßen oder zu trinken. Wie der dritte Tag vorbei war, kamen zum Glück ein paar Muldenzigeuner in den Wald, und wollten den Baum umhauen in dem ich ſtak. Sie hieben ein Bischen drauf los: auf einmal wurde ein Loch. Die Zigeuner freuten ſich darüber, und hieben immer tapferer darauf los. Wie aber das Loch ſo groß war daß ich durchkonnte, ſo ſchrie ich laut auf. Die Zigeuner erſchraken und liefen davon, ihre Beile aber ließen ſie da: ſo kroch ich ganz gemüthlich heraus, las die Beile auf und ſchlenderte damit ins nächſte Dorf. Da verkauft ich ſie alle beide, weil ich furchtbar hungrig war, und kaufte mir dafür Eßen.

Sobald ich ſatt geworden war, dacht' ich bei mir: es wäre das Beſte, ich gienge zuhauſe und bäte meinen Vater, er ſollte mir nicht mehr böſe ſein; dann könnt' ich dort wenigſtens leben wie ein Prinz. Ich machte mich alſo auf den Heimweg; wie ich aber ſo wandre zu ohne Raſt und Ruh, überfiel mich die Nacht in einem Walde. Was machſt du nun? dacht' ich da; hier freßen dich nachts die Wölfe. Wie ich ſo bei mir dachte, ſah ich weit, ganz weit ein Lichtchen flimmern; gleich gieng ich drauf los. Wie ich näher kam, ſah ich wie zwölf Räuber drum herum ſaßen: jeder briet ſich einen Ochſen, und neben jedem ſtund ein Faß Wein. Ein Weilchen fürchtet' ich mich, an ſie heranzugehn; aber was wollt' ich anders machen? Ich gieng heran und ſagte ihnen guten Abend. Die Zwölfe ſtarrten mich alle auf einmal an; weil ſie aber ſahen daß ich allein war, muſt' ich mich neben ſie ſetzen, und ſie redeten ganz freundlich mit mir. Wie die Ochſen gar waren, tractierten ſie mich dankit, und Wein muſt' ich auch mit

ihnen trinken. Sobald ich tüchtig gegeßen und getrunken, legt' ich mich hin und ſtützte den Kopf auf den Ellbogen; zu ſchlafen aber traut' ich mich nicht, denn ich war bange, ſie könnten mich totſchlagen — darum macht' ich bloß die Augen zu. Die aber dachten ich ſchliefe, und fiengen nun an von mir zu ſprechen, was ſie mit mir machen ſollten, ob ſie mich totſchlagen oder was ſie ſonſt machen ſollten! Denn wenn ich am Leben bliebe, ſo könnt' ich ihren Weg erlauern und ſie verrathen. Der Eine ſagte: ſie ſollten mich totmachen; ein Andrer ſagte: ſie ſollten mir nichts zu Leide thun; zuletzt vereinigten ſie ſich; ſie wollten mich in ein leeres Faß ſtecken. Ich hörte das alles, getraute mich aber freilich nicht zu muckſen. Sie ſteckten mich alſo in ein leeres Faß und ließen mich dort; die Räuber aber giengen Gott weiß wohin.

Zum Glücke war ein Spundloch in dem Faße, und das gieng grad' auf den Platz wo die Ochſenknochen auf Haufen lagen. Kaum waren die Räuber weg, da kam ein furchtbar großer Wolf an die Knochen heran, und wie er ſo an den Knochen nagte, gerieth ſein Schwanz ein bischen in das Faßloch hinein; und wie die Knochen vor ihm weniger wurden und er immer mehr zurückgieng, ſo kam auch ſein Schwanz immer tiefer hinein. Auf einmal wie ich ſah daß ich ihn nun gut greifen könnte, faßt' ich den Schwanz mit der Hand, zog ihn noch tiefer herein, und wickelt' ihn wol dreimal um meine Hand. Der Wolf erſchrak und fieng an davonzulaufen über Berg und Thal; ich im Faße immer hinterdrein.

Auf einmal grad' am Ende des Dorfes wo ich her war, ſchlug er das Faß ſo gegen die Wand eines Hauſes, daß das Faß ganz auseinander fiel, die Wand aber ſtürzte ein. Da ließ ich den Schwanz los; der Wolf floh nun wieder über Berg und Thal; das machte mir aber wenig Kummer, denn nun war ich wieder in meinem Dorfe.



Wers nicht glaubt was ich erzählt habe, der kann in unser Dorf kommen und sich am letzten Hause die Wand besehen, die ist eingestürzt geblieben bis auf den heutigen Tag.

19. Das Zicklein.

Es war einmal ein armer Mann, der hatte drei Söhne und ein Zicklein; da sagte er zu seinem ältesten Sohne „treib das Zicklein aus, mein Sohn, in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht.“ Der Sohn treibt auch das Zicklein aus in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht. Abends treibt ers wieder heim, da fragt der Mann seinen Sohn „hast dus ausgetrieben?“ „„Ja““ sagte der Sohn. „Hast du gefreßen, lieb Zicklein, und hast du getrunken?“ fragt der Mann das Zicklein. „Nichts getrunken, nichts

gefreßen! bin faſt tot vor Durſt und Hunger!“ antwortet das Zicklein. Da ſchlug der Mann ſeinen Sohn tot.

Wieder ſagt er zu ſeinem zweiten Sohne „treib das Zicklein aus, mein Sohn, in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht.“ Auch der treibts aus in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht. Abends bringt er das Zicklein heim, da fragt der Mann wieder „haſt du gefreßen und haſt du getrunken, lieb Zicklein?“ „„Nichts getrunken, nichts gefreßen! bin faſt tot vor Durſt und Hunger!““ antwortete das Zicklein. Da ſchlug der Mann auch den Sohn tot.

Nun ſagt er zu ſeinem dritten Sohne: er ſollte das Zicklein austreiben in Gras das ihm ans Knie reicht, in Waßer das ihm ans Band reicht. Der Sohn triebs gleich aus, aber dießmal lauerte ihm der Mann auf, ob ſein Sohn das Zicklein wirklich auf die Weide triebe; da ſah er denn wie das Zicklein fraß und trank. Wie ers Abends heim trieb, fragte der Mann wieder „haſt du gefreßen, lieb Zicklein, und haſt du getrunken?“ „„Nichts getrunken, nichts gefreßen! bin faſt tot vor Durſt und Hunger!““ Da faßte er ſamt ſeinem Sohne das Zicklein und fieng an, es lebendig zu ſchinden. Wie er ihm das Fell halb abgezogen hatte, ſprang das Zicklein in die Höhe, entwiſchte aufs Feld und ſchlüpfte in ein Fuchsloch.

Nun kommt der Fuchs heim, traut ſich aber nicht in ſein Loch, und bleibt und lauert vorn am Eingang. Da kommt ein Wolf dazu; „was machſt du da, Pathe Fuchs?“ fragt er den. „Ach Pathe Wolf“ ſagte der Fuchs, „da iſt was in meinem Hauſe, daß ich mich nicht hinein traue.“ „„Was denn?““ ſagt der Wolf; „„ich wills ſchon heraustreiben.““ Schrie der Wolf „wer biſt du drin?“ Schrie es heraus

„Ich bin drin, ich bin drin,
das geſchundne Zickelchen;
ach mein Fuß iſt weh weh weh!
wart ich ſtoß' dich — mach und geh!"

Da traute ſich auch der Wolf nicht in das Loch und wuſt' es nicht herauszutreiben. Kam ein Reh dazu: „Pathe Fuchs, was machſt du da"? „„Da iſt was in meinem Hauſe, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen ſoll."" „Was denn? ich wills ſchon heraustreiben" und ſchrie auch „wer biſt du da drin?"

„„Ich bin drin, ich bin drin,
das geſchundne Zickelchen;
ach mein Fuß iſt weh weh weh!
wart ich ſtoß' dich — mach und geh!""

Da konnt' es auch das Reh nicht heraustreiben. Kam ein Haſe dazu: „Pathe Fuchs, was machſt du da?" „„da iſt was in meinem Hauſe, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen ſoll."" „Ich wills ſchon heraustreiben. Wer biſt du drin?"

„„Ich bin drin, ich bin drin,
das geſchundne Zickelchen;
ach mein Fuß iſt weh weh weh!
wart ich ſtoß' dich — mach und geh!""

Da konnt' es auch der Haſe nicht heraustreiben. Kam ein Stachelſchwein dazu: „Pathe Fuchs, was machſt du?" „„Ach da iſt was in meinem Hauſe, das weiß ich nicht wie ichs herauskriegen ſoll."" „Ich wills ſchon heraustreiben; wer biſt du da drin?"

„„Ich bin drin, ich bin drin,
das geſchundne Zickelchen;
ach mein Fuß iſt weh weh weh!
wart ich ſtoß' dich — mach und geh!""

Da wälzte ſich das Stachelſchwein in das Loch hinein, und ſtach

dem Zicklein ſeine nackten Füße mit ſeinen Stacheln wund, da ſprang das Zicklein heraus — die Andern packtens von allen Seiten und zerrißens und fraßens — nur die Gedärme kriegte der Fuchs auf ſein Theil.

Nach einer Weile ſagte der Wolf zum Fuchſe „ach hätt' ich doch was zu freßen!“ Sagte der Fuchs „ſo wollen wir den von uns freßen, der den häßlichſten Namen hat. Wolf — Wolf — ſchöner Name! Fuchs — Buchs — ſchöner Name! Reh — Beh — ſchöner Name! Haſe — Baſe — ſchöner Name! Stachelſchwein — häßlicher Name!“ Da fraßen ſie das Stachelſchwein. Ueber eine kleine Weile ſagte der Wolf wieder zum Fuchs „hätt' ich doch was zu freßen!“ Sagte der Fuchs wieder „wir wollen den von uns freßen der den häßlichſten Namen hat.“ Zählte der Wolf wieder ab „Wolf — Wolf — ſchöner Name! Fuchs — Buchs — ſchöner Name! Reh — Beh — ſchöner Name! Haſe — Baſe — häßlicher Name!“ Da fraßen ſie den Haſen; dann das Reh; aber eine Weile nachher hatten ſie wieder nichts zu freßen. Da holte der Fuchs die Gedärme vom Zicklein vor und fieng an zu freßen. Sahs der Wolf und fragte „Pathe Fuchs, was frißt du da?“ Sagte der Fuchs „ich habe meinen Bauch aufgebißen und freße meine Eingeweide; beiß dir ihn auch auf, und friß deine wie ich meine.“ Gleich biß ſich der Wolf den Bauch auf und krepierte dran: da hatte der Rothfuchs zweierlei zu freßen.

20. Kindermärchen.

Es war einmal ein reicher Mann, der hatte einen Diener, der hieß Jakob; den ſchickt' er einmal auf das Feld, er ſollte

Hafer ſchneiden; aber Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam aber auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn ſein Hündchen hin, es ſoll den Jakob beißen — Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn den Prügel hin, er ſoll das Hündchen prügeln — Prügel prügelt' Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn das Feuer hin, das ſoll den Prügel brennen — Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn das Waßer hin, es ſoll das Feuer löſchen — Waßer löſcht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn den Ochſen hin, der ſoll das Waßer ſaufen — Ochſe ſäuft das Waßer nicht, Waßer löſcht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er denn den Schlächter hin, der ſoll den Ochſen ſchlachten — Schlächter ſchlacht den Ochſen nicht, Ochſe ſäuft das Waßer nicht, Waßer löſcht das Feuer nicht, Feuer brennt den Prügel nicht, Prügel prügelt's Hündchen nicht, Hündchen biß den Jakob nicht, Jakob ſchnitt den Hafer nicht, kam auch nicht heim.

Da ſchickt' er den Friedensrichter hin: er ſoll den Schlächter ſchlagen. Da ſchlug der Richter den Schlächter, da ſchlachtet' der Schlächter den Ochſen, da ſoff der Ochſe das Waßer, da löſchte

das Waßer das Feuer, da brannte das Feuer den Prügel, da prügelt der Prügel das Hündchen, da biß auch das Hündchen den Jakob, da schnitt auch der Jakob den Hafer, da kam er auch heim; da kriegt' er denn sein Decem daß es seine Art hatte, aber dann sezt' er sich gleich hin und aß seine Hefenklöße.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Inhalt.

Nr.		Seite
1.	Die ſechs Drachen	1
2.	Das Lilienmädchen	16
3.	Sieben Eide gelten mehr als Einer	22
4.	Der Arme und der Tod	30
5.	Die ſchwarze Jungfrau	34
6.	Die verwünſchte Königstochter auf dem Glasberge	39
7.	Die verwandelten Kinder	55
8.	Weißnitle	61
9.	Die ſchöne Meerfrau	77
10.	Die Princeſſin im Sarge	97
11.	Hundert auf Einen Streich	106
12.	Die ſieben weiſen Meiſter	113
13.	Strohkönig	128
14.	Die drei Flüchtlinge	146
15.	Der mitleidige Kaufmann	153
16.	Kutſcher Tems	168
17.	Des armen Mannes Sohn und die Kaufmannstochter	188
18.	Lügenmärchen	193
19.	Das Zicklein	201
20.	Kindermärchen	204